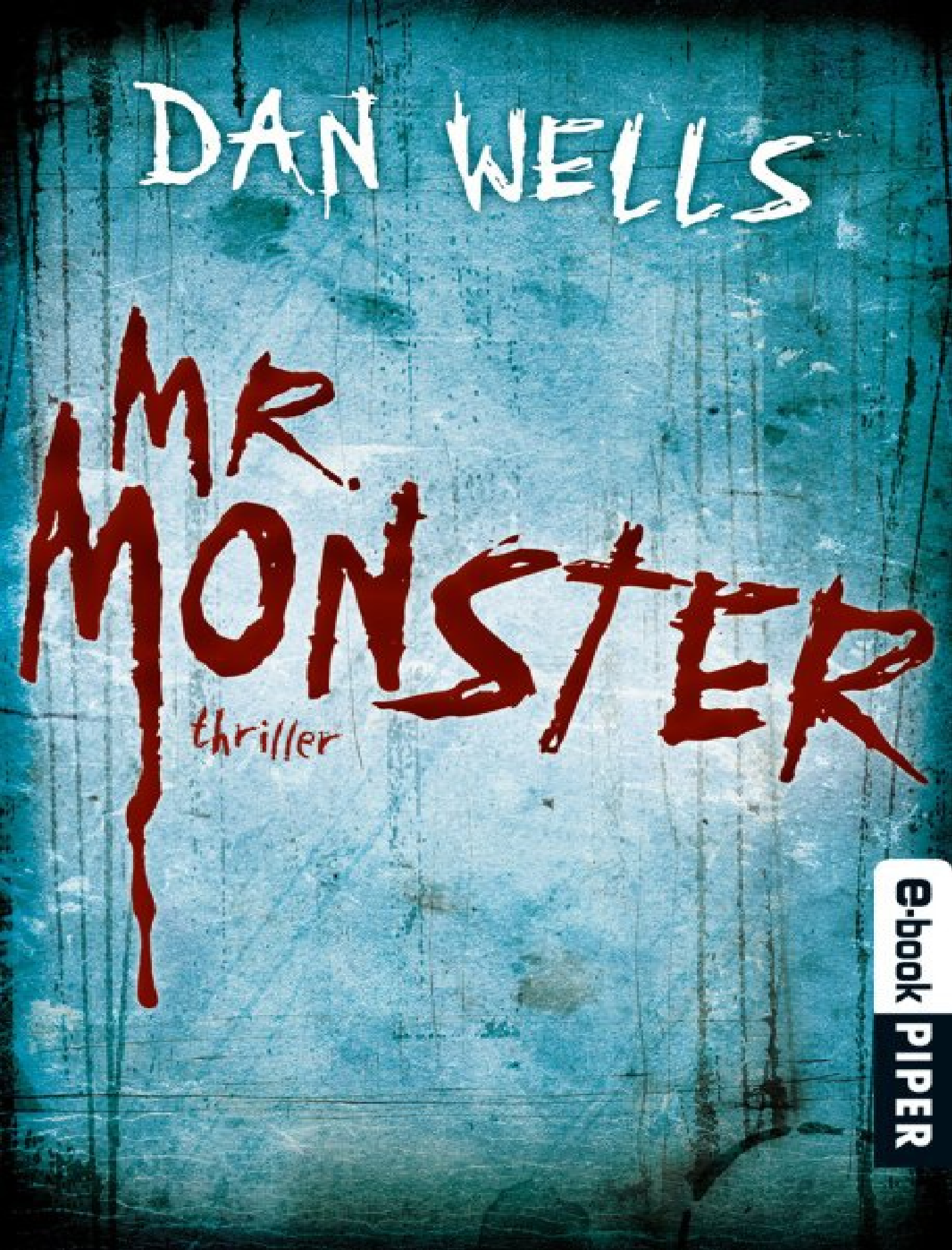

DAN WELLS
MR. MONSTER
thriller
e-book PIPER

Dan Wells

Mr. Monster

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Jürgen Langowski

Piper München Zürich

Entdecke die Welt der Piper Fantasy:

Piper-Fantasy.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der im Piper Verlag erschienenen Buchausgabe

1. Auflage 2010

ISBN 978-3-492-95011-4

© Daniel A. Wells 2010

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe:

© Piper Verlag GmbH, München 2010

Übersetzung der Gedichtzeile aus »Alone« von Edgar Allen Poe:

Walter A. Aue

Umschlagkonzeption: semper smile, München

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München

Umschlagabbildungen: Anke Koopmann / Guter Punkt

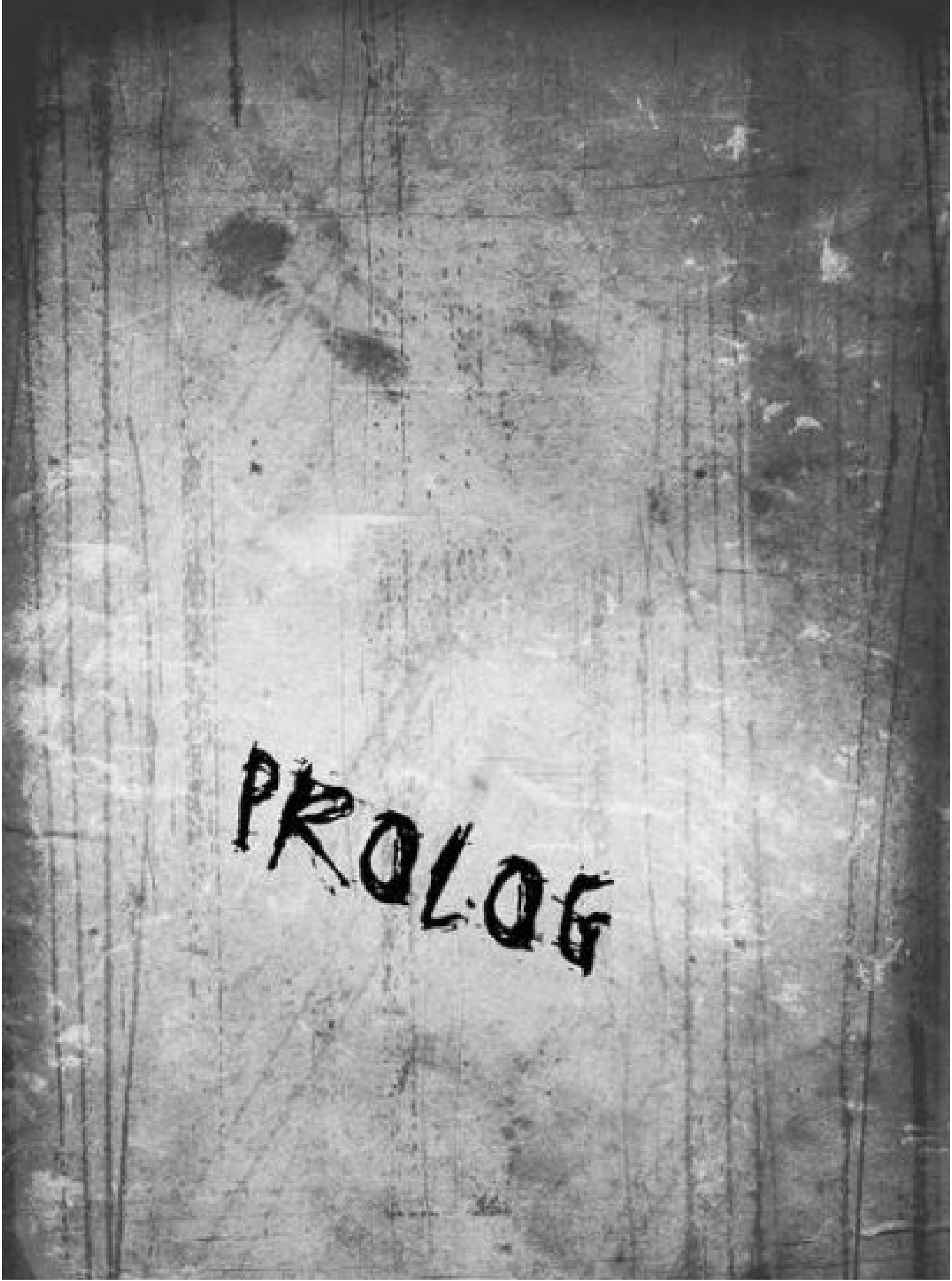
Datenkonvertierung: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

Für meine Frau, weil dies ihr Lieblingsbuch ist.

Habe ich nicht ein unglaubliches Glück?

Von Kindheits Stunde war ich nicht
wie and’re war’n, denn meine Sicht
war anders

Edgar Allan Poe, Alone


PROLOG



Ich habe einen Dämon getötet. Mir ist nicht ganz klar, ob er wirklich ein echter Dämon war, denn ich bin nicht sehr religiös, aber mein Nachbar war auf jeden Fall ein Monster mit Reißzähnen, Klauen und wer weiß was sonst noch. Er konnte die Gestalt wechseln und hat eine ganze Reihe von Menschen getötet. Hätte er bemerkt, dass ich über ihn Bescheid wusste, dann hätte er auch mich umgebracht. Da mir kein besseres Wort eingefallen ist, habe ich ihn einen Dämon genannt, und weil es niemand sonst hätte tun können, habe ich ihn getötet. Ich glaube, das war richtig so. Wenigstens hat die Mordserie danach aufgehört.

Na ja, für eine Weile jedenfalls.

Übrigens müssen Sie wissen, dass auch ich ein Monster bin – allerdings kein übernatürliches Wesen, sondern bloß ein ziemlich gestörter Junge. Mein Leben lang habe ich mich bemüht, die dunkle Seite in mir zu unterdrücken, damit sie niemandem wehtun kann, aber dann ist dieser Dämon aufgetaucht, den ich nur aufhalten konnte, indem ich meinen Schatten von der Leine ließ. Jetzt weiß ich nicht mehr, wie ich ihn wieder einsperren kann.

Die dunkle Seite in mir nenne ich Mr. Monster. Es ist der Anteil, der von blutigen Messern träumt und sich vorstellt, wie

Sie aussehen, wenn Ihr Kopf auf einem Pfahl steckt. Ich leide nicht an multipler Persönlichkeitsstörung und höre auch keine Stimmen oder so. Es … es ist schwer zu erklären. Ich denke oft an schreckliche Dinge und will manchmal auch etwas Schreckliches tun, und mit dieser Seite in mir komme ich besser zurecht, wenn ich sie behandle, als wäre sie jemand anders – es ist nicht John, der seine Mutter in kleine Stücke hacken will, sondern Mr. Monster. Verstehen Sie? Damit geht es mir gleich besser.

Leider liegt genau da auch das Problem: Mr. Monster ist gierig. Serienmörder reden oft über einen Drang – irgendetwas treibt sie an. Anfangs können sie sich noch beherrschen, aber es baut sich immer weiter auf, bis sie sich nicht mehr zurückhalten können, und dann schlagen sie zu und töten. Ich habe bisher nie verstanden, was damit gemeint war, aber ich glaube, jetzt weiß ich es. Inzwischen fühle ich es selbst, es steckt mir tief in den Knochen und ist so hartnäckig und unausweichlich wie der Trieb, zu jagen, zu essen oder sich zu paaren.

Ich habe schon einmal getötet, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis ich es wieder tun muss.


EINS



Es war ein Uhr morgens, und ich starrte die Katze an.

Wahrscheinlich war sie weiß, aber das konnte ich im Dunkeln nicht genau erkennen. In dem spärlichen Mondlicht, das durch die geborstenen Scheiben hereinfiel, wirkte der Raum viel älter. Wie eine Szene in einem Schwarz-Weiß-Film. Die Betonwände waren grau, ebenso die verbeulten Fässer, die Bretterstapel und die halb leeren Lackdosen, und mittendrin saß die graue Katze und wollte nicht weichen.

Ich kippte die Plastikflasche, die ich mitgebracht hatte, hin und her und hörte das Benzin darin schwappen. In der Hosentasche hatte ich ein Streichholzbriefchen, vor mir lag ein Haufen ölverschmierter Lappen. Hier drinnen gab es genügend altes Holz und Chemikalien, um ein spektakuläres Feuer zu nähren. Ich musste dringend einen Brand legen, wollte aber der Katze nicht wehtun. Ich wagte nicht einmal, sie zu verscheuchen, weil ich Angst hatte, vollends die Beherrschung zu verlieren.

Also starrte ich sie nur an und wartete. Sobald sie verschwand, war dieser Bau Geschichte.

Es war Ende April, endlich gewann der Frühling die Oberhand und verwandelte das langweilige gefrorene Clayton County in ein fröhliches grünes Land. Größtenteils lag das

natürlich daran, dass der Clayton-Killer uns endlich in Ruhe ließ. Die entsetzliche Mordserie hatte sich über fast fünf Monate hingezogen, bis er ganz plötzlich damit aufgehört hatte. Seit Januar hatten wir nichts mehr von ihm gehört. Danach hatte die Stadt noch zwei Monate lang vor Furcht den Kopf eingezogen, alle hatten abends Türen und Fenster verrammelt und sich am Morgen kaum getraut, den Fernseher einzuschalten, weil sie fürchteten, in den Frühnachrichten schon wieder eine verstümmelte Leiche zu erblicken. Doch es war nichts weiter geschehen, und so hatten wir allmählich die Überzeugung gewonnen, dass es wirklich vorbei war und dass wir keine Leichen mehr wegräumen mussten. Die Sonne stieg höher, der Schnee schmolz, und die Menschen lächelten wieder. Wir hatten es überstanden. Seit einem Monat breitete sich in Clayton so etwas wie verhaltene Zuversicht aus.

Übrigens war ich der Einzige, der sich die ganze Zeit über keinerlei Sorgen gemacht hatte, denn ich wusste ganz genau, dass der Clayton-Killer schon im Januar ein für alle Mal aus dem Verkehr gezogen worden war. Immerhin hatte ich ihn selbst umgebracht.

Endlich rührte sich die Katze, nahm den Blick von mir, senkte den Kopf und leckte sich eine Pfote. Reglos stand ich da

und hoffte, sie würde mich irgendwann einfach vergessen und nach draußen laufen, um Mäuse zu fangen oder so. Katzen gehen ja angeblich nachts auf die Jagd, und auch diese musste früher oder später mal etwas fressen. Schließlich zog ich meine Uhr aus der Hosentasche – eine billige Armbanduhr, von der ich die Plastikriemen abgerissen hatte – und vergewisserte mich noch einmal, wie spät es war. Fünf nach eins. Das brachte doch nichts.

Das Gebäude war vor vielen, vielen Jahren als Nachschublager für eine Baufirma errichtet worden. Damals, als das große Sägewerk noch neu war und die Leute noch dachten, aus Clayton County könne mal etwas werden. Dazu war es jedoch nicht gekommen. Das Sägewerk hatte irgendwie überlebt, aber die Baufirma hatte nur Verluste gemacht und den Laden bald wieder geschlossen. In den Jahren danach war ich nicht der Einzige gewesen, der das aufgegebene Gebäude benutzt hatte. Die Wände waren mit Graffiti beschmiert, auf dem Boden lagen leere Bierdosen und Verpackungen herum. Hinter ein paar Paletten hatte ich sogar eine Matratze entdeckt, wahrscheinlich der Unterschlupf eines Landstreichers. Ich fragte mich, ob der Clayton-Killer auch ihn erwischt hatte, bevor ich ihn ausgeschaltet hatte. Wie auch immer, die Matratze war verschimmelt und lange nicht mehr benutzt

worden. Vermutlich war den ganzen Winter über niemand hier gewesen. Als sich mir endlich die richtige Gelegenheit bot, bildete die schräg aufgestellte Matratze einen wichtigen Teil meines sorgfältig vorbereiteten Feuers.

An diesem Abend konnte ich allerdings nichts weiter tun. Ich habe nämlich Regeln, sehr strenge Regeln sogar, und die allererste lautet: Quäl keine Tiere. Die Katze hatte mich somit zum vierten Mal daran gehindert, das Lagerhaus niederzubrennen. Vielleicht hätte ich dafür sogar dankbar sein sollen, aber … ich musste dringend etwas abfackeln. Irgendwann würde ich mir diese verdammte Katze schnappen und … nein. Ich würde ihr nichts antun. Ich würde nie wieder irgendjemandem irgendetwas antun.

Tief durchatmen.

Ich stellte die Flasche mit dem Benzin weg. Mir blieb nicht mehr genug Zeit, um auf die Katze zu warten. Vielleicht konnte ich wenigstens etwas Kleineres verbrennen. Also schleppte ich eine hölzerne Palette nach draußen und ging wieder rein, um das Benzin zu holen. Die Katze war noch da, sie hatte sich auf einem unregelmäßigen Flecken Mondlicht niedergelassen und beobachtete mich.

»Eines Tages«, drohte ich ihr. Dann drehte ich mich um

und ging hinaus, tröpfelte etwas Benzin auf die Palette, gerade genug, damit sie leicht Feuer fing, und stellte den Behälter neben mein Fahrrad, möglichst weit vom Feuer entfernt. Immer an die Sicherheit denken. Die Sterne leuchteten hell, und der Wald schien sehr nahe, doch das Lagerhaus stand auf einer Lichtung aus Kies und totem Gras. Irgendwo hinter den Bäumen rauschte der Verkehr auf dem Interstate, große Trucks und hin und wieder ein Auto.

Ich kniete vor der Palette nieder, roch die Benzindämpfe und holte die Streichhölzer heraus. Die Mühe, die Bretter zu zerbrechen und ein richtiges Feuer aufzuschichten, machte ich mir gar nicht erst. Ich riss ein Streichholz an und ließ es aufs Benzin fallen. Sofort stiegen helle gelbe Flammen empor. Zuerst fraßen sie den Treibstoff, ganz langsam griffen sie auch auf das Holz über. Ich sah gespannt zu, lauschte auf das Knacken und Knistern, während die eingeschlossene Feuchtigkeit in der Hitze verdampfte. Sobald das Holz gut brannte, packte ich die Palette an einer sicheren Ecke und stellte sie hoch, um den Flammen weitere Nahrung zu geben. Etwas später drehte ich sie noch einmal um, damit das Feuer auch das restliche Holz erreichen konnte. Die Flammen bewegten sich wie Lebewesen, tasteten mit dünnen gelben Fingern die Nahrung ab, kosteten sie, griffen gierig danach und

verschlangen sie.

Das Feuer breitete sich rasch aus, besser sogar, als ich es erwartet hätte. Es wäre eine Schande, es nur für eine einzige Palette zu verschwenden.

So schleppte ich noch eine zweite aus dem Lagerhaus herbei und warf sie in die Flammen, die inzwischen hoch genug brannten, um zu tosen und zu knacken. Entzückt machten sie sich über das neue Stück Holz her, und ich lächelte wie der stolze Besitzer eines klugen Hunds. Das Feuer war mein Haustier, mein Gefährte und mein einziges Ventil. Wenn Mr. Monster in mir lärmte, ich solle meine Regeln brechen und jemandem wehtun, konnte ich ihn mit einem guten Feuer immer besänftigen. Schon griffen die Flammen auf die zweite Palette über, ich vernahm das dumpfe Tosen, mit dem sie den Sauerstoff anzogen, und lächelte. Sie verlangten nach frischer Nahrung, also ging ich hinein und holte noch zwei Paletten. Etwas mehr konnte nicht schaden.

»Tu mir bitte nicht weh!«

Ich mochte es sehr, wenn sie das sagte. Irgendwie und aus irgendeinem Grund rechnete ich immer damit, dass sie fragte: »Wirst du mir jetzt wehtun?« Doch dazu war sie viel zu klug.

Sie war im Keller an die Wand angekettet, und ich hielt ein Messer in der Hand. Natürlich würde ich ihr wehtun. Brooke stellte keine dummen Fragen, und das war einer der Gründe dafür, dass ich sie so mochte.

»Bitte, John, ich flehe dich an. Bitte, tu mir nicht weh!«

Das hätte ich mir stundenlang anhören können. Es gefiel mir, weil sie damit direkt zur Sache kam: In dieser Situation lag die ganze Macht in meinen Händen, und das wusste sie. Ganz gleich, was sie wollte, ich war der Einzige, der es ihr geben konnte. In diesem Raum, mit dem Messer in der Hand, war ich ihre ganze Welt und verkörperte alle ihre Hoffnungen und Ängste. Ich war ihr Ein und Alles.

Fast unmerklich bewegte ich das Messer, und sofort stieg meine Erregung, als ihr ängstlicher Blick der Klinge folgte: erst nach links, dann nach rechts, nach oben, nach unten. Es war ein intimer Tanz, unsere Gedanken und Körper in höchster Harmonie.

So hatte ich mich schon einmal gefühlt, als ich meine Mutter in der Küche mit einem Messer bedroht hatte. Damals hatte ich aber noch nicht gewusst, dass Brooke die Einzige war, bei der es mir wirklich etwas bedeutete. Nur zu Brooke wollte ich wirklich eine Beziehung herstellen.

Ich hob das Messer und tat einen Schritt auf sie zu. Wie eine Partnerin beim Tanz bewegte sich auch Brooke und presste sich mit dem Rücken an die Wand. Sie riss die Augen weit auf, ihr Atem beschleunigte sich. Eine vollkommene Verbindung.

Vollkommen.

Alles war vollkommen – genau, wie ich es mir tausendmal ausgemalt hatte. So wurde Phantasie zur Realität, ein derart vollkommenes Szenario, dass es mich fast überwältigte. Brooke heftete die großen Augen unverwandt auf mich. Sie schauderte, als ich die Hand nach ihr ausstreckte, nach ihrer hellen Haut. Gefühle stiegen in mir auf, brodelten, kochten über, versengten mich.

Das ist falsch. Es ist genau das, was ich immer wollte, und genau das, was ich immer vermeiden wollte. Richtig und falsch zugleich.

Ich kann Traum und Albtraum nicht mehr unterscheiden.

Es gab nur eine Möglichkeit, die Sache zu beenden. Die Art und Weise, wie es immer endete. Ich rammte Brooke das Messer in die Brust, sie kreischte, und ich wachte auf.

»Aufstehen«, sagte Mom noch einmal und schaltete das Licht ein. Stöhnend drehte ich mich um. Ich hasste das Aufwachen, aber den Schlaf hasste ich noch mehr – viel zu viel

Zeit, die ich allein mit meinem Unterbewussten verbringen musste. Mühsam stemmte ich mich hoch und schnitt eine Grimasse. Schon wieder ein Albtraum, und höchstens zwanzig Stunden, bis der nächste beginnt.

»Heute ist ein wichtiger Tag«, verkündete Mom und zog die Jalousien vor meinem Fenster hoch. »Nach der Schule hast du einen Termin bei Clark Forman. Komm schon, steh auf!«

Ich blinzelte müde. »Muss ich denn wirklich schon wieder zu Forman?«

»Ich hab's dir doch letzte Woche erklärt«, sagte sie. »Wahrscheinlich eine weitere Aussage.«

»Meinetwegen.« Ich stieg aus dem Bett und wollte duschen, doch Mom versperrte mir den Weg.

»Warte!«, ermahnte sie mich streng. »Was dürfen wir nicht vergessen?«

Seufzend sagte ich mit ihr zusammen unseren rituellen Morgenspruch auf: »Heute will ich gute Gedanken denken und jedem, der mir begegnet, ein Lächeln schenken.« Zufrieden klopfte sie mir auf die Schulter. Manchmal hätte ich einfach lieber nur einen Wecker gehabt.

»Cornflakes oder Cheerios?«

»Ich kann mir mein Müsli selbst machen«, wehrte ich ab und drängelte mich an ihr vorbei ins Bad.

Meine Mom und ich lebten über der Leichenhalle in einem stillen kleinen Viertel am Rand von Clayton. Genau genommen wohnten wir sogar schon jenseits der Stadtgrenze, weshalb wir eigentlich zum County gehörten, doch der Bezirk war insgesamt so klein, dass sich eigentlich niemand darum kümmerte, wo die Grenzen verliefen. Wir lebten eben in Clayton, und dank der Leichenhalle gehörten wir zu den wenigen Familien, in denen nicht mindestens ein Mitglied im Sägewerk arbeitete. Man hätte meinen können, in einer Kleinstadt wie dieser seien nicht genügend Leichen angefallen, damit sich eine Leichenhalle rentierte, und das stimmt sogar. Das vergangene Jahr war ziemlich schwierig gewesen, und wir hatten Mühe gehabt, alle Rechnungen zu begleichen. Mein Dad zahlte zwar Alimente, genauer gesagt, die Behörden behielten es zwangsweise von seinem Lohn ein, aber das reichte immer noch nicht. Im letzten Herbst war allerdings der ClaytonKiller aufgetaucht und hatte uns reichlich Arbeit verschafft. Der anständige Teil in mir hatte es traurig gefunden, dass so viele Leute sterben mussten, damit unser Geschäft gut lief, aber Mr. Monster war total begeistert gewesen.

Mom wusste natürlich nichts von Mr. Monster. Allerdings war ihr bekannt, dass man bei mir eine Verhaltensstörung diagnostiziert hatte. Das ist die höfliche Umschreibung dafür, dass ich ein Soziopath bin. Offiziell heißt es eigentlich antisoziale Persönlichkeitsstörung, aber so dürfen sie es nur bei Patienten nennen, die mindestens achtzehn sind. Ich würde in einem Monat sechzehn werden, also hatte ich eine Verhaltensstörung.

Ich schloss mich im Bad ein und starrte den Spiegel an. Er war voller Haftnotizen, die Mom dort angebracht hatte, damit wir wichtige Dinge nicht vergaßen – nicht den alltäglichen Kram wie Termine, sondern langfristige Lebensregeln . Manchmal hörte ich, wie sie eine davon aufsagte, während sie sich morgens fertig machte, »Heute wird der schönste Tag meines Lebens« und ähnlicher Krampf. Auf dem größten Zettel standen Hinweise, die sie eigens für mich aufgeschrieben hatte. Es handelte sich um eine Regelliste auf liniertem rosafarbenem Papier, die in einer Ecke des Spiegels klebte. Die Regeln hatte ich selbst vor Jahren aufgestellt, um Mr. Monster unter Verschluss zu halten. Bis zum letzten Jahr, als ich ihn hatte herauslassen müssen, hatte ich mich peinlich genau danach gerichtet. Inzwischen hatte Mom es übernommen, die Befolgung zu überwachen. Jedes Mal beim Zähneputzen las ich

die Liste durch.

Regeln

Ich werde keine Tiere quälen.

Ich werde nichts verbrennen.

Wenn ich schlecht über jemanden denke, schiebe ich die Gedanken weg und sage etwas Nettes über den Betreffenden.

Ich werde Menschen nicht es nennen.

Wenn ich Lust habe, jemanden zu verfolgen, beachte ich ihn eine ganze Woche lang nicht, soweit es mir möglich ist.

Ich werde niemanden bedrohen, auch nicht indirekt.

Wenn jemand mich bedroht, werde ich mich zurückziehen.

Offensichtlich war die Regel, die das Verbrennen betraf, längst überholt. Mr. Monster war ausgesprochen beharrlich, andererseits erwies sich die Überwachung meiner Mutter als äußerst restriktiv. Eine der Seiten musste schließlich nachgeben, und genau dort geschah es dann. Feuer anzünden – kleine, leicht zu beherrschende Feuer, die niemandem wehtun konnten – war ein Sicherheitsventil, mit dem ich den ganzen Druck ablassen konnte, der sich in meinem Innern aufgebaut

hatte. Es war eine Regel, die ich brechen musste, wenn ich überhaupt darauf hoffen wollte, mit anderen Menschen zusammenzuleben. Natürlich verriet ich Mom nicht, was ich so trieb; ich ließ die Regel einfach auf der Liste stehen und übertrat sie.

Ehrlich gesagt war ich für Moms Hilfe sogar dankbar, aber … es war schwierig, sie Tag für Tag ertragen zu müssen. Ich spuckte die Zahnpasta ins Waschbecken, spülte mir den Mund aus und zog mich an.

Beim Frühstück verfolgte ich im Wohnzimmer die Frühnachrichten, während Mom hinter mir den Flur saugte, so weit das Kabel reichte. »Gibt es heute etwas Interessantes in der Schule?«, fragte sie.

»Nein«, erwiderte ich. Auch in den Nachrichten lief nichts Spannendes – oder jedenfalls keine Berichte über Todesfälle in der Stadt, und die waren mir gewöhnlich das einzig Wichtige. »Glaubst du wirklich, ich soll bei Forman noch eine weitere Aussage machen?«

Mom schwieg einen Moment lang hinter mir, und ich wusste genau, was sie dachte – in jener Nacht war es zu gewissen Ereignissen gekommen, die wir der Polizei bis heute nicht erzählt hatten. Es ist eine Sache, wenn ein Serienmörder

auf Sie losgeht, aber wenn sich dieser Serienmörder als Dämon entpuppt und vor Ihren Augen zu Asche und schwarzem Matsch zerschmilzt, wie sollen Sie das jemandem erklären, ohne ins Heim gesteckt zu werden?

»Die wollen sich bestimmt nur vergewissern, dass sie alles richtig in den Akten haben«, beruhigte sie mich. »Wir haben ihnen alles erzählt, was es zu erzählen gibt.«

»Alles bis auf den Dämon, der versucht hat …«

»Darüber wollen wir nicht reden«, unterbrach Mom mich streng.

»Können wir nicht einfach so tun, als …«

»Darüber wollen sie nicht reden«, wiederholte Mom. Sie gab so gut wie nie zu, dass wir tatsächlich einen Dämon gesehen hatten. Ich dagegen wollte unbedingt mit jemandem darüber sprechen, doch leider weigerte sich der einzige Mensch, mit dem ich mich hätte austauschen können, auch nur darüber nachzudenken.

»Ich habe ihm doch schon siebenundzwanzigmal alles andere erzählt«, antwortete ich und schaltete auf einen anderen Kanal um. »Entweder ist er misstrauisch, oder er ist ein Idiot.« Auf dem neuen Kanal war so wenig los wie auf dem vorigen.

Mom überlegte kurz. »Denkst du schlecht über ihn?«

»Ach, nun hör doch auf, Mom!«

»Das ist wichtig.«

»Damit komme ich ganz gut allein zurecht.« Ich legte die Fernbedienung weg. »Ich komme sogar schon ziemlich lange allein damit zurecht. Es ist wirklich nicht nötig, dass du mich ständig an jede Kleinigkeit erinnerst.«

»Denkst du jetzt gerade schlecht über mich?«

»Ich fange so langsam damit an, ja.«

»Und?«

Ich verdrehte die Augen. »Du siehst heute toll aus«, sagte ich.

»Du hast mich nicht mehr angesehen, seit du den Fernseher eingeschaltet hast.«

»Ich muss nicht ehrlich sein. Es reicht, wenn ich etwas Nettes sage.«

»Aufrichtigkeit hilft dir aber …«

»Weißt du, was mir hilft?« Ich stand auf und trug die leere Müslischale in die Küche. »Wenn du aufhören würdest, mich ständig zu nerven. Die Hälfte der schlechten Gedanken, die ich habe, entstehen nur, weil du mir andauernd im Nacken sitzt.«

»Lieber ich als jemand anders!«, rief sie ungerührt aus dem

Flur herüber. »Ich weiß ja, dass du mich zu lieb hast, um mir etwas Schlimmes anzutun.«

»Mom, ich bin ein Soziopath. Ich liebe niemanden. So ist das definiert.«

»Ist das etwa eine versteckte Drohung?«

»O nein, zum … das war keine Drohung. Ich geh jetzt.«

»Und?«

Ich kehrte in den Flur zurück und starrte sie verzweifelt an. Wir sagten es noch einmal auf. »Heute will ich gute Gedanken denken und jedem, der mir begegnet, ein Lächeln schenken.« Ich schnappte meinen Rucksack und wandte mich noch einmal zu ihr um.

»Du siehst heute wirklich toll aus«, sagte ich.

»Wofür war das denn?«

»Das willst du nicht wissen.«


2WE1



Ich ließ meine Mom stehen und ging nach unten zur Seitentür, die den gemeinsamen Ausgang unserer Wohnung im ersten Stock und des Beerdigungsinstituts im Erdgeschoss darstellte. Dort gab es zwischen den Türen und der Treppe einen kleinen Absatz, wo ich für einen Moment stehen blieb und tief durchatmete. Wie jeden Morgen sagte ich mir, dass Mom mich nur unterstützen wollte – dass sie meine Probleme erkannt hatte und mir dabei helfen wollte, sie auf die einzige Art und Weise zu bewältigen, die ihr zur Verfügung stand.

Ich hatte gehofft, es würde mir leichter fallen, meine Regeln zu befolgen, wenn ich sie ihr beschrieb – als würde ich damit mehr Verantwortung für ihre Einhaltung übernehmen –, doch sie übte eine unerträgliche Kontrolle über mich aus, und inzwischen wusste ich weder ein noch aus. Es machte mich verrückt.

Buchstäblich.

Meine Regeln sollten andere Menschen schützen und mich davor bewahren, etwas Falsches zu tun. Ich musste Situationen meiden, in denen ich jemandem wehtun konnte. Das Potenzial dazu war eindeutig vorhanden.

Im Alter von sieben Jahren entdeckte ich die große Leidenschaft meines Lebens: Serienmörder. Mir gefiel natürlich

nicht, was sie taten – ich wusste, dass es falsch war –, aber ich war davon fasziniert, wie und warum sie es taten. Am stärksten beeindruckte mich nicht etwa, dass sie anders waren, sondern wie ähnlich sie einander und auch mir waren. Als ich mehr darüber las und einiges darüber wusste, zählte ich bald im Kopf alle typischen Warnzeichen auf: chronisches Bettnässen, Pyromanie, Tierquälerei. Hoher Intelligenzquotient und schlechte Zensuren, eine einsame Kindheit ohne echte Freunde, schwierige Verhältnisse im Elternhaus und ein gestörtes Familienleben. Diese und Dutzende weiterer Merkmale können einen Serienmörder auszeichnen, und ich hatte sie alle. Es ist ein großer Schock, wenn man erkennt, dass die einzigen Menschen, mit denen man Gemeinsamkeiten hat, psychopathische Killer sind.

Das Problem bei diesen Merkmalen ist die Tatsache, dass sie nicht in Stein gemeißelt sind. Die meisten Serienmörder weisen sie als Kinder auf, doch die meisten Kinder, die sie aufweisen, werden niemals zu Serienmördern. Der Übergang ist ein Weg, den man schrittweise geht, man stolpert von einer falschen Entscheidung zur nächsten, legt noch einmal nach oder geht noch ein Stück weiter, bis man am Ende lauter Leichen im Keller und im Wohnzimmer einen Schrein voller Schädel hat. Als mein Dad uns verließ und ich so wütend war, dass ich

jeden, den ich kannte, am liebsten umgebracht hätte, fand ich es an der Zeit, etwas gegen meine Ausbrüche zu unternehmen. Deshalb stellte ich Regeln auf, die mir helfen sollten, so normal, glücklich und gewaltlos zu leben, wie es mir nur möglich war.

Viele Regeln ergaben sich ganz von selbst: Quäl keine Tiere, tu keinem anderen Menschen weh, bedroh weder Tiere noch Menschen, schlag oder tritt nichts und niemanden. Als ich älter wurde und mich selbst besser verstand, stellte ich präzisere Regeln auf und belegte, wenn nötig, Verstöße dagegen mit Strafen: Wenn ich jemandem wehtun will, dann muss ich ihm ein Kompliment machen. Wenn ich mich auf eine bestimmte Person fixiere, dann darf ich sie eine Woche lang nicht beachten. Die Regeln helfen mir, einschlägige Gedanken zu meiden und gefährlichen Situationen aus dem Weg zu gehen.

Im Lauf der Zeit veränderte sich meine Welt, und dementsprechend musste ich auch die Regeln abwandeln. Die Mädchen in der Schule bekamen auf einmal Hüften und Brüste, und schlagartig spielten nicht mehr wimmernde alte Männer, sondern kreischende junge Frauen die Hauptrollen in meinen Albträumen. Deshalb stellte ich eine neue Regel auf: Starr keine Brüste an. Eigentlich ist es aber am einfachsten, wenn ich Mädchen einfach nicht ansehe.

Was mich auf Brooke bringt.

Brooke Watson war das schönste Mädchen in der Schule. Sie war so alt wie ich und lebte zwei Häuser weiter. Ihren Geruch konnte ich selbst in einer großen Menschenmenge jederzeit wahrnehmen. Sie hatte lange blonde Haare und Zahnspangen und lächelte so strahlend, dass ich mich fragte, warum sich die anderen Mädchen überhaupt noch die Mühe machten, ihr nachzueifern. Ich kannte ihren Stundenplan, ihren Geburtstag, ihr Passwort für Gmail und ihre Sozialversicherungsnummer. All das hätte ich nicht wissen dürfen. Ich hatte auch Regeln gegen Stalking, die das eigentlich verhindern sollten. Im Grunde hätte ich nicht einmal an sie denken dürfen, aber … Brooke war etwas Besonderes.

Meine Regeln sollten dafür sorgen, dass Mr. Monster eingesperrt blieb, doch der brutale Nebeneffekt war die Folge, dass gleichzeitig alles andere draußen blieb. Wer sich dazu zwingt, die Menschen nicht zu beachten, sobald er ihnen näherkommt, wird nicht viele Freundschaften schließen. Das hat mir früher nichts ausgemacht. Es war ganz in Ordnung, dass ich die Welt nicht beachtete und jeder Versuchung aus dem Weg ging. Mom hatte allerdings ganz andere Vorstellungen, und da sie sich nun in meine Soziopathie

einmischte, manövrierte sie mich immer wieder in Situationen, mit denen ich nicht gut umgehen konnte. Sie beharrte darauf, ich könne mein Sozialverhalten nur verbessern, indem ich es übte. Seit sie wusste, dass ich Brooke mochte, brachte sie uns bei jeder passenden Gelegenheit zusammen. Da ich vor Kurzem den vorläufigen Führerschein erworben hatte, bestand der neueste Trick darin, mir ein Auto zu leihen und unseren Nachbarn vorzuschlagen, ich solle Brooke jeden Morgen zur Schule mitnehmen. Brookes Eltern waren sofort einverstanden, nicht zuletzt weil die nächste Bushaltestelle ungefähr acht Blocks entfernt lag. Sie konnten ja nicht ahnen, wie oft ich davon träumte, ihre Tochter einzubalsamieren.

Ich zückte die Schlüssel und ging nach draußen. Mom hatte ein billiges Auto gekauft, das ich benutzen durfte. Es war ein himmelblauer 1971er Chevy Impala ohne Klimaanlage und Radio. Das Teil war gebaut wie ein Panzer und schwerfällig wie ein Kreuzfahrtschiff. Wenn man es einschmolz, konnte man mindestens drei Honda Civic daraus herstellen, aber ich beklagte mich nicht. Es war schön, ein Auto zu haben.

Brooke kam aus dem Haus, bevor ich den Wagen in Bewegung gesetzt hatte. Am liebsten fuhr ich zu ihr hinüber und holte sie an der Haustür ab – das kam mir höflicher vor –,

doch sie hörte oft, wie ich den Motor anließ, und so trafen wir uns meist auf halbem Weg.

»Guten Morgen, John«, sagte sie, als sie neben mir saß. Ich blickte sie nicht an.

»Guten Morgen, Brooke. Können wir dann?«

»Ja, klar.«

Ich fuhr an, beschleunigte und beobachtete gewissenhaft den Verkehr. Erst an der nächsten Kreuzung mit einer Vorfahrtsstraße, wo ich mich nach links und rechts umsehen musste, warf ich ihr einen kurzen Blick zu. Sie trug ein rotes Shirt und hatte sich die Deckhaare zu einem Pferdeschwanz gebunden. Ich verzichtete darauf, ihre Kleidung näher zu betrachten, bemerkte aber aus den Augenwinkeln die nackten Beine und schloss daraus, dass sie Shorts trug. Für die Jahreszeit war es schon ziemlich warm, deshalb wäre sie mittags genau richtig angezogen. So früh am Morgen war es dagegen noch empfindlich kühl. Bevor ich wieder anfuhr, schaltete ich die Heizung ein.

»Hast du dich auf Sozialkunde vorbereitet?«, fragte sie. Es war das einzige Fach, das wir gemeinsam hatten, deshalb unterhielten wir uns öfter darüber.

»So einigermaßen. Das Kapitel über Gruppenzwang wollte

ich eigentlich nicht lesen, aber ein paar Freunde haben mich überredet, es lieber doch zu tun.«

Darauf kicherte sie, doch ich wandte mich nicht zu ihr um. Brooke war eine große Anomalie in meinem Leben – der Stolperstein, an dem alle meine Regeln zu Fall kamen und alle meine Pläne scheiterten. Mit irgendeinem anderen Mädchen hätte ich nicht einmal geredet, und sofern in meinen Träumen je ein anderes Mädchen eine Rolle gespielt hat, habe ich mir danach eine Woche lang verboten, überhaupt an sie zu denken. Sicher war sicher, und so war ich jahrelang gut gefahren.

Aufgrund der besonderen Situation, da wir nun einmal Nachbarn waren, musste ich die Regeln allerdings etwas strapazieren. Ich hatte mir eine lange Liste mit Ausnahmen zusammengestellt, um den Bereich zwischen überhaupt nicht beachten und ein Messer an die Kehle setzen und entführen abzudecken. Sie überhaupt nicht beachten, das konnte ich nicht, aber ich durfte sie auch nicht anstarren. Also hatte ich mir eine Reihe annehmbarer Verhaltensweisen zurechtgelegt:

Ich durfte am Morgen einmal ihren Namen aussprechen, wenn sie einstieg. Beim Fahren durfte ich mit ihr reden, musste dabei jedoch die Straße im Auge behalten. In der Schule durfte ich sie dreimal anschauen und beim Mittagessen einmal mit ihr

sprechen, aber das war es dann auch. In den Pausen musste ich ihr aus dem Weg gehen, selbst wenn das bedeutete, mich irgendwo zu verstecken. Ich durfte ihr nicht einmal folgen, wenn wir das gleiche Ziel hatten, und unter gar keinen Umständen tagsüber an sie denken. Wenn ich es doch tat, musste ich im Kopf eine Zahlenkolonne aufsagen, um diese Gedanken zu verdrängen: eins, eins, zwei, drei, fünf, acht, dreizehn, einundzwanzig, vierundzwanzig. Am allerwenigsten durfte ich sie jemals, aus welchem Grund auch immer, berühren oder irgendetwas anfassen, das ihr gehörte.

Tatsächlich hatte ich ihr, als die letzte Regel noch nicht in Kraft war, einmal etwas gestohlen, einfach nur, um es zu besitzen: einen Haarclip, der eines Tages im Auto auf dem Boden gelegen hatte. Ich hatte ihn eine Woche lang behalten wie einen Glücksbringer und dadurch die Denk-nicht-an-sie-Regel praktisch aufgehoben. Schließlich hatte ich ihn wieder auf den Boden gelegt und sie am nächsten Morgen darauf aufmerksam gemacht, als hätte ich ihn gerade erst gefunden. Inzwischen hatte ich mich so stark zurückgenommen, dass ich es nicht einmal mehr wagte, die Beifahrertür – ihre Tür – zu berühren, wenn es nicht unbedingt sein musste.

»Hast du dich mal gefragt, ob er nicht eines Tages

zurückkommt?« Brookes Frage riss mich aus meinen Gedanken.

»Wer?«

»Der Killer«, sagte sie nachdenklich. »Wir tun so, als wäre er fort, weil er seit Monaten nicht mehr zugeschlagen hat, aber sie haben ihn bis heute nicht gefunden. Er ist immer noch irgendwo da draußen unterwegs, und er ist immer noch … böse.«

Eigentlich redete Brooke nicht gern über den Killer und die Mordserie. Wenn sie das Thema jetzt zur Sprache brachte, machte sie sich wegen irgendetwas Sorgen.

»Kann sein, dass er sich noch irgendwo herumtreibt«, antwortete ich. »Manche Serienmörder warten zwischen den Angriffen jahrelang ab wie der BTK-Mörder, aber für gewöhnlich sind das ganz andere Killer. Unserer war …« Beinahe hätte ich sie angeschaut. Ich beherrschte mich und heftete den Blick auf die Straße. Es war wichtig, sie nicht zu erschrecken. Viele Menschen bekamen es wirklich mit der Angst zu tun, wenn sie erkannten, wie viel ich über Serienmörder wusste. Sogar Agent Forman war bei unseren ersten Vernehmungen überrascht gewesen. Er war immerhin Kriminalbeamter, doch ich hatte einen Aufsatz über Edmund

Kemper gelesen, von dem er noch nie gehört hatte. »Ich weiß nicht«, sagte ich. »Irgendwie kann ich mir kaum vorstellen, dass er noch lebt und weitermacht.«

»Ich auch nicht«, stimmte Brooke zu. »Ich denke sowieso nicht gern darüber nach, aber direkt bei uns gegenüber wohnt Mrs. Crowley, und die erinnert mich immer daran. Sie muss jetzt so einsam sein.« Mir entging nicht, dass Brooke mich ansah. »Hattest du deshalb schon mal Albträume?«

»Nein, noch nie.« Das war gelogen, denn ich hatte fast jede Nacht Albträume. Genau deshalb hätte ich am liebsten nie mehr geschlafen. Ich bemühte mich, an etwas Schönes zu denken, nickte ein und stand schlagartig im Haus der Crowleys, wo ich Mrs. Crowley einen Wecker auf den Kopf schlug. In meinen Albträumen entdeckte ich meinen Therapeuten Dr. Neblin tot in Crowleys Einfahrt. Ich träumte von Mr. Crowley – dem Clayton-Killer –, wie er sich auf einmal in einen Dämon verwandelte und eine ganze Reihe von Opfern zerstückelte und umbrachte, bis er schließlich auf Mom und mich losging. Ich hatte ihn getötet, aber danach waren die Albträume nur noch schlimmer geworden. Meist drehten sie sich darum, wie sehr ich das Töten genossen hatte und wie dringend ich es noch einmal tun wollte. Das war viel

erschreckender als alles andere.

»Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es für dich gewesen sein muss, als du den Typ gefunden hast«, sagte Brooke. »Was du getan hast, hätte ich nicht über mich gebracht.«

»Was hab ich denn schon getan?« Wusste sie etwa, dass ich den Dämon getötet hatte? Woher?

»Du hast versucht, Neblin zu retten«, erklärte Brooke. »Ich wäre einfach nur weggelaufen.«

»Oh, das.« Richtig, sie dachte nicht an das Töten, sondern an das Retten von Menschen. Brooke sah immer die positive Seite. Ich wusste nicht einmal, ob ich überhaupt eine positive Seite hatte, aber wenn Brooke neben mir saß, konnte ich wenigstens so tun als ob.

»Denk nicht weiter drüber nach!« Ich lenkte das Auto auf den Schulparkplatz. »Du hättest sicher das Gleiche getan, und wahrscheinlich hättest du es sogar besser gemacht als ich. Leider konnte ich ihn ja nicht retten.«

»Aber du hast es versucht.«

»Dafür ist er mir sicher dankbar.« Ich fuhr in eine Parkbucht, die für mein riesiges Auto genügend Platz bot. Es war schon komisch, der Wagen war vermutlich schwerer als alle anderen Fahrzeuge hier, obwohl die meisten Schüler

Trucks fuhren. »So, da wären wir.«

Brooke öffnete die Tür und stieg aus. »Danke fürs Mitnehmen. Wir sehen uns in Sozialkunde.« Dann lief sie zu einer Mitschülerin. Ich gestattete mir noch einen langen Blick, als sie dem Mädchen im Laufschritt ins Gebäude folgte. Sie war einfach wundervoll.

Und ohne mich war sie viel besser dran.

Max gesellte sich zu mir und ließ seinen Rucksack auf den Boden fallen. »Halt die Klappe!«, sagte er. Für mich verkörperte Max Bowen die Vorstellung von einem Freund noch am ehesten, obwohl es im Grunde eher Bequemlichkeit als echte Freundschaft war. Serienmörder leiden in ihrer Kindheit oft an Kontaktarmut und haben kaum oder gar keine Freunde. Deshalb hatte ich mir gesagt, solange ich einen besten Freund hätte, selbst wenn es ein falscher wäre, bliebe ich normal. Max war der ideale Kandidat dafür – auch er hatte keine Freunde und war so stark mit sich selbst beschäftigt, dass ihm meine Macken ziemlich egal waren. Andererseits hatte er seit Kurzem die ätzende Angewohnheit, jede Unterhaltung mit »Halt die Klappe!« zu beginnen.

»Weißt du, dass es neuerdings wirklich eine große Freude ist, dich zu sehen?«, erwiderte ich.

»Das aus dem Mund des wandelnden Toten«, antwortete Max. »Jeder weiß doch, dass du ein Goth bist, der es bloß selbst noch nicht begriffen hat. Zieh dir endlich schwarze Klamotten an, und fertig.«

»Meine Mom kauft mir meine Sachen.«

»Ja, das macht meine auch.« Er stellte die Anmache ein und bückte sich, um seinen Rucksack zu öffnen. »Aber bald passen mir die Sachen meines Vaters, und dann sehe ich echt cool aus. Ich kann dann seinen Kampfanzug und so weiter tragen.« Max betete seinen Dad an, was sich nach dessen Tod noch verstärkt hatte. Der Clayton-Killer hatte ihn kurz nach Weihnachten in Stücke gerissen, und seitdem war die ganze Stadt besonders nett zu Max. Ich dagegen fand, dass er jetzt besser dran war. Sein Vater war ein dummer Affe gewesen.

»Sieh dir das mal an!« Er stand wieder auf und öffnete einen dicken Pappordner. Darin steckten mehrere sorgfältig mit Plastik versiegelte Comics. Behutsam nahm er einen heraus und reichte ihn mir. »Das ist eine limitierte Auflage«, fuhr er fort. »Die Nullnummer von Green Lantern, die nur auf der Convention verteilt wurde. In der Ecke ist sogar ein Stempel auf der Folie, die Stücke sind nummeriert.«

»Warum nimmst du das Ding mit in die Schule?«, fragte

ich, obwohl ich die Antwort schon kannte. Er wollte mit seinen teuren Comics angeben. Sie nützten ihm ja nichts, solange er sie zu Hause in einer verschlossenen Schublade aufbewahrte, wo niemand sehen konnte, wie cool es war, sie zu besitzen.

»Was ist das denn?«, fragte Rob Anders, der sich zu uns gesellt hatte. Ich seufzte. Geht das schon wieder los! Es geschah fast jeden Tag: Rob machte sich über Max lustig, ich machte mich über Rob lustig, er drohte mir, und dann gingen wir ins Klassenzimmer. Manchmal fragte ich mich, ob ich ihn absichtlich reizte, nur um wieder den Kitzel der Gefahr zu spüren – eine kleine Kostprobe der schrecklichen Angst, die ich den Winter über gehabt hatte. Doch Rob war kein Killer und mit Sicherheit auch kein Dämon. Seine Drohungen waren saft- und kraftlos. Er war sechzehn, du meine Güte. Was sollte er schon tun?

»Guten Morgen, Rob«, sagte ich. »Ich freue mich immer, dich zu sehen.« Mr. Monster hätte ihn am liebsten auf der Stelle erstochen.

»Mit dir habe ich nicht gesprochen, du Freak«, erwiderte Rob. »Ich habe mit deinem süßen Freund hier gesprochen.«

»Das ist ein Comic, der mehr wert ist als irgendetwas, was du besitzt.« Max nahm das Heft schützend an sich. Er wusste

immer genau, was er nicht sagen durfte.

»Zeig mal!« Schon streckte Rob die Hand aus, um sich das Heft zu schnappen. Wenigstens war Max so klug, nicht darum zu kämpfen, und ließ sofort los.

»Sei vorsichtig!«, sagte Max. »Knick es nicht!«

»Green Lantern .« Rob hielt den Comic hoch. Sein Tonfall veränderte sich, er sprach stark betont und dramatisch. Ich hatte genug Erfahrung, um zu erkennen, dass jemand, der so redete, sich über irgendetwas lustig machte. »Träumst du von so etwas, Max? Dass der große, starke Green Lantern nachts in dein Schlafzimmer kommt?«

»Könnt ihr eigentlich über nichts anderes als Homosexualität reden?« Ich hätte ihm nicht widersprechen dürfen, aber mich ließ Rob in Ruhe, er ließ es immer nur an Max aus. Wahrscheinlich hatte er nach dem Vorfall an Halloween immer noch Angst vor mir.

»Über Schwule rede ich nur, wenn ihr Pisser in der Nähe seid.« Er verbog den Comic und die Rückwand aus Pappe.

»Bitte verbiege ihn nicht so!«, flehte Max.

»Oder was?«, gab Rob lächelnd zurück. »Wird mich sonst dein Einzelkämpfer-Dad verhauen?«

»Mann«, sagte ich, »hast du dich etwa gerade über seinen toten Vater lustig gemacht?«

»Halt die Klappe!«, rief Rob.

»Also fühlst du dich stark, weil jemand anders seinen Dad getötet hat«, fuhr ich fort. »Dazu braucht man eine Menge Mut, Rob.«

»Und du bist eine Schwuchtel«, sagte er und klatschte mir den Comic vor die Brust.

»Ist dir eigentlich klar, dass die lautesten Schwulenhasser häufig selbst schwul sind?«

Rob grinste höhnisch. »Und dir ist doch hoffentlich klar, dass du mich gerade gebeten hast, dir die Fresse zu polieren. Gleich hier auf der Stelle? Du hast soeben einen schriftlichen Antrag eingereicht.«

Chad Walker, einer von Robs Freunden, näherte sich von hinten.

»Ach, die Freaks«, tönte Chad. »Na, Freaks, wie geht's denn heute so?«

»Mir geht es prima, Chad.« Ich ließ Rob keine Sekunde lang aus den Augen. »Übrigens, das ist ein schönes Hemd.«

Rob starrte mich kurz an und drückte mir dann das

Comicheft in die Hand. »Schau sie dir genau an, Chad«, sagte er. »Die sind der lebende Beweis dafür, wie weit Jungs ohne Vater herunterkommen können. Zwei gestörte Familien beim Stelldichein.«

»Was wärst du erst für ein Loser geworden, wenn du keinen Vater hättest«, erwiderte ich.

Irgendetwas in Robs Kopf rastete aus, und er versetzte mir einen Stoß vor die Brust. »Willst du über gestörte Typen reden, du Freak? Willst du wieder darüber reden, Leute aufzuschneiden? Die holen dich beinahe jede Woche auf die Polizeiwache, John. Wann werden sie dich endlich verhaften, weil du so ein Psycho bist?« Er brüllte jetzt fast, und einige andere Schüler blieben stehen und gafften.

Das war etwas Neues – so weit hatte ich ihn noch nie getrieben. Ich musste dringend ein Kompliment finden. »Du hast eine scharfe Beobachtungsgabe.« Etwas Besseres fiel mir nicht ein, doch Mr. Monster flüsterte mir etwas ins Ohr, und es rutschte mir heraus, ehe ich mich zurückhalten konnte. »Aber betrachte es mal von der anderen Seite, Rob. Entweder irrst du dich, und alle Leute, die dich jetzt anstarren, halten dich für einen Idioten, oder du hast recht, was bedeuten würde, dass du dich gerade mit einem gefährlichen Killer anlegst. Auch das

kommt mir nicht sehr klug vor.«

»Willst du mir drohen, du Freak?«

»Hör mal, Rob«, erwiderte ich, »du bist nicht sonderlich beängstigend. Ich hatte schon mal Angst, echte Angst, und du spielst auf keinen Fall in derselben Liga. Müssen wir das wirklich jeden Tag neu aufwärmen?«

»Du hast ja bloß Schiss, dass sie dich schnappen«, entgegnete Rob.

»Wir müssen rein«, schaltete sich Chad ein und zog seinen Freund mit sich fort. Seine Augen verrieten mir, dass er Angst hatte, weil entweder Rob oder ich zu weit gegangen waren. Rob wich einen Schritt zurück, zeigte mir den Stinkefinger und marschierte mit Chad ins Schulgebäude. Ich gab Max sein Comicheft zurück, der es sorgfältig auf Schäden untersuchte.

»Irgendwann macht er mal eins kaputt, und dann verklage ich ihn auf Schadenersatz«, erklärte Max. »Mein Dad hat gesagt, die Hefte sind ein paar Hundert Dollar wert.«

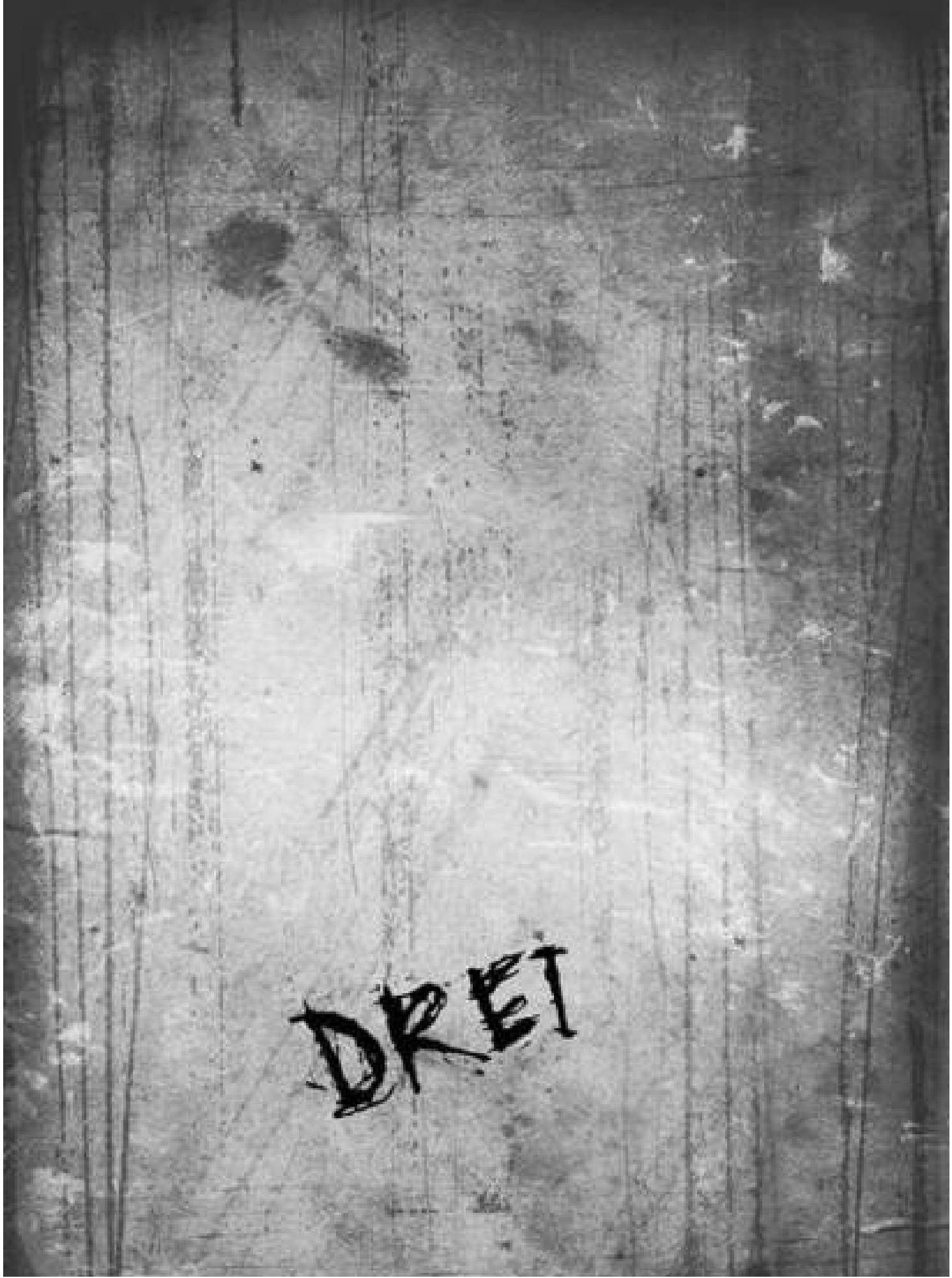
»Du solltest lieber deine hundert Dollar teuren Comics zu Hause lassen, wo er sie gar nicht erst in die Finger bekommt«, riet ich ihm. Ich war wütend, weil ich Robs Aufmerksamkeit auf mich gelenkt hatte. Ich durfte meine Regeln nicht brechen, nicht einmal so einfache wie diese. Vor einem Jahr hätte ich

Rob im Leben nicht auf diese Weise provoziert. Mr. Monster wurde zu stark.

Max steckte den Comic wieder in den Ordner und verstaute beides in seinem Rucksack.

»Wir sehen uns in der Mittagspause«, verabschiedete ich mich von ihm.

»Halt die Klappe!«, sagte Max.


DRET



Wie vorherzusehen, war der Unterricht langweilig. Ich dachte unterdessen über Agent Forman nach. Er war als FBI - Ermittler mit dem Fall des Clayton-Killers befasst gewesen und wohnte ungefähr seit Thanksgiving in der Stadt. Die anderen FBI-Agenten waren längst abgezogen, doch Forman war geblieben. Er hatte uns zu seinem Lieblingsfall erklärt, und er war einer der ersten Beamten am Tatort gewesen, als wir den Fund von Neblins Leiche gemeldet hatten. Danach hatte er mich mindestens ein halbes Dutzend Mal vernommen. Seit dem letzten Gespräch war allerdings eine ganze Weile vergangen, und ich hatte schon gehofft, die Sache sei endlich erledigt. Was wollte er jetzt noch?

Ich hatte ihm bereits alles erzählt, was ich ihm sagen konnte. Alles bis auf drei wichtige Fakten. Zuerst einmal das unausgesprochene Geheimnis zwischen Mom und mir: Ein Dämon hatte uns angegriffen, ich hatte ihn erstochen, und er war hinten in unserem Haus zu Matsch zerflossen. Niemand, der noch alle Tassen im Schrank hatte, würde uns das abkaufen, und wir wollten ja nicht als Irre gelten, die ein Monster gesehen hatten. Also hatten wir einfach aufgeräumt und den Mund gehalten.

Das zweite Geheimnis kannte nicht einmal Mom. Der

Dämon, der uns angegriffen hatte, war unser Nachbar Mr. Crowley gewesen. Er hatte Menschen getötet und ihnen Körperteile gestohlen, um seinen eigenen Körper, der langsam zerfiel, am Leben zu erhalten. Ich hatte ihn wochenlang beobachtet, um herauszufinden, wie ich ihn aufhalten konnte. Als ich es dann endlich getan hatte, war ich einige Minuten oder vielleicht nur Sekunden zu spät gekommen und hatte Dr. Neblin nicht mehr retten können. Es ist hart, wenn man sich den Vorwurf machen muss, mindestens zum Teil am Tod des eigenen Therapeuten schuld zu sein, besonders wenn man keinen Therapeuten mehr hat, der einem bei der Verarbeitung hilft. Manchmal verpasst einem die Ironie des Schicksals einen Tritt in die Visage.

Das dritte Geheimnis war der gute, alte Mr. Monster. Klar, er hatte mir sehr geholfen, als ich den Dämon töten wollte und dessen Frau bedrohte, um ihn unter Zugzwang zu setzen. Aber wie erklärt man das den Cops? »Ich habe ein übernatürliches Wesen ausgeschaltet, an das Sie nicht glauben und für das ich keine Beweise habe, indem ich die Kraft meines inneren Serienmörders geweckt und eine alte Dame geschlagen habe, bis sie das Bewusstsein verloren hat. Nein, Sie müssen sich jetzt nicht bedanken.« Kann ja sein, dass ich größere seelische Probleme hatte, aber so gestört, diese Geschichte jemandem zu

erzählen, war ich dann doch nicht.

Also schön, es gab einiges, das ich Agent Forman nicht verraten durfte, aber die Geschichte, die ich ihm aufgetischt hatte, war auch ohne diese Geheimnisse sehr einleuchtend, und es gab keinerlei sonstige Verbindung zu mir. Crowleys Leiche war niemals aufgetaucht, also konnten sie nicht einmal beweisen, dass er tot war, ganz zu schweigen davon, dass ich ihn getötet hatte. Ich hatte sogar für alle Fälle die Handys vernichtet, die ich und die anderen in dieser Nacht benutzt hatten. Also gab es keinerlei Gründe für irgendwelche Sorgen.

Nach der Schule brachte ich Brooke wieder nach Hause, wobei ich ihr Gesicht dreimal kurz ansehen durfte, und dann fuhr ich allein zur Polizeiwache in der Innenstadt, wo Forman sich anscheinend dauerhaft eingerichtet hatte. Die Empfangsdame, eine blonde Frau namens Stephanie, begrüßte mich lächelnd.

»Hallo, John.« Sie war wohl Anfang zwanzig, ungefähr so alt wie meine Schwester. Allerdings war meine Schwester Lauren eher düster und zwanghaft. Stephanie war immer fröhlich und gut gelaunt.

»Hallo«, sagte ich. »Forman will mich wohl wieder sprechen, was?«

»Ja.« Sie warf einen Blick auf ihre Liste. »Du kommst gerade richtig. Unterschreib hier, und ich sage ihm, dass du da bist.«

Sie reichte mir ein Klemmbrett mit einem fast leeren Vordruck, auf dem ich meinen Namen und die Zeit eintrug. Die Metallkette des Stifts war gerissen, deshalb klemmte ich ihn auf das Papier und legte alles zusammen auf die Theke.

Die Polizeiwache des Clayton County war klein und schwach besetzt. Eigentlich gerade groß genug, um hin und wieder einen betrunkenen Autofahrer oder einen Notruf wegen häuslicher Gewalt zu verarbeiten. Hinter Stephanie befand sich das große Fenster des Sheriffbüros, und drinnen erkannte ich Sheriff Meier – einen ernsten, müden Mann mit breitem grauem Schnurrbart –, der gerade telefonierte. Die Glasscheibe war mit Drähten verstärkt und wies rechts unten ein Einschussloch auf. Bislang hatte ich vergeblich versucht, von jemandem die Geschichte dahinter zu erfahren.

»Hallo, John, vielen Dank, dass du reinschaust.« Agent Clark Forman war ein kleiner Mann mit Brille, schütterem Haar und einem schmalen Schnurrbart. Wenig begeistert schlug ich in seine ausgestreckte Hand ein.

»Was gibt es denn dieses Mal?«, fragte ich, als ich ihm in

den Nebenraum folgte, in dem er sein behelfsmäßiges Büro eingerichtet hatte. Der Schreibtisch war übergroß und schwer und hatte sein Leben vermutlich einmal als Konferenztisch begonnen. Forman hatte inzwischen einzelne Blätter, brechend volle Ordner, Stapel von Fotos und eine Menge anderer Sachen darauf verteilt. An einer Wand hing eine Karte des County, auf der jeder mutmaßliche Tatort des Killers mit einem farbigen Pin gekennzeichnet war. Ich freute mich immer darüber, dass es am See keine Markierung gab. Dort lag eines von Crowleys Opfern, von dem ich zwar wusste, das sie aber bisher noch nicht gefunden hatten. Ich konnte nichts darüber verraten, ohne mich selbst zu belasten, aber es war ja nicht so, dass ich damit eine wichtige Ermittlung behinderte. Der Killer, nach dem sie suchten, war längst tot.

»Setz dich doch«, sagte Forman und deutete auf die Stühle, die in der Ecke gestapelt waren. Er lächelte, während ich einen davon holte und mich niederließ, dann deutete er zum Fenster. »Heute ist schönes Wetter. Wartet deine Mutter draußen?«

»Ich bin selbst gefahren.«

»Ach, richtig.« Er nickte. »Du hast ja eine vorläufige Fahrerlaubnis, und du wirst bald sechzehn … in zwei Monaten?«

»In einem.«

»Ah, so bald schon. Mach dir mal keine Sorgen, du wirst bald einen richtigen Führerschein bekommen, und dann kannst du die Straßen terrorisieren.«

Da war die Formulierung schon wieder: die Straßen terrorisieren. Das erste Mal überhaupt hatte ich sie in der Fahrschule gehört, und jetzt, im letzten Monat, gleich viermal nacheinander. Es war eine belanglose Bemerkung wie: Läuft doch super, was? Es bedeutet nicht viel, und so etwas sagen die Leute eben, wenn sie nicht weiter nachdenken. Ich fragte mich, ob wir uns überhaupt unterhalten würden oder ob die Vernehmung nur aus nachgeplapperten Floskeln bestehen würde.

»Was wollen Sie denn von mir?«

»Nur ein paar Routinefragen.« Er schwieg für eine kurze Weile, suchte eine Akte und nahm ein Foto heraus. »Ich möchte zuerst deine Meinung hierüber hören, wenn du schon mal da bist. Es wird in ein paar Stunden sowieso in den Nachrichten kommen, also verrate ich keine Geheimnisse.« Er schob das Foto über den Tisch, und ich erkannte schon von Weitem, dass es eine Leiche zeigte. Die Augen waren offen, aber trüb und leblos.

Schon wieder eine Leiche. Das bedeutete, dass es einen weiteren Killer gab. Ich konnte vor Erregung kaum an mich halten, mir wurde schwindlig. Ein neuer Killer.

Ich sah Forman an. »Hier in Clayton?«

»Sie ist nicht von hier, aber wir haben sie heute Morgen hier gefunden.«

Ich beugte mich vor und betrachtete sie genauer, die bleiche Haut, den erschlafften Unterkiefer, das strähnige Haar. Auf ihrer Wange war ein schwarzer Fleck zu sehen, ein zweiter auf der Stirn. Vielleicht Baumrinde.

»Sie hat im Wasser gelegen«, sagte ich schließlich. »Da gibt es Ablagerungen. Man hat sie aus dem See gefischt.«

»Aus einem Bewässerungskanal«, korrigierte Forman mich.

»Wissen Sie schon, wer sie ist?«

»Noch nicht.« Auch er betrachtete kurz das Foto, dann wieder mich. »Wir wissen eigentlich überhaupt nicht viel, außer dass der Körper mit kleinen Wunden übersät ist: Verbrennungen, Abschürfungen, Einstiche und so weiter.«

»Fehlte irgendetwas?«, fragte ich. Der Clayton-Killer hatte allen seinen Opfern Gliedmaßen oder Organe gestohlen. Die

Polizei glaubte, der Serienmörder habe Erinnerungsstücke an die Morde gesammelt, doch in Wirklichkeit war der Dämon dem Tod nahe gewesen und hatte die fremden Körperteile gebraucht, um die eigenen zu ersetzen. Mr. Crowley war tot – ich hatte ihn schließlich sterben sehen –, aber vielleicht war er tatsächlich irgendwie zurückgekehrt. Vielleicht konnte er seinen Körper doch besser regenerieren, als ich angenommen hatte.

Oder war es ein ganz anderer Dämon?

»Du kannst mir glauben, dass wir als Erstes nach fehlenden Körperteilen gesucht haben«, erwiderte Forman. »Das Opfer ähnelt allerdings überhaupt nicht denen des Clayton-Killers, der Tatort war anders, die Methoden waren offenbar anders, aber trotzdem …« Er schüttelte den Kopf und zeigte mir ein weiteres Foto, auf dem ein geschwärzter Fuß zu sehen war. »Von demselben Opfer – dieses Loch in der Fußsohle ist unserer Ansicht nach durch elektrischen Strom entstanden, der wahrscheinlich auch die Todesursache war. Nein, bis jetzt gibt es überhaupt keine Ähnlichkeiten, aber wir … Irgendwie wünschen wir uns inständig, dass er es ist, denn dann hätten wir es nur mit einem Serienmörder zu tun. Andererseits hat nichts gefehlt, und es gibt keine Hinweise, dass dieser Mord

etwas mit den Fällen im letzten Winter zu tun hat.«

Ich betrachtete das Foto und dachte darüber nach. Dann erwiderte ich Formans Blick. »Sie wollten wissen, was mir dazu einfällt. Wenn das hier aber mit den anderen Morden gar nichts zu tun hat, warum wollen Sie dann meine Meinung hören?«

»Ich greife im Grunde nach Strohhalmen.« Forman nahm das Foto in die Hand. »Du bist der einzige Zeuge, der den Clayton-Killer gesehen und die Begegnung überlebt hat. Du hast bereits ausgesagt, dass du keine Waffe bemerkt hast, doch angesichts dieser neuen Leiche frage ich mich, ob du dich nicht vielleicht an irgendwelches Werkzeug erinnern kannst. Hat er beispielsweise einen Werkzeuggürtel getragen?«

»Welches Werkzeug meinen Sie?«

»Nun ja …« Er legte das Foto auf den Tisch zurück und deutete auf die Schulter der Toten. »Wir glauben zum Beispiel, dass diese Wunde von einem Schraubenzieher stammt.«

Ich betrachtete das Foto genauer. Die Wunde war klein, nur ein Kratzer auf der Haut, aber mit einem Schraubenzieher konnte man tief in den Körper hineinstechen. Mir schoss ein Bild durch den Kopf, eigentlich eher ein Gefühl als ein richtiges Bild, wie ich jemanden mit einem Schraubenzieher erstach, wie

das Metall in die Muskeln eindrang und über den Knochen kratzte. Mr. Monster lächelte erfreut, doch ich ließ mir nichts anmerken und schob den Gedanken wieder fort.

Abermals beobachtete Agent Forman mich und wartete ab.

»Ich kann mich nicht erinnern«, murmelte ich. Außerdem wusste ich ja genau, dass es nicht derselbe Killer war, doch ich musste vorsichtig sein, um mich nicht zu verraten. »Einen Werkzeuggürtel habe ich ganz bestimmt nicht gesehen. Es war ja kalt, und er trug einen großen Mantel, wie ich schon ausgesagt habe. In seinen Taschen hätte er natürlich alles Mögliche verbergen können.«

»Denk genau nach!«, drängte Forman mich und sah mich scharf an. »Versuch dich an alles zu erinnern. Auch an Dinge, die du vielleicht nicht als Waffe betrachten würdest: ein Cuttermesser, eine Zange, ein Feuerzeug.«

Ich atmete tief durch. War die Tote wirklich mit allen diesen Gegenständen verletzt worden? Welchen Schaden richteten sie an, und wie setzte man sie ein? Konnte man sie bei einem Angriff benutzen, oder musste man das Opfer zuerst fesseln?

Forman beobachtete mich unverwandt.

»Ich erinnere mich nicht, etwas Derartiges gesehen zu

haben«, erklärte ich. »Er war nur ein Mann in einem Mantel. Ich habe nicht mal das Messer gesehen, mit dem er Dr. Neblin getötet hat.«

»Ich verstehe.« Forman nahm das Foto wieder an sich und schob es in den Ordner. »Es war einen Versuch wert, und ich dachte, wenn du schon mal hier bist, kann ich dich auch gleich fragen.«

Ich wollte diese Leiche unbedingt aus der Nähe sehen. So freundlich Forman auch war, er würde mich keinesfalls mitnehmen. Sobald man aber die gerichtsmedizinische Untersuchung abgeschlossen hätte, würde man die Tote vermutlich zum Einbalsamieren in die Leichenhalle schicken, und dann könnte ich sie genauer betrachten.

Was wäre, wenn bei der Autopsie herauskäme, dass tatsächlich ein Organ fehlte? Musste man dann annehmen, dass es sich um einen weiteren Dämon handelte? Mr. Crowley hatte getötet, weil er sonst gestorben wäre. Er hatte Organe gestohlen, um am Leben zu bleiben. Wenn der neue dämonische Killer nun aber aus ganz anderen Gründen tötete? Wenn er es einfach nur genoss? Mir wurde kalt, wenn ich nur daran dachte.

Falls er nicht tötete, um am Leben zu bleiben, hatte er auch

keinen Grund, Organe zu stehlen. Vielleicht war es also selbst dann ein Dämon, wenn überhaupt nichts fehlte.

Ich schob den Gedanken beiseite. Eine einzige Leiche hatte noch nicht viel zu bedeuten und war keinesfalls ein Hinweis auf einen Serienkiller, ganz zu schweigen von einem dämonischen Serienkiller. Wahrscheinlich handelte es sich um einen völlig normalen Mord – einen gescheiterten Raubüberfall oder einen häuslichen Streit, der außer Kontrolle geraten war.

Agent Forman saß ruhig da und beobachtete mich. »Tut mir leid, dass ich dich aufhalte«, sagte er. »Hast du noch einen Augenblick Zeit für meine eigentlichen Fragen?«

Mühsam riss ich mich aus meinen Visionen von Dämonen, Leichen und Serienmördern. Dazu hatte ich später noch genug Zeit.

»Klar«, willigte ich ein.

»Wie gesagt, es ist reine Routine.« Forman zog ein Dokument aus einem Stapel und betrachtete es. »Dies ist ein standardisierter Fragebogen zur Nacherhebung. Dein Termin scheint nur auf einen ausgesprochen ereignisreichen Tag gefallen zu sein. Du bist ein Glückspilz.«

O ja. Schwein gehabt.

»Ist dir zu dem Abend, als du die Polizei angerufen hast,

noch etwas eingefallen?«

»Nein.«

»Ist dir zu dem Mann, den du in jener Nacht gesehen hast und den du für den Clayton-Killer hältst, noch etwas eingefallen?«

»Nein.«

»Ist dir zu dem Toten, den du aus dem Auto gezogen hast – es war Dr. Benjamin Neblin – noch etwas eingefallen?«

»Nein.«

Forman sah mich scharf an. »Bist du dir ganz sicher? Wir haben den Toten natürlich genau untersucht, aber du hast ihn gesehen, bevor er bewegt wurde. War er auf eine bestimmte Weise drapiert, lag irgendetwas auf dem Toten, hing irgendetwas an ihm?«

»Nein«, antwortete ich. »Er saß zusammengesunken auf dem Beifahrersitz. Sein Gesicht war verdeckt, und deshalb habe ich ihn zuerst gar nicht erkannt. Aber das habe ich Ihnen schon gesagt.«

»Ja, das ist richtig.« Forman nickte. »Nur noch eine Frage: Ist dir zu deinen Gefühlen an diesem Abend noch etwas eingefallen? Warum du so und nicht anders gehandelt hast, was

dir durch den Kopf ging und so weiter?«

»Wahrscheinlich erinnere ich mich inzwischen an noch weniger als damals«, erklärte ich.

»Dann war's das auch schon«, sagte er. »Tut mir leid, dass es so langweilig verlaufen ist, aber mehr habe ich heute nicht auf Lager. Falls dir noch etwas einfällt, rufst du mich auf jeden Fall an, ja?«

»Unbedingt.«

»Ausgezeichnet.« Er stand auf. »Also, bis dann.«

Ich stand auf und schüttelte ihm die Hand. Meine Gedanken rasten, ich ging alle Möglichkeiten durch. Stand dieser neue Mörder irgendwie mit Crowley in Verbindung und über ihn auch mit mir? War es Crowley selbst, auferstanden von den Toten? Oder steckte etwas völlig anderes dahinter? Gleichzeitig dachte auch Mr. Monster nach, ging alle Fakten durch und erstellte einen Plan. Wo ich eine Gefahr entdeckte, nahm Mr. Monster einen Rivalen wahr. Ich hatte den letzten Serienmörder getötet, der nach Clayton gekommen war, und Mr. Monster wollte mehr davon.


VIER



In meinen Träumen hetzten sie mich. Nicht mit Pistolen, Messern oder Krallen, sondern mit Blättern, mit dünnen, nicht greifbaren Papieren, die wie ein Virus von einem auf den anderen übergriffen. Es begann mit Agent Forman, der mir mit dem Dokument vor der Nase herumwedelte. Dank der unerbittlichen Logik der Träume war mir sofort klar, dass es sich um meinen Haftbefehl, mein Todesurteil und die Anordnung zur sofortigen Vollstreckung handelte, alles auf einem Blatt. Ich drehte mich um und wollte wegrennen, doch dort stand schon Sheriff Meier und drohte mir mit seinem Exemplar. Neben ihm standen Rob Anders und Brooke, ebenfalls mit Papieren bewaffnet. Ich rannte hinaus und stieß auf Max, meine Schwester, meine Tante und sogar meine Mutter, und dahinter stand die ganze Stadt. Alle kamen mir mit ihren unfassbaren, unausweichlichen Dokumenten entgegen. Sie waren nicht zornig oder traurig, sondern … enttäuscht vielleicht. Als hätte ich sie hintergangen.

Ich hatte es für sie getan, und als Dank dafür wollten sie mich töten.

In letzter Zeit hatte ich sowieso schon viel zu wenig geschlafen, und nach meinem Termin bei Forman wurde es noch schlimmer. Mom und ich sahen die Nachrichten, hörten

Behauptungen und Spekulationen, erfuhren aber nichts Neues über die Tote. Dann ging Mom ins Bett, und ich blieb noch auf und sah eine Talkshow oder einen Film, und wenn absolut nichts Erträgliches mehr lief, ging ich in mein Zimmer und las Bücher und Zeitschriften. Egal was, solange nur mein Kopf beschäftigt war, denn sobald meine Gedanken abschweiften, sobald ich die Kontrolle verlor, übernahm etwas anderes in mir die Regie. Etwas Tiefes und Dunkles.

Denn wenn ich meinen Verstand nicht selbst benutzte, dann setzte Mr. Monster ihn für seine eigenen Zwecke ein.

Mr. Monsters Begierden waren wie ein statisches Rauschen hinter meinen eigenen Gedanken. Solange ich sie mit etwas anderem überdecken konnte, waren sie nur ein leises Summen. Sobald die Ablenkungen nicht mehr funktionierten, wurde das Rauschen lauter und schriller, chaotischer. Aus dem Rauschen formten sich albtraumhafte Gestalten und Geräusche, Körper, Gliedmaßen und Schreie, die mich nicht zur Ruhe kommen ließen. Um drei oder manchmal erst um vier Uhr morgens gab ich auf und hoffte, wenigstens noch ein bisschen Schlaf zu finden, so unruhig er auch war, bevor Mom mich um halb sieben weckte und der nächste Tag begann. In diesen Stunden übernahm Mr. Monster die Herrschaft, und ich war das

Publikum, das gebannt seiner Horrorvorstellung zuschauen musste.

Die Polizei gab kein Wort über den Stand der Ermittlungen bekannt. Wir erfuhren rein gar nichts über die Ergebnisse der Autopsie und wussten nicht einmal, ob ein gestohlener Körperteil dieses Opfer mit einem neuen Dämon in Verbindung brachte. Ich wollte unbedingt etwas erfahren und blieb doch im Ungewissen.

Bald musste ich wieder zum Lagerhaus gehen. Ich musste unbedingt etwas verbrennen.

»Beruhige dich doch«, sagte Margaret, die in der Küche Salat putzte. »Du tust gerade so, als hättest du sie seit Jahren nicht mehr gesehen.«

»Habe ich auch nicht.« Mom schob eine Gabel auf dem Tisch zurecht. »Jedenfalls hat sie uns seit ewigen Zeiten nicht mehr besucht. Die Leichenhalle zählt nicht, da reden wir schließlich kaum miteinander.«

Es war Muttertag, und meine Schwester kam zu Besuch. Das war ein großes Ereignis, denn sie ließ sich sonst so gut wie nie blicken. Ich hatte sogar einen Kuchen gebacken.

Das Kochen betrieb ich wie vieles andere als Hobby, um

mich abzulenken und Mr. Monster im Zaum zu halten. Mom war ein großer Fan von Food Network, und ich war ein großer Fan von gutem Essen. Eines Tages, nachdem ich von Leichen geträumt und versucht hatte, meine Gedanken zu ordnen, war zufällig eine Sendung über Schokoladenkekse gelaufen, und ich hatte beschlossen, das Rezept auszuprobieren. Von da an hatte es sich rasch weiterentwickelt, und mittlerweile konnte ich alle möglichen Backwaren für verschiedene Gelegenheiten zubereiten. Mom war sowieso keine besonders gute Köchin, deshalb störte es sie nicht.

Der Kuchen war längst fertig und kühlte auf der Anrichte ab, ich blätterte inzwischen die Zeitung durch. Erfreut las ich, dass Karla Soder zur Pflege ins Krankenhaus gekommen war. Sie gehörte zu den ältesten Einwohnern von Clayton, und ich hatte schon eine ganze Weile damit gerechnet, dass sie irgendwann sterben würde. Wir hatten seit mehr als einen Monat niemanden mehr einbalsamiert.

»Lauren war zu Weihnachten da«, erklärte Margaret. »Zu deinem Geburtstag auch.«

»Auf meiner Geburtstagsfeier ist sie eine halbe Stunde zu spät gekommen und früh wieder gegangen«, klagte Mom. »Du hast gut reden, dich mag sie. Hast du eine Vorstellung, wie es

sich anfühlt, wenn man sich von der eigenen Tochter entfremdet?«

»Übertreib nicht«, widersprach Margaret. Sie verteilte den Salat in kleine Schüsseln. »Du könntest mal versuchen, nicht ihre Mutter, sondern erst einmal ihre Freundin zu sein. So schaffst du dir eine Grundlage, auf der du weiter aufbauen kannst.«

»Vielleicht braucht sie jetzt eine Mutter.« Mom legte Tomatenkeile auf die Salatblätter. »Ich weiß nicht einmal, was sie, abgesehen von der Arbeit, überhaupt so treibt.«

Es klopfte, und die beiden Frauen fuhren auf. Ich rutschte auf dem Sofa ein Stück zur Seite, um die Tür im Blick zu haben.

»Komm rein!«, rief Mom. »Es ist nicht abgeschlossen.«

Die Tür ging auf, und Lauren trat ein. Sie strahlte wie schon lange nicht mehr. Mom lächelte unsicher und riss die Augen weit auf, als wisse sie nicht recht, worüber sie sich eigentlich freuen sollte.

»Rat mal!« Lauren tänzelte beinahe. Erstaunt schüttelte Mom den Kopf, und Lauren deutete zur offenen Tür, vor der anscheinend jemand wartete. »Ich hab jemanden mitgebracht, den du unbedingt kennenlernen musst. Hier ist mein Freund Curt.«

Ein riesiger Mann stürmte herein, umarmte Lauren und hob sie dabei von den Füßen. Sie quietschte, als er sie herumwirbelte, dann stellte er sie wieder ab und grinste Mom und Margaret an. Er war groß und breitschultrig wie ein Footballprofi, hatte kurzes strohblondes Haar und einen breiten Fünfuhrschatten.

Ich hasste ihn auf der Stelle.

»Lauren wollte euch überraschen«, sagte er, »und deshalb dachte ich mir, ich könnte es auch gleich etwas aufregend gestalten. Du meine Güte, ihr seid ja wirklich wie Zwillinge!« Er blickte zwischen Mom und Margaret hin und her und musterte sie eingehend, dann lachte er laut. »Ich geb's auf. Wer von euch ist Mom?«

Mom trat vor – sie rang sichtlich um ihre Fassung – und gab ihm die Hand. »Das bin ich«, sagte sie. »Freut mich, Sie kennenzulernen …« Sie brach ab, weil sie den Namen schon wieder vergessen hatte.

»Curt«, half er ihr. »Mit C wie Curtis, allerdings verhaue ich jeden, der mich so nennt.« Wieder lachte er laut und sehr männlich. Das war ein Kerl, der es gewöhnt war, im Mittelpunkt zu stehen.

Moms Gesicht hatte sich in eine lächelnde Maske

verwandelt, was bedeutete, dass sie wütend war und dies zu verbergen suchte. Ich forschte in Laurens Gesicht, ob sich dort das Gleiche abspielte, doch sie war vollauf damit beschäftigt, Curt anzuhimmeln. Mom kehrte mit steifem Rücken zum Tisch zurück.

»Das ist wirklich eine Überraschung«, sagte sie. »Wir müssen … ein zusätzliches Gedeck hinstellen. Margaret, könntest du bitte noch einen Teller holen?« Während sie auf dem Tisch herumwirtschaftete und für den unerwarteten Gast einen guten Platz zu finden versuchte, wandte Lauren sich endlich an mich.

»John!« Sie packte Curt an den Schultern und drehte ihn zu mir herum. Er sträubte sich gerade lange genug, um deutlich zu machen, dass er sich nur dann umwandte, wenn er es auch wirklich wollte, und nicht, wenn Lauren ihn herumkommandierte. »Curt, das ist mein kleiner Bruder John. Ich habe ihn ja schon öfter erwähnt.«

»Sie lässt kein gutes Haar an dir.« Er zwinkerte mir zu. Ich starrte ihn nur an und wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Oh, der ist aber schüchtern!«, lachte Curt. »Keine Sorge, mein Freund, ich beiße nicht … sehr fest.« Wieder lachte er und knuffte Lauren etwas kräftiger, als es angemessen gewesen

wäre. Meine Reflexe setzten ein, und ich überlegte mir, womit ich ihm ein Kompliment machen konnte.

»Das ist ein schönes Hemd«, sagte Mom. Verblüfft starrte ich sie an. Sie erwiderte meinen Blick, zuckte mit den Achseln und machte sich wieder an die Arbeit. »John, könntest du mal den Klappstuhl holen, der vor meinem Computer steht?« Ich trug ihn aus ihrem Schlafzimmer herüber, während Curt sich lautstark über die Vorzüge seines Hemds ausließ.

In der Küche stellte ich den Klappstuhl neben Laurens Platz auf. Diese Seite des Tischs war damit ein wenig überbesetzt. Ohne mich auch nur eines Blicks zu würdigen, ließ Curt sich am Kopfende nieder, Lauren gegenüber. Mit finsterer Miene nahm ich selbst auf dem Klappstuhl Platz. Er war ein paar Zentimeter niedriger als die Küchenstühle, und prompt fühlte ich mich klein und unsicher.

Alle meine Regeln verlangten von mir, umgehend etwas zu tun – mach ihm Komplimente, schüttle ihm die Hand und zeig ihm, wie normal du bist –, doch ich konnte mich nicht dazu durchringen. Irgendetwas an ihm brachte mich regelrecht auf die Palme, auch wenn ich es nicht genau benennen konnte. Er war ein grobschlächtiges, lautes Trampeltier, aber ich kannte viele Leute, die so waren, und mit denen konnte ich problemlos

reden. Warum war Curt anders? Seine Bemerkung, ich sei zu schüchtern, hallte mir immer noch in den Ohren, doch ich stellte sie nicht richtig. Wenn er mich für schüchtern hielt, ließ er mich vielleicht einfach in Ruhe, und ich konnte ihn ignorieren.

Das erwies sich jedoch als noch schwieriger, als mit ihm zu reden, denn er plapperte unentwegt weiter.

»Ich kann selbst nicht glauben, dass ich immer noch in diesem alten Schrotthaufen herumfahre«, meinte er und deutete kopfschüttelnd mit dem Daumen zur Straße. »Als ich den Truck kaufte, war er ganz in Ordnung, aber inzwischen ist er uralt. Es ist mir peinlich, wenn man mich damit sieht.«

»Er ist doch erst vier Jahre alt«, wandte Lauren ein, »und ich finde ihn klasse.«

»Das kommt dir vielleicht so vor, aber du hast die neuen noch nicht gesehen. Es ist ein japanisches Auto, aber neben dem neuen Modell, das gerade beim Händler ausgestellt ist, sieht meiner aus wie ein Stück Scheiße. Es ist der reinste Luxusschlitten – denk bloß mal an die Memory-Funktion auf der Fahrerseite, die sich alle Einstellungen für Sitz, Lenkrad und Spiegel merkt, damit ich nicht jedes Mal lange herumfummeln muss, nachdem Shorty mit dem Wagen gefahren ist.«

Grinsend deutete er auf Lauren. Sie lachte, und Margaret hörte anscheinend aufmerksam zu. Mom war noch damit beschäftigt, vier Portionen Salat auf fünf kleine Schüsseln zu verteilen. Sie bewegte jedes Salatblatt einzeln, zögerte es jedoch nicht hinaus, sondern versuchte ganz gewissenhaft, den Salat so schön wie möglich anzurichten. Ihre Lippen bildeten eine schmale, starre Linie. Sie wollte unbedingt, dass es ein schönes Essen wurde.

»Es hat beheizte Ledersitze, und die Anlage ist standardmäßig mit Bluetooth ausgerüstet. Das muss man nicht mal extra dazukaufen.«

»Du hast doch jetzt auch schon Ledersitze«, widersprach Lauren.

»Die sind aber nicht beheizt.« Curt sah mich an. »Die erkennt ein schönes Auto nicht mal, wenn es sie beißt, was?«

Mom stellte die neu verteilten Salatportionen auf den Tisch und setzte sich neben mich, so weit wie möglich von Curt entfernt. Es war natürlich der einzige Platz, der noch frei war, doch an der Art, wie sie sich etwas zur Seite drehte und sich eher an Lauren als an ihn wandte, erkannte ich, dass sie über die Distanz ganz froh war.

»Esst auf!«, sagte sie. »Das Hühnchen ist fertig, sobald wir

mit dem Salat fertig sind.«

»Das hat doch nicht etwa Lauren gekocht, oder?«, fragte Curt und lächelte breit. Lauren schüttelte den Kopf. »Sie ist hübsch, aber sie kann nicht kochen, und wenn ihr Leben davon abhinge.«

Brüsk legte Mom die Gabel weg und starrte Curt an. »So spricht man nicht über seine Freundin.«

»He, ich sag's doch nur, wie ich es sehe«, wandte Curt ein. Er spießte das nächste Salatblatt auf und schnitt eine geringschätzige Grimasse. Er war schon wieder woanders, und falls er überhaupt bemerkt hatte, wie verärgert Mom war, dann ließ er es sich nicht anmerken.

Mom wollte noch etwas sagen und die Pause nutzen, während Curt kaute, doch Margaret fing ihren Blick auf und schüttelte fast unmerklich den Kopf. Mom und Margaret konnten sich manchmal wortlos verständigen, weil sie sich schon so lange kannten. Mom starrte zurück, ihre Nasenflügel bebten. Sie war unglaublich wütend. Lauren dagegen hatte sich Curt zugewandt und achtete nicht auf die beiden älteren Frauen.

»Popcorn machen kann sie dagegen wirklich gut«, fuhr Curt lächelnd fort. »Bloß bei allem, was mit einem Herd zu tun

hat, kriegt sie Schwierigkeiten.«

»Ihr wisst ja, was herausgekommen ist, wenn ich mal backen wollte«, stimmte Lauren zu. »Wisst ihr noch, wie ich auf der Junior High Brownies machen wollte? Außen verbrannt und innen roh.«

»Ja, so macht sie das heute noch.« Curt nahm sein Wasserglas und trank einen großen Schluck. Ich fand es faszinierend, wie er in der dritten Person über sie redete und direkt auf ihre Bemerkungen antwortete, ohne sie dabei anzusprechen oder anzusehen. Er tauschte sich auch mit uns nicht aus, weder einzeln noch als Gruppe, sondern erzählte uns einfach irgendetwas, weil wir zufällig als Publikum zur Verfügung standen. Mr. Monster spitzte die Ohren und wanderte unruhig in meinem Kopf hin und her. Er wollte diesem Trottel die selbstbewusste Fassade zertrümmern, bis er vor Angst heulte. Der Kerl sollte um Gnade winseln.

Ich zog mich in mich selbst zurück und gab mir die größte Mühe, nicht auf Curt und das Essen zu achten. Stattdessen dachte ich über Agent Forman nach und fragte mich, was er im Schilde führte. Sah er mich inzwischen als Verdächtigen, oder hatte er noch andere im Visier? War er überhaupt misstrauisch, oder versuchte er nur, mich einzuschüchtern, damit ich ihm

weitere Informationen lieferte? Nicht unbedingt etwas Belastendes, aber wenigstens irgendeine neue Spur, die er verfolgen konnte? In diesem Mordfall gab es zahlreiche offene Fragen, die ihm vermutlich umso mehr unter den Nägeln brannten, je länger er sich damit beschäftigte. Wie lange war Mrs. Crowley gefesselt gewesen? War es denkbar, dass ein und derselbe Täter sie gefesselt und Dr. Neblin getötet hatte? Warum war Mr. Crowleys Leiche bis heute nicht aufgetaucht, obwohl doch bei allen anderen Morden ein verstümmelter Leichnam gefunden worden war? Selbst wenn Forman keinen Verdacht hegte, ich könne der Täter sein, musste er ahnen, dass ich mehr wusste, als ich ihm verriet.

»Eigentlich hat ja John den Kuchen gebacken«, sagte Mom.

Überrascht hob ich den Kopf und stellte fest, dass mich vier Menschen anblickten. Was hatte ich sonst noch verpasst?

»Jim?«, sagte Curt.

»John«, berichtigten Mom, Margaret und Lauren ihn wie aus einem Mund.

Ich nickte.

»Ja, verdammt will ich sein«, sagte Curt. »Eine Übung für Hauswirtschaftslehre in der Schule oder so was?«

»Er backt meistens«, erklärte Mom. »Er kann das sehr gut,

und er macht es gern.«

»Backen.« Curt hob die geballte Faust, als wolle er mir Mut machen. »Eine wahnsinnig männliche Beschäftigung.«

»Und ob«, bekräftigte Lauren. Zum ersten Mal widersprach sie Curt ernsthaft. »Ich fände es riesig, mal was Gutes von dir vorgesetzt zu bekommen.«

»Das geht nicht, weil es in diesem Kaff kein vernünftiges Restaurant gibt«, erklärte Curt.

»Außerdem mögen es Frauen, wenn Männer sich die Zeit nehmen, etwas für sie zu tun.«

»Ich hab dir doch die Schuhe gekauft«, meinte Curt.

»Die sind traumhaft.« Lauren nickte begeistert.

»Das will ich doch hoffen«, sagte Curt lachend. »Sie waren teuer genug.«

»Wenn die Mädchen erst herausfinden, wie gut John kochen kann, werden sie vor der Tür Schlange stehen«, verkündete Mom. Sie stand auf, um die Salatteller abzuräumen.

»Na ja, da ist was dran.« Curt breitete die Arme aus. »Männeressen ist sowieso meistens besser, was? Kein Gejammer über Kalorien und Fett und diesen ganzen Mist – einfach nur Berge von sauguten Sachen.« Er blickte zur

Anrichte und schnüffelte laut. »Hat er auch das Hähnchen gemacht?«

Mom und ich wechselten einen Blick. Wir waren beide nicht sicher, was wir darauf antworten sollten. Ich hatte vor sechs Wochen aufgehört, Fleisch zuzubereiten, weil dies meinen Absichten zuwiderlief. Statt mich von toten Körpern abzulenken, dachte ich sogar noch öfter daran, während ich weiches rotes Fleisch mit dem Messer zerteilte und mit nackten Fingern in Bergen von blutigem Gehacktem herumwühlte. Mittlerweile aß ich überhaupt kein Fleisch mehr.

»John ist Vegetarier«, erklärte Mom.

Als Vegetarier hätte ich mich nicht bezeichnet. Das klingt viel ehrgeiziger als Er isst kein Fleisch. Ich war ja nicht der Ansicht, dass es Mord sei, Fleisch zu essen, sondern … nun ja, doch, irgendwie schon. Für mich jedenfalls. Aber wie viele Vegetarier hatten schon Phantasien, in denen sie ihr Fleisch eigenhändig zermetzelten?

»Ein Vegetarier!«, rief Curt. »Wie kann ein Mann, der sie noch alle hat, auf so was kommen?«

Ich mach das, um Idioten wie dir nicht wehzutun, dachte ich.

»Er kümmert sich um den Nachtisch, und ich übernehme

das Kochen.« Mom hob die Hähnchenbrustfilets aus der Pfanne und legte sie auf die Teller, die schon auf der Anrichte bereitstanden. »Ich esse inzwischen auch selbst kaum noch Fleisch, weil das einfacher ist, als immer für zwei zu kochen, aber bei besonderen Gelegenheiten will ich nicht darauf verzichten.« Sie schaufelte Reis auf die Teller und servierte sie, immer zwei auf einmal. Der letzte war meiner, bei mir war das Fleisch durch eine Linsensuppe ersetzt worden, die ich inzwischen ganz gern mochte.

»Junge«, sagte Curt und beugte sich vor, um mich ernst anzustarren, »das ist kein Essen, sondern höchstens Futter fürs Essen.« Er lachte laut über seinen Scherz, und Lauren stimmte ein. Margaret lächelte höflich. An der Art und Weise, wie sie lächelte – die Mundwinkel leicht nach oben gezogen, während sich um ihre Augen kein Muskel rührte –, erkannte ich, dass ihre Belustigung nicht echt war. Sie hielt nicht viel von Curts Geschwafel. Ich lächelte in mich hinein und aß ein Stück Brokkoli.

»Aber im Ernst«, wandte Curt sich an Lauren. »Vielleicht solltest du das Gleiche essen wie er. Wenn du weiter so reinhaust wie jetzt, passt du nie wieder in deine engen Jeans.«

»Also ehrlich!« Wieder legte Mom entrüstet die Gabel weg.

»So redet man doch nicht!«

»Ist doch wahr«, sagte Lauren. »Ich passe schon seit Monaten nicht mehr in meine engen Jeans. Curt hat mich noch nie mit ihnen gesehen.«

»Das ist keine Entschuldigung dafür, so zu reden«, erwiderte Mom.

»Wer die Wahrheit sagt, braucht sich nicht zu entschuldigen.« Curt grinste und dachte wohl, er habe etwas Witziges gesagt. Ein Scherz, um die Spannung abzubauen. Erstaunlich – selbst ich erkannte, wie dumm seine Bemerkung war.

»Sie sitzt direkt neben Ihnen.« Mom deutete auf Lauren. »Sie könnten ruhig etwas höflicher mit ihr umgehen.«

»Mir war schon vorher klar, dass so was passieren würde.« Lauren schloss für einen Moment die Augen. »Mom, warum kannst du dich nicht mal ein Essen lang zurückhalten? Oder wenigstens ein halbes? Wir sind seit höchstens zwanzig Minuten hier.«

»Ich jedenfalls benehme mich nicht daneben«, erwiderte Mom. »Seit er hier sitzt, hat er dich unablässig beleidigt.«

»Ach, hör doch auf!« Lauren warf ihre Serviette auf den Tisch und stand auf. »Er versucht doch nur, ein bisschen Leben

in die Bude zu bringen. Ihr seid ja alle scheintot – John hat die ganze Zeit noch kein Wort gesagt!«

Aber nicht, weil ich tot bin, sondern weil ich klug bin.

»Sie hat mir schon erzählt, dass Sie sich nicht gut verstehen.« Curt funkelte Mom an. »Ich hatte keine Ahnung, wie recht sie hat.«

»Erstaunlich«, sagte Mom. Sie verschränkte die Arme vor der Brust und starrte Lauren an. »Er ist der einfühlsamste Mann der Welt. Wie hast du nur so einen tollen Fang gemacht?«

»Erzähl du mir nichts über Beziehungen!« Lauren zeigte mit dem Finger auf Mom. »Erzähl mir nicht, ausgerechnet du wüsstest nach deinen Riesendummheiten über so was Bescheid!«

»Das muss ich mir nun wirklich nicht bieten lassen«, entschied Curt und stand auf. »Du auch nicht.« Er fasste Lauren am Ellenbogen und zog sie zur Tür.

»Lass mich nicht so einfach sitzen!«, rief Mom.

»Und warum sollte ich bleiben?«, gab Lauren zurück. Sie löste sich aus Curts Griff und stapfte zum Tisch zurück. »Du hast mich mein Leben lang runtergemacht, als wäre ich … was glaubst du eigentlich, wer ich bin? Denkst du, ich könnte nicht

selbst entscheiden? Bin ich … bin ich nur eine kaputte Maschine, die den ganzen Tag Müll produziert?«

Auch Mom stand jetzt auf. »Wie soll ich vernünftig mit dir reden, wenn du dich immer so benimmst wie jetzt?«

»Deine klugen Sprüche sind das Allerletzte, was ich jetzt brauche«, fauchte Lauren. Curt nahm sie wieder am Ellenbogen und bugsierte sie zur Tür. Seit der Streit zwischen Mutter und Tochter begonnen hatte, war er bemerkenswert ruhig. Dieses Mal riss Lauren sich nicht los, sondern folgte ihm nach draußen und schloss die Tür hinter sich.

»Komm zurück!« Mom fuhr herum und klatschte die flache Hand auf eine Schranktür. »Nicht schon wieder«, schluchzte sie. »Ich habe sie schon wieder verloren.« Sie schlug die Hände vors Gesicht, lehnte sich an den Schrank und weinte.


FÜNF



Es dauerte noch fast sechs Stunden, bis Mom endlich ins Bett ging und ich mich verdrücken und mit dem Fahrrad geradewegs zum alten Lagerhaus fahren konnte. Sie hatte den ganzen Nachmittag über geheult, mit Margaret geredet und tausendmal den Streit durchgespielt: Lauren hatte recht, Lauren lag falsch, Lauren machte einen großen Fehler, Mom hatte einen großen Fehler gemacht, und so weiter und so weiter. Ich hatte mich in meinem Zimmer verkrochen und mir die Skimaske über die Ohren gezogen, um den Lärm zu dämpfen.

Es war genau wie früher, als sich alle gestritten und dann so schnell wie möglich verzogen hatten. Genau wie früher, nur schlimmer. Jetzt war auch noch Forman da, der am liebsten meine Gedanken gelesen hätte, und Mr. Monster drängte sich in den Vordergrund. Ich wusste nicht, wie lange ich das noch aushielte, ohne überzuschnappen. Ungerufen zeichneten sich Pläne in meinem Kopf ab: herausfinden, wo Curt wohnte, ihn lahmlegen, ihn langsam und sorgfältig aufschneiden und ihm so viel Schmerz wie nur irgend möglich zufügen. Ich lief in meinem Zimmer auf und ab und sang Stücke aus irgendwelchen Liedern, die mir gerade einfielen. Alte Songs, die mein Dad sich früher angehört hatte, oder neue Sachen, die Brooke gern im Radio hörte. Egal was, Hauptsache, es

beschäftigte mich und lenkte mich möglichst nachhaltig von den Gedanken an den Tod ab. Nichts half.

Es war der Drang – der verzweifelte Drang, der sich in einem Serienmörder aufbaut und ihn schließlich zum Töten zwingt. Was war das überhaupt? Und woher kam es? Bisher hatte ich meine dunkle Seite stets im Griff gehabt. Jahrelang hatte ich sie eingesperrt, doch in der letzten Zeit war sie stärker geworden. Als ich den Dämon ausgeschaltet hatte, hatte Mr. Monster zum ersten Mal den Tod geschmeckt. Jetzt wollte er mehr davon. Konnte ich ihn weiterhin zurückdrängen? Wie stark würde er noch werden? Wie stark würde der Drang werden, bevor ich explodierte und jemanden tötete? Meine Mom, Margaret oder Brooke?

Ich lief in meinem Zimmer auf und ab wie ein gefangenes Tier. Die Lamellen der Jalousien waren die Käfigstäbe, und durch die Zwischenräume hindurch sah ich Mr. Crowleys Haus. Groß und dunkel stand es da. In wie vielen Nächten war ich dort herumgeschlichen, hatte in die Fenster gespäht und meine Beute beobachtet? Diesen Teil meines Lebens vermisste ich. Es war ein körperliches Gefühl wie der Phantomschmerz bei einem amputierten Arm oder Bein. Ob ich es einfach noch einmal tun konnte? Crowley war allerdings ein Dämon und

kein Mensch gewesen. Zum Wohl der Menschen hatte ich ihn überwachen dürfen. Ich hatte mir das alles genau überlegt und eine Entscheidung getroffen. Wegen eines geringeren Anlasses durfte ich nicht einfach alles über den Haufen werfen.

Aber wenn nun wirklich ein neuer Dämon umging?

Es war dumm anzunehmen, Crowley sei der Einzige seiner Art, aber ebenso dumm war die Annahme, dass sich alle Dämonen gleich verhielten. Bei der neuen Leiche fehlten keine Körperteile, doch sie wies Dutzende kleiner Verletzungen und eine große Wunde am Fuß auf. Gab es eine neue Sorte übernatürlicher Schurken, die ihre Opfer mit Stromschlägen hinrichten mussten, um am Leben zu bleiben? Musste man aus der Tatsache, dass eine Frau ermordet worden war, den Schluss ziehen, dass der Dämon ebenfalls weiblich war?

Aber nein ... wenn ich schon annahm, dass ein neuer Dämon sich ganz anders verhielt, dann durfte ich auch nicht unterstellen, dass die Motive gleich gelagert waren. Mr. Crowley hatte Männer getötet, die seinem Körperbau entsprochen hatten, um Ersatzteile für seinen eigenen Körper zu bekommen. Es war ums Überleben gegangen. Der neue Dämon tötete vielleicht, weil er Nahrung brauchte, oder es war ein Sport oder eine Form der Selbstverwirklichung. Es ließen

sich viele Gründe finden. Genau wie ich verspürte der Dämon einen Drang – irgendein emotionales Loch, das gefüllt werden musste.

Wie konnte ich den Drang des Dämons identifizieren, wenn ich nicht einmal meinen eigenen benennen konnte?

Noch einmal dachte ich über Curt nach und stellte mir vor, wie schön es wäre, ihn mit Stromschlägen ebenso hinzurichten, wie es der armen Frau widerfahren war – er sollte kreischen und sich winden, bis ihm der Strom einen tiefen Krater in die Haut gebrannt hatte. Ich schüttelte den Kopf und unterdrückte den Gedanken. So durfte es nicht weitergehen. Ich musste etwas abfackeln.

Es wurde Zeit, das Lagerhaus wieder aufzusuchen. Unterwegs holte ich mir ein Stück Hähnchen aus dem Kühlschrank – keiner hatte seinen Teller leer gegessen – und packte es in eine Plastiktüte, die ich mir in die Jackentasche schob. Dieses Mal würde mich die Katze nicht aufhalten.

Es war kurz nach Mitternacht und im Grunde zu dunkel, um mit dem Rad zu fahren. Das Auto würde allerdings Lärm machen und Mom wecken – und außerdem allzu leicht einen Hinweis auf mich ermöglichen, falls die Brandstiftung untersucht würde. Deshalb fuhr ich fast eine Meile weit durch

die dunklen Straßen, stieg schließlich ab und lief zwischen den Bäumen über den unebenen Weg. An den Stellen, die das Mondlicht nicht erreichte, tastete ich mich vorsichtig weiter. In einer Hand hielt ich einen Kanister, in dem Benzin schwappte.

Das Feuer rief mich.

Im schwachen Mondlicht bekamen die Betonwände des Lagerhauses einen stumpfen Glanz. Inzwischen grinste ich breit. Dies war der Augenblick, in dem meine Grenzen verschwammen. Mr. Monster war jetzt niemand anders mehr als John Cleaver. Kein Killer mehr, sondern bloß ein Junge. Kein Monster, sondern ein Mensch. Das Feuer war meine Therapie, und in diesen Momenten unmittelbar davor fühlte ich mich wirklich frei. Es waren die einzigen Augenblicke in meinem Leben, in denen ich mir keine Sorgen machen musste, was Mr. Monster tun wollte, denn er und ich wollten genau das Gleiche. Sobald ich mich entschieden hatte, ein Feuer zu legen, lag ich nicht mehr mit mir selbst im Widerstreit. Ich war einfach nur ich selbst, und alles passte zusammen.

Die Katze starrte mich schweigend an. Sie hockte in einem geborstenen Fenster, von dem aus sie ihr ganzes Reich, drinnen wie draußen, überblicken konnte. Ich legte das Fahrrad vor den Bäumen auf den Boden und ging leise hinüber. Unterwegs holte

ich das Fleisch heraus und riss ein kleines Stück ab. Die Fasern lösten sich leicht, die Schichten des durchgebratenen Muskelfleischs ließen sich mühelos in Streifen abziehen. Dann wedelte ich so dicht wie nur möglich vor der Katze mit dem Fleisch herum, damit sie es riechen konnte, ließ ein Stückchen vor mir auf den Boden fallen und warf den Rest mehrere Meter weit weg. Die Katze verfolgte die Flugbahn, als wären ihre Augen Laserpointer. Schließlich eilte ich durch die offene Tür ins Lagerhaus.

Als ich mich zum Fenster umsah, hockte die Katze immer noch dort. Wenn ich mich bewegte, wandte sie langsam den Kopf, betrachtete mich kurz und starrte wieder das Fleisch draußen an. Gut so, dachte ich. Jetzt hol's dir!

Ich zog die alte Matratze hinter dem Palettenstapel hervor. Sie war dick und schimmelig, voller Dreck und Spuren von Tieren, und die Unterseite war feucht. Als ich sie umdrehte, stieg eine stinkende Wolke auf. Ich kippte sie, damit die trockene Seite oben lag, überlegte es mir noch einmal anders und wendete sie abermals. Ich konnte einige andere Gegenstände wie die Holzpaletten benutzen, um die Matratze aufzurichten und darunter einen Herd zu bauen. Die trockene Seite würde rasch Feuer fangen und die obere Seite trocknen.

Der Rauch konnte in die Luft steigen, ohne die Flammen darunter zu ersticken.

Die Katze hockte immer noch auf der Fensterbank und beobachtete mich neugierig. Ich hielt inne, versuchte mich so uninteressant wie möglich zu machen, und erwiderte den Blick. Das Tier rührte sich nicht.

Ich wartete noch eine Weile, doch die Katze blieb sitzen. Schließlich sammelte ich das Material für meinen Ofen. Früher oder später würde sie sich schon bewegen.

An einer Wand des Lagerhauses standen Metallfässer, die meines Wissens alle leer waren. Sie konnten nicht verbrennen und enthielten wohl auch kein brennbares Material, also ließ ich sie einfach stehen und ging weiter. In der hinteren Ecke fand ich einen Stapel Farbeimer, und hier und da waren im großen Raum weitere Behälter mehr oder weniger willkürlich verteilt. Bei früheren Besuchen hatte ich bereits eine Bestandsaufnahme gemacht: Überwiegend waren es Latexfarben, die nicht brannten. Daneben gab es jedoch einen hübschen Vorrat an weißer Lackfarbe, die hochgehen würde wie Raketentreibstoff. Mit einem Schlüssel hebelte ich einen Deckel auf und lächelte, als mir der Alkoholgeruch entgegenschlug. Die Farbe war schon alt – sicherlich mehrere Jahrzehnte –, und die Pigmente

hatten sich am Boden abgesetzt. Obenauf schwamm eine hochprozentige dicke Brühe. Ich schleppte die Dosen, immer zwei auf einmal, in die Mitte des Raums und träumte schon von dem mächtigen Brand, den ich legen wollte.

Die Katze saß immer noch im Fenster und beobachtete mich. Ich ging nach draußen und fand die Hähnchenbrust unberührt im Gebüsch auf dem Kies. Auch das kleine Stück, das ich abgerissen hatte, hatte die Katze verschmäht. Ich hob es auf und hielt es ihr hin.

»Magst du das nicht?«

Sie starrte mich an.

»Das ist Katzenfutter. Warum willst du es nicht?« Ich durfte das Tier nicht beschimpfen. Flüche, ganz egal, auf wen gerichtet, verstießen gegen die Regeln. Ich warf das Fleisch noch einmal dicht am Kopf der Katze vorbei. Wieder fiel es draußen auf den Boden. »Verschwinde da aus dem Fenster!«

Die Brust wurde mir eng, ich atmete tief durch. Nun flipp doch nicht gleich aus!, sagte ich mir. Es ist alles in Ordnung, du kannst dein Feuer machen. Die Katze wird verschwinden, und alles ist gut. Ich atmete schwer und kniff mehrmals fest die Augen zusammen, um … ich weiß es selbst nicht genau. Irgendwie musste ich jedenfalls einige Male blinzeln. Dann ging

ich wieder nach drinnen und sah mich um, was es noch zu tun gäbe. Holz! In der Mitte lag etwas Holz, das ich aufstapeln konnte.

Die Baufirma, der das Lager gehört hatte, hatte eine Menge Bretter und Kanthölzer zurückgelassen. Im Lauf von mehr als zwanzig Jahren hatte sich das Holz verzogen. Manche Bretter waren leicht gekrümmt, andere aufgequollen, einige gerissen und gesprungen. Frühere Besucher hatten das Baumaterial herumgeworfen, doch der größte Teil war noch ordentlich aufgestapelt. Um meinen Ofen zu bauen, legte ich drei Bretter über sechs offene Lackdosen. Die Flammen würden sie erst erreichen, wenn das Feuer schon ziemlich groß wäre, aber dann würden sie spektakulär hochgehen. Zum Abschluss legte ich die Matratze darauf. Beim ersten Versuch hatte ich es jedoch zu eilig und schob die Bretter von den Lackdosen herunter. Die Katze saß immer noch im Fenster und machte mich nervös. Ich musste mich beruhigen. Als die Bretter wieder richtig lagen, hob ich die Matratze vorsichtig an und legte sie mit der trockenen Seite nach unten darauf. Die Matratze war feuchter, als ich angenommen hatte. Sie war sogar richtig nass, und ich fuhr mir unsicher mit gespreizten Fingern durch die Haare. Nach kurzem Überlegen holte ich einfach meinen Benzinkanister und goss etwas Treibstoff über

die Matratze. Keine elegante, aber vermutlich die einfachste Lösung.

Die Katze war immer noch da. Ich ließ den Benzinkanister fallen und versetzte einem Kantholzstapel einen Tritt. »Verschwinde!« Es hallte laut im leeren Raum, und die Katze fauchte und machte einen wütenden Buckel.

Wieder schloss ich die Augen. Mir war übel. »Entschuldige, entschuldige, entschuldige.« Ich tat ein paar Schritte, drehte mich um, ging zurück. Unschlüssig lief ich auf dem schmutzigen Boden hin und her. Dann blickte ich der Katze tief in die Augen. »Ich will dir nicht wehtun. Ich will nicht, dass dir etwas zustößt.« Ich zögerte. »Vielleicht kann ich dir helfen – vielleicht weißt du einfach nicht, was du tun sollst.«

Ich konnte hochklettern und die Katze vorsichtig hinaustragen. Dazu brauchte ich aber etwas, worauf ich mich stellen konnte. Also lief ich zu den Metallfässern hinüber und packte eins am oberen Rand. Auch leer war es noch ziemlich schwer. Ich musste mich gegen die Wand stemmen, um es umzukippen. Mit einem hohlen Dröhnen prallte es auf den Boden, dann rollte ich es ungeduldig zur anderen Seite, wobei ich den Holzstapeln, den Kanistern und dem Müll ausweichen musste.

»Ich will dir nichts tun«, wiederholte ich, während ich das Fass rollte. »Ich will dir nur helfen und dich in Sicherheit bringen.«

Zuerst musste ich einige Paletten wegschieben, die unter dem Fenster standen, dann bugsierte ich das Fass an die richtige Stelle. Es schien beinahe unmöglich, es wieder aufzurichten, doch endlich klemmte ich es an der Wand ein, schob die Hände unter den Rand und drückte es hoch. Die Katze beobachtete mich gleichmütig.

Vorsichtig kletterte ich auf das Fass und richtete mich langsam auf. Als ich mich der Katze näherte, fauchte sie, fletschte die Zähne und starrte mich an. Ich hielt inne, damit sie sich beruhigte.

»Hab keine Angst! Ich hebe dich einfach nur vorsichtig auf und bringe dich nach draußen.« Dann richtete ich mich weiter auf, und sie fauchte zum dritten Mal, lauter als vorher. »Hör mal, gleich steht das ganze Gebäude in Flammen, und da willst du doch nicht mehr hier sein, oder? Du weißt nicht, was Feuer ist, aber es ist sehr gefährlich und böse.«

Ich richtete mich noch höher auf, die Katze machte einen Buckel und sträubte die Haare. Aus der Nähe erkannte ich die vertraute Zeichnung einer Hauskatze, doch ich entdeckte noch

etwas anderes, etwas Tieferes. In ihrem Innern brannten auf einmal Spuren von Leopard und Tiger, das wiedererwachte Erbe der Katze. Woher sie auch gekommen war und in welcher Zivilisation sie gelebt hatte, es zählte nicht mehr. Das Wesen, das mich anfauchte, war ein wildes, gefährliches Tier.

Ich blieb reglos stehen und betrachtete ihr Gesicht, als wäre es ein Wunschbrunnen. Wieder fauchte sie und duckte sich, als wolle sie gleich springen.

Ich wich zurück.

Das sollte ich nicht tun. Ich gestattete mir, eine Regel zu brechen – etwas verbrennen, wenn ich ein Ventil brauchte –, doch dies ging zu weit. Die anderen Regeln durfte ich auf keinen Fall missachten, und wenn ich diese Katze berührte, würde sie mich angreifen. Ich würde mich wehren, und wenn ich ihr dabei wehtat, hätte ich meine wichtigste Regel gebrochen. Das durfte nicht passieren, ich musste sofort aufhören.

Gereizt und müde sprang ich vom Fass hinunter. Mir war ein wenig schwindlig, und ich setzte mich auf einen Bretterstapel, um wieder zu Atem zu kommen. Ich würde niemandem wehtun.

Ich würde auch nichts verbrennen.

Die ganze Anspannung war noch da – die Wut, die Angst, die Verzweiflung –, doch ich konnte mich nicht abreagieren. Nicht so. Es war zu ungezügelt und hemmungslos. Irgendwo in meinem Innern wollte ich die Katze sogar zu einem Angriff provozieren, damit ich einen Vorwand hatte, ihr etwas anzutun. Doch ich durfte mich nicht so weit gehen lassen und ihr Schmerzen zufügen. Es wurde allmählich zu gefährlich, meine Anspannung in sicheren kleinen Dosierungen auf diese Weise abzubauen. Es musste doch einen besseren Weg geben. Jedenfalls konnte ich den Druck nicht ewig aushalten. Andererseits war es natürlich auch nicht möglich, sämtliche Schleusen zu öffnen und es unkontrolliert laufen zu lassen. Es musste irgendeinen Mittelweg geben.

Ich brauchte einen neuen Dämon.

So gut wie im Winter, auf der Jagd nach dem Dämon, der in meiner Heimatstadt umging, hatte ich mich noch nie gefühlt. Ich hatte ein Ziel und eine Aufgabe gehabt, die meinem Leben einen Sinn verliehen hatte. Da hatte ich Mr. Monster von der Leine gelassen und deshalb zum ersten Mal seit Jahren mit mir selbst im Frieden gelebt. Der Dämon war schon lange tot, und damit hatte ich mein psychisches Ventil verloren.

Langsam verließ ich das Lagerhaus. Ich atmete bewusst

ruhig und gleichmäßig durch. Wir hatten ein neues Opfer, doch bisher gab es noch keinen Mörder, den ich jagen konnte. Der Täter war auch nicht unbedingt ein Serienkiller, sondern vielleicht nur ein betrunkener Ehemann oder ein eifersüchtiger Freund …

Ein eifersüchtiger Freund. Forman hatte gesagt, der Körper sei mit kleinen Wunden bedeckt gewesen – Stichen, Kratzern, Verbrennungen, Blasen und wer weiß was noch alles. Ein eifersüchtiger Freund hätte so etwas leicht tun können. Ein eifersüchtiger Freund, der keine Achtung für Frauen empfand und sie wie Dreck behandelte. Ein Mann, der keine Probleme damit hatte, einer Frau Schmerzen zuzufügen.

Ich wusste genau, wo ein solcher Mann zu finden war.

Natürlich war das sehr unwahrscheinlich, aber immer noch besser als nichts. Es war ein klares, erreichbares Ziel: den Mann beschatten, der vielleicht der Mörder war, um herauszufinden, ob sich der Verdacht bestätigte. So konnte ich weiterleben wie bisher und zugleich Mr. Monsters Bedürfnisse befriedigen, ohne meine eigenen zu gefährden.

Es war an der Zeit, Curt erheblich besser kennenzulernen.


SECHS



Das Opfer wurde schließlich als Victoria Chatham identifiziert. Da sie nicht zum Einbalsamieren zu uns gebracht wurde, bekam ich auch keine Gelegenheit, die Leiche und die Verletzungen zu untersuchen. Daher konnte ich auch nicht aus erster Hand etwas über den Mann erfahren, der ihr die Wunden beigebracht hatte, und musste mit meinen Nachforschungen über den Mörder anderswo ansetzen.

Da die Ferien erst in einigen Wochen beginnen würden, bedeutete anderswo ein eher einseitiges Gespräch mit Max in der Pause.

»Die zentrale Frage beim Täterprofil ist folgende: Was musste ein Mörder nicht unbedingt tun und hat es doch getan?«

»Bitte nicht schon wieder!« Max verdrehte die Augen.

»Es funktioniert aber«, beharrte ich. »Es funktioniert sogar noch besser, wenn jemand da ist, der unpassende Ideen verwirft. Du hast mir beim letzten Mal wirklich sehr geholfen.«

»Wenn ich dir so sehr geholfen habe, warum hast du den Täter dann nicht geschnappt?«

Ich habe ihn ja geschnappt.

»Der FBI-Agent hat mich zur Polizeiwache kommen lassen und mir die Fotos des neues Mordopfers gezeigt, ehe sie an die

Presse gegangen sind«, fuhr ich fort. »Er hat mich um Hilfe gebeten.«

»Halt die Klappe!«

»Nein, ernsthaft.«

»John, wir sitzen nur ein paar Meter von drei unglaublich heißen Mädchen in unglaublich kurzen Shorts entfernt. Deshalb habe ich keine Zeit, mit dir einen Mordfall zu analysieren.«

Ich schloss die Augen. Brooke hatte sich mit zwei Freundinnen, Marci und Rachel, nur zwei Tische entfernt niedergelassen. Die einzige erlaubte Mittagsunterhaltung hatte ich allerdings schon mit ihr geführt, und auch meine beiden Pausenblicke waren verbraucht. Brooke hatte sich die Haare mit einem rosafarbenen Band zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie trug ein rosafarbenes T-Shirt mit weißen Streifen und kurze Jeans, die ihre langen, schlanken Beine zur Geltung brachten. Ich durfte nicht einmal mehr an sie denken. Genau deshalb wollte ich ja den Killer analysieren.

Es juckte mir in den Fingern, ich musste dringend etwas verbrennen.

»Der Leichnam wies zahlreiche Verletzungen auf. Das haben sie in den Nachrichten erwähnt, und ich habe es auf dem Foto gesehen. Der Mörder hat ihr wehgetan, bevor er sie

umgebracht hat. Er hat sie gefoltert. Warum hat er das getan?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Max. »Du bist hier der gefährliche Verrückte. Warum tätest du so etwas?«

»Das ist beleidigend, aber du hast schon recht, denn wir versetzen uns ja mehr oder weniger in seine Situation.«

»Ich mein's ernst«, erklärte Max. »Wenn du jemanden auf diese Weise töten willst, was ich nicht mal völlig ausschließen kann, warum tätest du es dann?«

Das ist besser als nichts. »Weil ich etwas brauche«, antwortete ich. »Wenn ich sie auf diese Weise umbringe, bekomme ich es vielleicht.«

»Was willst du denn?«

»Das weiß ich noch nicht. Genau das versuchen wir ja herauszufinden. Wir müssen es von hinten aufrollen.«

»Na gut.« Max sah zur Decke hoch und wedelte mit den Händen. »Was hast du davon, wenn du jemanden so tötest, dass du bekommst, was du willst?«

»Was habe ich davon, wenn ich jemanden auf diese Weise töte?«, fragte ich.

»Das meine ich doch.«

»Ich bekomme … Befriedigung.«

»Das ist doch krank«, widersprach Max.

»Ich rede nicht über mich. Der Killer findet Befriedigung.«

»Das ist wirklich krank«, beharrte Max. »Was noch?«

»Der Killer kann sich rächen. Und er gewinnt Macht.«

»Der Killer findet Frieden und Ruhe«, schlug Max vor.

»Wahrscheinlich nicht«, überlegte ich. »Wenn du lediglich jemanden zum Schweigen bringen willst, gibt es einfachere Methoden, als ihn zu Tode zu quälen.«

»Wenn es aber jemand war, der dich dein ganzes Leben lang genervt hat, und du hältst es nicht mehr aus und willst, dass er leidet, ehe er stirbt? Dann erhältst du Frieden und Ruhe als Belohnung.«

»Eigentlich sollten in diesem Fall Macht, Rache und Befriedigung als Belohnung winken. Du übernimmst die Kontrolle in deinem Leben und rächst dich an dem Menschen, der sie dir genommen hat.«

»Und wenn du mit allem fertig bist«, fuhr Max fort, »dann findest du Ruhe und Frieden. Ich sag doch, es läuft immer darauf hinaus.«

»Wirklich?«, fragte ich. »Wenn ich Ruhe und Frieden suche, dann lasse ich doch keine Leiche liegen, während

sowieso schon wegen eines Serienmörders ermittelt wird. Der Todesfall findet größere Beachtung, die Zeitungen berichten, und die Ermittlungen sind gründlicher als bei anderen solchen Delikten in Kleinstädten.«

»Schon gut, schon gut, ich geb's auf«, brummte Max. »Also finde ich keinen Frieden und keine Ruhe. Ich bekomme … Krieg und Lärm. Ich bekomme einen lärmenden Krieg. Ich bin ein Terrorist.«

Ein paar Puzzleteile fügten sich auf einmal zusammen. »Vielleicht bist du das.« Aufgeregt beugte ich mich vor. »Ich meine, du bist kein echter Terrorist, aber das Prinzip stimmt schon – du setzt Gewalt ein, um Aufmerksamkeit zu finden.«

»Dann bin ich ein Vierjähriger?«

»Du tust das absichtlich, damit die Menschen Notiz von dir nehmen«, fuhr ich fort. »Du tötest jemanden auf abartige Art und Weise, lässt ihn irgendwo liegen, wo man ihn leicht findet, und damit bringst du dann deine Botschaft unter die Leute.«

»Warum auf einmal ich und nicht du?«

»Na gut, dann ich. Egal. Der Killer. Der Mörder will uns etwas sagen: Ich hasse Frauen oder Ich bin besser als ihr oder etwas in der Richtung.«

»Ich kann tun, was immer ich will.«

»Genau.«

Max biss von seinem Sandwich ab. »Aber mit wem redet er dann?«

»Ich … das weiß ich nicht. Mit allen, würde ich sagen. Mit der Polizei und dem FBI. Wir haben jetzt einen Agenten in der Stadt, der sich professionell mit solchen Themen beschäftigt. Vielleicht redet der Mörder mit ihm.«

»Und wenn er nun der Clayton-Killer ist?«

»Die Methoden sind völlig anders«, widersprach ich.

»Nein, ich meine, wenn er mit dem Clayton-Killer redet?«

Ich starrte ihn an. Der Clayton-Killer war tot, aber das wusste Max nicht. Niemand wusste es, auch der neue Killer nicht.

Was, wenn Killer sich so begrüßten: He, ich bin neu hier in der Stadt.

»Ich werd nicht mehr, sie kommt rüber«, sagte Max.

»Wer denn?« Ich wagte einen kurzen Blick. Brooke näherte sich unserem Tisch. Das war schon der dritte Blick beim Mittagessen. So viele waren nicht erlaubt. Ich musste meine Regeln so genau wie möglich befolgen, auch wenn sie die Initiative ergriff. Die Regeln waren meine erste und letzte

Verteidigung gegen Mr. Monster, und wenn ich einfach tat, was ich wollte, dann hielt er es genauso. Das durfte nicht passieren.

»Wenn sie fragt, worüber wir reden, dann sag ihr bitte, wir hätten über Autos geredet«, flehte Max.

Brooke blieb an unserem Tisch stehen. »Hallo, John.«

»Hallo.« Ich durfte mittags auch nicht weiter mit ihr reden, nachdem ich auf dem Weg zur Cafeteria »Hallo« gesagt hatte.

»Hast du als Nächstes Englisch?«

»Ja.« Ich versuchte, so höflich wie möglich zu antworten, und starrte hinter ihr auf die Wand, direkt rechts neben ihrem Gesicht.

»Mrs. Barlow sagt, wir beginnen mit der gleichen Unterrichtseinheit wie ihr, mit Beowulf und Grendel.«

»Ja.« Ich hoffte, die Unterhaltung wäre bald vorbei. Um nicht unhöflich zu erscheinen, fügte ich hinzu: »Das klingt wirklich interessant.« Das hätte ich nicht sagen dürfen.

»Ja«, stimmte Brooke zu. Am Rand meines Gesichtsfelds nahm ich wahr, dass sie lächelte. Ich blickte auf den Tisch, dann heftete ich den Blick über ihrer anderen Schulter an die Wand.

»Ich dachte, es wäre nett, wenn wir mal darüber reden«, sagte sie. »Unterwegs im Auto und so. Wir sehen uns ja

sowieso jeden Tag.«

»Klar«, antwortete ich. Eigentlich durfte ich nichts zur Unterhaltung beisteuern, aber … was sollte ich tun? »Das hilft uns bestimmt im Unterricht, weil wir ja in verschiedenen Klassen sind.«

»Genau«, pflichtete Brooke mir bei. »Wir tauschen gegenseitig unsere großartigen Erkenntnisse aus, und dann sind wir in unseren Klassen die Genies.«

Wieder starrte ich den Tisch an. »Ja, gut.« Bitte, geh doch.

»Schön«, sagte sie. »Dann sehen wir uns nachher am Auto?«

»Ja.«

»Gut, bis dann.« Sie entfernte sich wieder. Endlich.

Max starrte ihr nach. »Auf Wiedersehen, wundervoller Arsch. Ich werde dich vermissen.« Er wandte sich an mich und applaudierte lautlos. »Das war ja echt brillant. Ich hätte nie gedacht, dass du zu solch romantischen Feinheiten fähig bist.«

»Was redest du da?« Ich schüttelte gereizt den Kopf, weil alles schieflief, und fühlte mich wie in einem Spinnennetz gefangen.

»Sie so abblitzen zu lassen«, erläuterte Max. »Wenn das

zweitheißeste Mädchen der Schule in solchen Shorts zu mir kommt und mich fragt, ob wir zusammen lernen wollen, dann kann ich nicht so cool bleiben wie du. Ich glaube, niemand auf der ganzen Schule wäre so cool geblieben.«

»Das zweitheißeste Mädchen?«

»Sie ist nicht Marci«, sagte Max. »Aber ehrlich, ich bin beeindruckt. Du hast sie um den Finger gewickelt.«

»Ich weiß nicht, was du damit meinst.«

»Tu nicht so bescheiden, Kumpel, das ist ein astreiner Plan.« Max lehnte sich zurück und gestikulierte aufgeregt mit beiden Händen. »Du schenkst ihr gerade genug Aufmerksamkeit, um ihr zu zeigen, dass du ein netter Typ bist, und dann ziehst du dich zurück und lässt sie die Lücken füllen. Diese Masche – Ich bin nicht so leicht zu kriegen – zahlt sich aus.«

»Aber so war das nicht gemeint.«

»Ach, hör doch auf«, widersprach Max. »Glaubst du, das hätte keiner bemerkt? Du fährst sie jeden Morgen zur Schule, du starrst ihr sehnsüchtig hinterher, und den Rest des Tages gehst du ihr geflissentlich aus dem Weg. Gestern beim Essen sagst du etwas über ihre Schuhe, meine Güte, und eine Stunde später gehst du auf dem Flur an ihr vorbei und tust so, als

hättest du nicht bemerkt, wie sie dich anlächelt.«

Er meinte die Pause zwischen der fünften und sechsten Stunde, Englisch und Mathe. Sie saß in diesen Stunden in einem benachbarten Klassenzimmer, weshalb ich gewöhnlich durch einen anderen Flur ging, um ihr nicht zu begegnen. Am vergangenen Tag war ich spät dran gewesen, weil ich mit dem Lehrer gesprochen hatte. Da ich für den Umweg nicht mehr genug Zeit gehabt hatte, war ich geradeaus durch den Flur gelaufen und hatte den Boden angestarrt, um sie nicht ansehen zu müssen.

Und das gefiel ihr sogar? Wie konnte ich jemals hoffen, die Menschen zu verstehen?

Das musste ein Ende haben. Ich durfte sie nicht noch näher an mich heranlassen, nicht auf diese Weise. Mr. Monster wollte sie so sehr, dass es wehtat.

»Das hat nichts zu bedeuten«, erklärte ich. »Sie ist einfach nur das Mädchen, das ich zur Schule mitnehme, mehr nicht.«

»Willst du mich veräppeln?«, fragte Max. »Inzwischen weiß die ganze Welt, dass du in sie verknallt bist.«

»Ich habe sowieso schon zu viel Zeit mit ihr verbracht.«

»Was soll das denn jetzt?«, fragte Max. »Sie ist total heiß, und wenn ich sage, sie ist das zweitschärfste Mädchen in der

Schule, dann kannst du mir glauben, dass ich eine Menge Zeit für genaue Vergleiche aufgewendet habe. Du musst dich überwinden und sie einladen.«

Ich starrte ihn an. »Bist du verrückt?«

»Nein, du bist verrückt«, widersprach Max. »Ich glaube, du übertreibst es mit deiner Unnahbarkeitsnummer. Wahrscheinlich hätte sie dich schon längst gefragt, wenn du etwas zugänglicher wärst.«

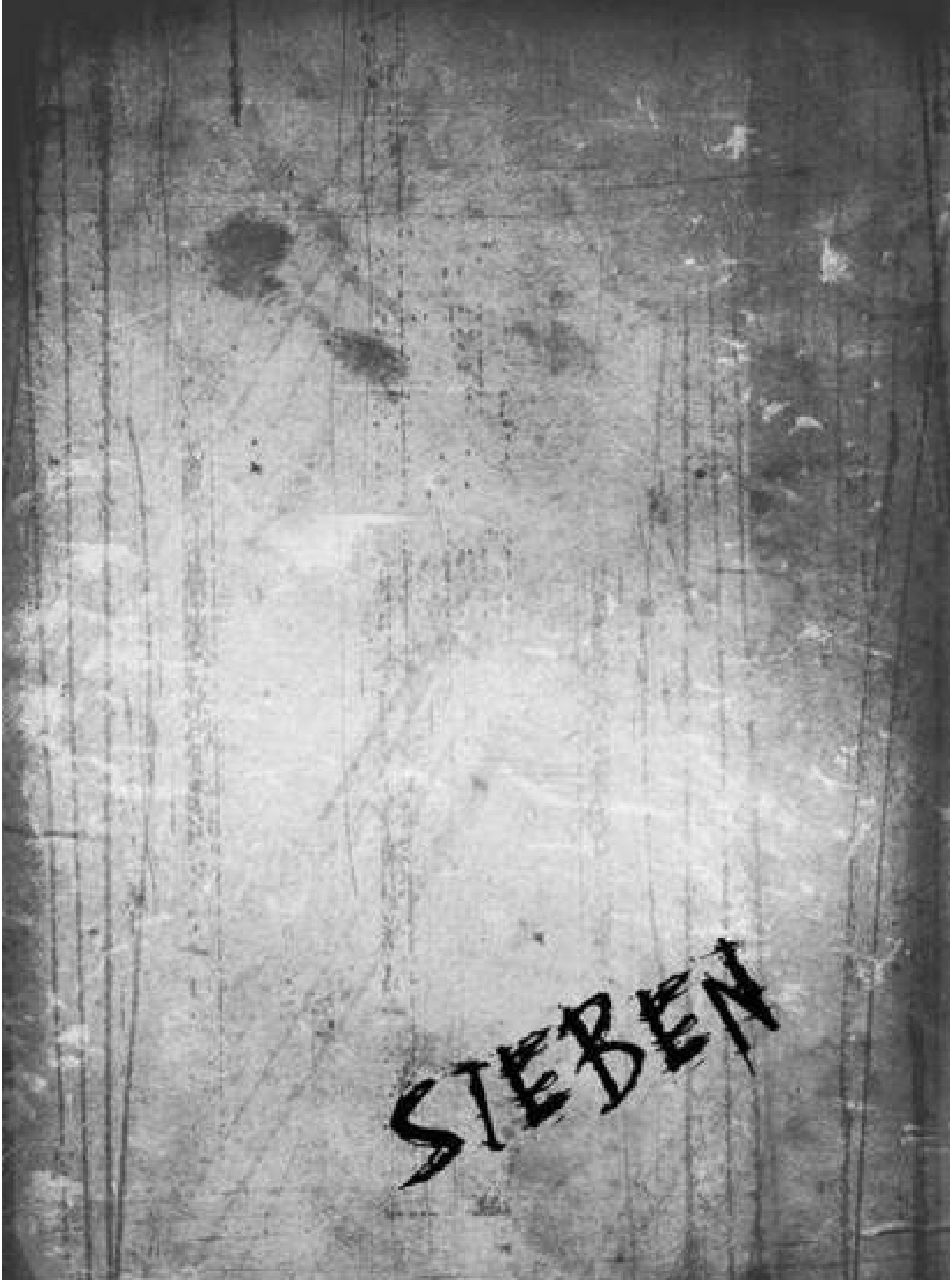
»Warum sagst du das?«

»Weil ich aufpasse«, sagte Max. »Sie ist, wie schon gesagt, echt heiß. Während du sie eifrig übersiehst, blickt sie dauernd interessiert in deine Richtung. Wahrscheinlich findet sie dich geheimnisvoll. Ich halte dich allmählich aber eher für einen ahnungslosen Trottel.«

Das konnte ich nun wirklich nicht gebrauchen. Ich hatte schon genug Mühe, Mr. Monster unter Kontrolle zu halten – nachts durchlebte ich seine Phantasien, und tagsüber musste ich mir einen Käfig aus Regeln und Verhaltensweisen bauen, damit die Phantasien keine Realität wurden. Er wollte Menschen wehtun, manchmal sogar höchst dringend, und was er mit Brooke vorhatte, war fast zu schrecklich, um überhaupt darüber nachzudenken. Er wollte sie ganz und ohne

Einschränkungen besitzen, und das war erst möglich, wenn sie tot war. Während sich in mir diese Abgründe auftaten, blieb mir nichts übrig, als sie anzusehen und zu lächeln. Jetzt riet mir mein Freund, mein einziger Freund, ich solle mich sogar noch stärker auf sie konzentrieren. Mehr Zeit mit ihr verbringen, öfter an sie denken und mich so verhalten, dass sie mir noch näher kam.

Da musste sich etwas ändern, und zwar bald, denn sonst war niemand in meiner Umgebung mehr sicher.


SIEBEN



Zum sechzehnten Geburtstag bekam ich eine Leiche, mit der ich spielen konnte. Mrs. Soder, die älteste Einwohnerin von Clayton County, war endlich im Krankenhaus gestorben. Vom Leichensack befreit, lag die Tote reglos auf der Edelstahlfläche des Einbalsamierungstischs. Die Klinik hatte sie in ein Anstaltshemd gesteckt und bei uns eingeliefert. Das vereinfachte die Angelegenheit wesentlich. Statt uns mit echter Kleidung abzumühen oder die Erlaubnis der Familie einzuholen, die Sachen einfach zu zerschneiden, mussten wir nur eine Strippe hier und eine zweite dort durchtrennen und hatten ihr das Hemd in Sekunden abgenommen. Das Einbalsamieren würde problemlos verlaufen. Ich wollte mir so viel Zeit wie möglich lassen und es wirklich genießen.

Mom saß im Büro und unterschrieb zusammen mit dem Leichenbeschauer Ron die erforderlichen Papiere. Margaret war noch nicht da. Eigentlich war Lauren unsere Bürokraft, doch seit Mom und sie sich gestritten hatten, war sie nicht mehr aufgetaucht.

Umso mehr Zeit hatte ich nun für mich selbst.

Ich strich Mrs. Soder durch das lange, sehr feine weiße Haar. Sie war fast hundert Jahre alt geworden, und wegen des Buckels, den sie im Alter bekommen hatte, lag die Tote seltsam

gekrümmt auf dem Tisch. Als Erstes muss man sich natürlich vergewissern, dass der Kunde auch wirklich tot ist, denn nach der Behandlung ist er es auf jeden Fall. Also klärt man das besser vorher.

In einer Schublade bewahrten wir einen kleinen Make-up-Spiegel auf, den ich vor die Nase der Toten hielt. Bei einem lebenden Menschen, selbst wenn er im Koma liegt, beschlägt der Spiegel. Ich zählte bis zwanzig, doch der Spiegel blieb blank. Es atmete nicht. Also legte ich den Spiegel zurück und holte eine kleine Nähnadel, die dünn, aber lang genug war, um sie gut anfassen zu können. Damit stach ich auf die Fingerspitzen – nicht tief genug, um die Haut zu durchstoßen, aber fest genug, um die Nerven anzuregen und eine unwillkürliche Reaktion hervorzurufen. Nichts rührte sich, es war tot.

Schließlich rollte ich einen beweglichen Ausguss herbei, eigentlich nur einen Eimer auf einem Gestell mit Rädern, und schob ihn unter Mrs. Soders Kopf. Der zweite Schritt beim Einbalsamieren ist das Waschen der Leiche, und dabei sind die Haare am wichtigsten, weil man sie so gut sehen kann. Es kam mir so vor, als wären diese Haare schon lange nicht mehr gewaschen und gebürstet worden, aber das sollte mir nur recht

sein. Noch mehr Zeit für mich. Wir hatten an den Wasserhahn in der Wand einen dünnen Gummischlauch angeschlossen, den ich entrollte, um die Haare anzufeuchten. Für Leichen benutzten wir kein besonderes Shampoo, sondern das gleiche, das wir auch für uns selbst kauften. Davon tropfte ich ein wenig auf die Stirn dicht am Haaransatz. Dann wusch ich die Haare.

»He, John.« Mom stürmte in ihrem grünen Operationskittel herein. Sie machte schon wieder so ein nervöses Gesicht – die Augen ein wenig geweitet, den Mund leicht geöffnet, die Zähne zusammengebissen –, doch sie bewegte sich locker und fast lässig. Manchmal glaube ich, sie genoss es, nervös zu sein, und verhielt sich sogar so, wenn sie entspannt war. »Tut mir leid, dass ich dich so lange allein gelassen habe. Ron hatte ein neues Formular vom Bundesstaat dabei, das ich noch nicht kannte.«

»Kein Problem«, erwiderte ich.

Mom hielt inne, wandte sich zu mir um und musterte mich mit scharfem Blick. »Geht es dir nicht gut?«

»Doch«, antwortete ich. »Es hatte schmutzige Haare, und ich dachte, das erledige ich zuerst.«

»Sie«, widersprach Mom. »Sie hatte schmutzige Haare.«

»Sie«, wiederholte ich. »Entschuldige.«

Ich nannte Leichen immer es, weil … na ja, es liegt doch auf der Hand. Sie sind tot. Anscheinend haben normale Menschen in dieser Hinsicht Vorbehalte. Zu dumm, dass ich es immer wieder vergaß.

»Wo ist Margaret?«, erkundigte ich mich.

»Ich habe ihr gesagt, sie soll sich nicht die Mühe machen. Dies ist ein leichter Fall, das schaffen wir zwei allein, und sie kann unterdessen mit der Familie zusammen die Beerdigung organisieren.«

»Ist das nicht eher deine Aufgabe?«

»Vielleicht will ich einfach nur etwas mehr Zeit mit meinem Sohn verbringen.« Es klang fast barsch, doch ich hatte inzwischen gelernt, dass sie manchmal auf diese Weise scherzte. »Hättest du nicht gedacht, was?«

Ich sah sie an. »Mein liebster Teil des Familienlebens besteht darin, gemeinsam Körperhöhlen zu entlüften. Und deiner?«

»Ich mag es am liebsten, wenn du nicht wie ein Klugscheißer redest.« Sie holte eine Dose Desinfektionsspray aus einem Regal. »Achte auf Milchschorf. Sie hat fast zwei Wochen im Krankenhaus gelegen, und wer weiß, ob sie ihr auch nur ein einziges Mal die Haare gewaschen haben.«

Ich teilte die Haare und forschte nach, ob es – sie – auf der Kopfhaut irgendwelche Ablagerungen hatte.

»Da ist eine Art Kruste.«

»Milchschorf«, erklärte Mom. »Talg und abgestorbene Hautstücke. Schwer zu entfernen. Versuch mal das hier.« Sie sprühte den Bereich mit dem Desinfektionsmittel ein. »Das sollte den Milchschorf lösen. Bürste einfach weiter.«

Ich drückte etwas fester und kratzte langsam den Dreck von der Kopfhaut ab. Nach ein paar Minuten wirkte das Spray, und ich konnte die Krümel ausbürsten. Als die Haare weitgehend sauber waren, spülte ich abermals mit Wasser nach und weichte sie dieses Mal noch gründlicher ein, um auch die Reste herauszuwaschen.

Ich bürstete genau im Takt meines Herzschlags, langsam und gemessen. Zum ersten Mal seit Wochen war ich völlig ruhig. Das Einbalsamieren war ein Job wie jeder andere, doch die Menschen, die damit ihren Lebensunterhalt verdienten, hatten ihre ganz eigene Art und Weise, damit umzugehen. Mein Dad brachte damit seinen Respekt vor den Toten zum Ausdruck, es war eine Ehrung, die man den Toten im Rückblick auf ihr Leben erwies. Für meine Mom war es ein Dienst am Nächsten – sie konnte Stunden damit verbringen, jemanden zu

unterstützen, der wirklich hilflos war, und noch mehr Zeit dafür aufwenden, mit der Familie zusammen die Bestattungszeremonie und die Andacht zu planen. Beide betrachteten das Einbalsamieren als eine wichtige Tätigkeit, der sie beinahe verehrungsvoll nachgingen. Die Achtung vor den Toten hatte sie zusammengebracht.

Für mich war das Einbalsamieren eine Form der Meditation. Es erzeugte in mir einen Frieden, den ich sonst nie und nirgends fand. Ich genoss die Ruhe und Stille. Die Toten rührten sich nicht und brüllten nicht, sie stritten sich nicht mit mir und gingen nicht weg. Die Toten lagen einfach nur da, im Frieden mit sich und der Welt, und ließen mich tun, was immer ich tun wollte. Endlich hatte ich mich völlig in der Gewalt.

Auch über sie hatte ich die Kontrolle.

Während ich die Haare ausbürstete, schnitt Mom den Krankenhauskittel ab und bedeckte die Blößen mit einem Handtuch. Sie wusch der Toten die Arme und den Rumpf, und als ich mit den Haaren fertig war, holte ich einen Rasierapparat. Wir rasierten allen Toten das Gesicht, egal, wie alt sie waren und welchem Geschlecht sie angehörten, denn selbst Frauen und Kinder hatten hier und dort ein paar Haare. Ich verteilte einen Klecks Rasiercreme auf den Wangen und der Oberlippe

und schabte vorsichtig mit der Klinge darüber.

Nach einer Weile setzte ich den Rasierapparat ab. »Ich bin so weit fertig«, sagte ich. »Wollen wir es jetzt im Gesicht herrichten?«

»Sie«, ermahnte mich Mom.

»Sie«, wiederholte ich.

»Es ist doch jedes Mal das Gleiche, John. Du musst daran denken, dass es Menschen und keine Objekte sind. Gerade du musst daran denken.«

»Es tut mir leid.« Ich räumte das Rasierzeug weg.

»Schau mich an, John.« Ich drehte mich zu ihr um. »Ich meine es ernst.«

»Es tut mir leid«, wiederholte ich. »Sie. Wir wollen ihr das Gesicht herrichten.«

»Pass auf, dass das nicht noch einmal passiert.« Ich nickte.

Sie war erst vor Kurzem gestorben, und deshalb war die Leichenstarre noch nicht aus ihrem Körper gewichen. Bevor wir ihr das Gesicht herrichten konnten, mussten wir ihr den Körper massieren, damit er wieder beweglich wurde. Die Leichenstarre war die natürliche Folge einer Zunahme des Calciums in den Muskeln. Ein lebender Körper benutzte das

Calcium für alle möglichen Zwecke, doch bei Toten konzentrierte es sich immer weiter, bis die Muskeln steif wurden. Nach einem Tag oder etwas später setzte dann der Verfall ein, und die Muskeln entspannten sich wieder. Jetzt aber mussten wir das Calcium mit den Händen vertreiben, indem wir über den Körper strichen, ihn kneteten und rieben, bis er weich und nachgiebig wurde.

Als wir dann mit der eigentlichen Arbeit beginnen konnten, nahmen wir uns zunächst das Gesicht vor. Wir brachten den Kopf in die richtige Lage, schlossen den Mund und so weiter. Unter die Augenlider schoben wir Wattebäusche, damit sie nicht so eingefallen wirkten, und dann verklebten wir sie mit einer Salbe. Außerdem brachten wir im Zahnfleisch zwei kleine Haken an, einen hinter der Oberlippe und einen am Unterkiefer. So konnten wir den Mund mit einem dünnen schwarzen Faden zusammenbinden. Man musste die Haken sorgfältig setzen und den Faden gerade weit genug anziehen: nicht zu locker, damit der Mund nicht wieder aufklappte, und nicht zu fest, weil sonst die Nase verkniffen und unnatürlich wirkte. Die Angehörigen waren nicht erbaut, wenn ihre tote Großmutter höhnisch aus dem Sarg starrte.

Als das Gesicht fertig war, begannen wir mit der ersten

Phase der inneren Prozesse, mit dem arteriellen Einbalsamieren. Mom suchte die passenden Chemikalien zusammen und mischte sie im Behälter der Pumpe, und ich nahm hinter dem Schlüsselbein der Leiche einen kleinen Einschnitt vor. Mit einem stumpfen Haken zog ich zwei glitschige purpurfarbene Blutgefäße heraus. Jede Ader war so dick wie ein Finger. Vorsichtig, um sie nicht zu zerstören, schlitzte ich sie auf. Da das Herz nicht mehr schlug, gab es keinen Blutdruck mehr, und aus den Öffnungen trat kein Blut aus. In die geöffneten Blutgefäße – eine Arterie und eine Vene – schob ich je eine Kanüle, und den Anschluss der Arterie verband ich wiederum mit der Pumpe, die Mom herbeirollte. Auf die Kanüle in der Vene kam ein Schlauch, der zum Abfluss im Boden führte.

Dann schaltete Mom die Pumpe ein. Sie drückte eine Mischung aus Reinigungs- und Konservierungsmitteln sowie Duftstoffe und Färbemittel durch die Blutgefäße und schwemmte dabei so viel altes Blut wie möglich in den Abfluss. Ich blickte zum Ventilator hinauf, der sich über uns drehte.

»Hoffentlich lässt er uns nicht gerade jetzt im Stich«, sagte ich. Mom lachte. Das war ein Scherz – unser alter Ventilator war schon ziemlich klapprig gewesen, und die Chemikalien, die

wir beim Einbalsamieren benutzten, waren so giftig, dass wir immer nach draußen gegangen waren, während die Pumpe lief. Der Ventilator war tatsächlich niemals ausgefallen, doch Margaret hatte jedes Mal genau diese Befürchtung geäußert. Nach der vielen Arbeit im Winter hatten Mom und Margaret einen Teil ihrer Einnahmen in ein neues Belüftungssystem gesteckt. Der neue Ventilator war hochmodern und zuverlässig, aber wir machten immer noch die gleichen Scherze darüber. Es war schon fast ein Ritual.

Das Einbalsamieren der Körperhöhlen dient dem gleichen Zweck wie das Spülen der Arterien. Man drückt die alten Flüssigkeiten hinaus und lässt neue hineinlaufen, um Bakterien zu töten und den Verfall lange genug aufzuhalten, damit die Leiche aufgebahrt werden kann und die Beerdigung anständig über die Bühne geht. Beim Einbalsamieren der Blutgefäße kann man sich die Arbeit erleichtern und das natürliche Kreislaufsystem benutzen, doch wenn man die Körperhöhlen behandelt, muss man sich nacheinander um viele einzelne Organe und miteinander unverbundene Hohlräume kümmern. Wir erledigten diese Arbeit mit einem Gerät, das Trokar hieß – im Grunde handelt es sich dabei um einen langen Ansaugstutzen mit einer Schneide am Ende, der mit einer Vakuumpumpe verbunden ist. Mit dem Trokar punktierten wir

den Körper und holten die Schmiere heraus. Sobald wir alles abgesaugt hatten, reinigten wir den Trokar und setzten ihn auf einen anderen Schlauch, um eine Chemikalienmischung in den Körper fließen zu lassen, die jener ähnelte, die wir für die Arterien verwendet hatten.

Der Trokar war ein höchst praktisches Werkzeug. Ich hatte sogar mal einen benutzt, um Mr. Crowley zu töten.

Ich brachte den Vakuumschlauch an, während Mom ein zweites züchtiges Handtuch auf die Tote legte und dann beide hin und her schob, bis der Bauch zugänglich war. Ich legte die Hand auf den Bauch, fühlte die grobe, faltige Haut und suchte nach der richtigen Stelle, um den Trokar einzuführen. Am besten setzt man ein paar Zentimeter nach rechts verschoben über dem Bauchnabel an. Ich spannte die Haut mit gespreizten Fingern, drückte die Spitze des Trokars auf die richtige Stelle und nahm den Einschnitt vor – zuerst nur ein wenig, um die Haut zu öffnen, bis die Klinge richtig griff, dann tiefer in den Bauch hinein und schließlich energisch, um erst eine und dann eine weitere Muskelschicht zu durchstoßen. Es blubberte rot aus dem Loch heraus, doch die Flüssigkeit verschwand sofort, als ich den Absauger mit einem Knopfdruck in Gang setzte. Die Pumpe war nicht stark genug, um Organe zu beschädigen, doch

sie entfernte alle Flüssigkeiten, Gase und sogar kleine Nahrungsreste im Magen und im Darm. Ich fuhrwerkte im Körper herum und lauschte dem Gurgeln, als die Körperflüssigkeiten durch den Schlauch glitten.

Das war gut. So sollte das Leben sein: Einfache, friedliche Menschen erledigten Aufgaben, die sie glücklich machten. Die Schwierigkeiten der letzten Wochen waren im Nu vergessen, und ich war völlig ausgeglichen. Die Welt war, wie sie sein sollte, und ich musste unwillkürlich lächeln.

Ich konnte es schaffen, ja. Nicht nur das Einbalsamieren, sondern das ganze Leben. In diesem Augenblick hatte ich das Gefühl, alles im Griff zu haben. Alles kontrollieren zu können. Sogar Mr. Monster schien zu verblassen, bis er so klein war, dass ich ihn beinahe vergessen hätte. Warum hatte ich mir solche Sorgen gemacht? Ich war stark, ich war Herr meiner Gedanken, es würde nichts Böses geschehen. Ich stellte für niemanden eine Bedrohung dar.

Dann dachte ich wieder an Brooke und an Max' Worte. Vielleicht hatte er recht – vielleicht war es Zeit, sie mal einzuladen. Ich mochte sie, und offensichtlich mochte sie mich auch – wo also lag das Problem? Ich hatte Jahre damit verbracht, mich darauf zu trainieren, normal auszusehen und

zu handeln. Normale Jugendliche verabredeten sich. In gewisser Weise war ich es mir sogar schuldig, ein Date zu vereinbaren.

Ich legte meine Hand auf eine andere Stelle des Bauchs und führte den Trokar vorsichtig ein, um ein weiteres Organ zu punktieren. Ja, ich würde Brooke zu irgendetwas einladen.

In gewisser Weise war ich es auch ihr schuldig.

Die ganze Nacht versuchte ich, einen Plan zu entwickeln, auch in der Schule zermarterte ich mir noch den ganzen Tag über das Gehirn. Ich musste behutsam vorgehen und im richtigen Augenblick das Richtige sagen. Am besten wäre es wohl, ein paar Tage zu warten und dann mit etwas aufzuwarten, das perfekt passte. Wie Sie sicher bemerkt haben, neige ich nicht zu überstürzten Handlungen.

Auf dem Heimweg schwieg Brooke, was mir sonst ganz recht war, doch an diesem Tag machte ich mir Sorgen. War sie traurig oder wütend? An der nächsten Ecke sah ich mich sorgfältig um und erhaschte einen Blick auf sie. In der Sonne erstrahlte ihr Haar wie ein weißer Heiligenschein. Was hätte ich darum gegeben, dieses Haar einmal zu streicheln! Der Gedanke ängstigte mich.

Ein paar Ecken vor unserer Straße sagte sie dann doch noch etwas. »Glaubst du, der Killer ist wieder da?«

»Meinst du wegen der Toten? Ich … also … nein, es scheint nicht derselbe Täter zu sein. Das Opfer gehört einer anderen Gruppe an, und die Methoden sind anders. Du hörst ja, was sie in den Nachrichten sagen. Vermutlich ist es nur ein ganz gewöhnlicher Mord.«

Brooke tippte leise mit dem Finger ans Fenster. »Aber wenn es nun doch ein und derselbe ist?« Wieder tippte sie auf die Scheibe. »Was tätest du da?«

»Ich würde … na ja … wenn er tatsächlich wieder da wäre, dann könnte ich wohl nicht viel tun. Einfach weiterleben vielleicht … ganz normal weiterleben.«

»Und wenn er wieder hierherkommt?«

Wir bogen um eine Ecke, und ich konnte noch einmal kurz ihr Gesicht sehen – schmal und zart, aufmerksame Augen, der geschlossene Mund mit den schmalen Lippen. Sie blickte mich unverwandt an, aber was dachte sie? In ihren Augen lag ein Gefühl, doch welches Gefühl war es? Sie war für mich ein Rätsel. Wie sollte ich mich ihr verständlich machen, wenn ich nicht einzuschätzen wusste, wie sie es aufnahm?

Einsam und düster tauchte vor uns das Haus der Crowleys

auf. Alle Erinnerungen erwachten wieder – eine dunkle Nacht voller Gewalt und dann der Sieg. »Wenn der Clayton-Killer zurückkommt«, sagte ich, »und wenn er jemanden angreifen sollte, den ich kenne, dann würde ich ihn bekämpfen.« In diesem Moment war ich ehrlicher als sonst. Warum? Wieder erhaschte ich unwillkürlich einen kurzen Blick auf Brookes Gesicht. Sie sah mich an, hörte zu. Es war wie ein Rausch. »Wenn es um die Frage ginge, ob er überleben soll oder wir, um töten oder getötet werden, dann würde ich ihn töten. Wenn ich damit jemanden retten könnte, dann würde ich ihn töten.«

»Oh«, machte Brooke.

Ich hielt vor ihrem Haus. Wir wohnten nur zwei Häuser weiter, doch ich wollte nicht, dass sie zu Fuß ging, wenn ich sie ebenso gut direkt vor der Tür absetzen konnte. Gern hätte ich noch mehr Zeit gehabt, doch ich wusste nicht, wie ich darum bitten sollte.

Brooke bewegte sich nicht. Was dachte sie über mich? Über meine Worte? Die Spannung nahm zu, bis ich total nervös wurde. Eigentlich dauerte es höchstens zwei Sekunden. Ich drehte mich zu ihr um, starrte aber den Türgriff an, ohne ihr Gesicht und ihren Körper wahrzunehmen.

»Es ist doch verrückt«, sagte sie, als hätte mein Blick sie

dazu herausgefordert. »Da lebst du in einer Kleinstadt wie dieser und glaubst, du bist hier sicher, aber dann passiert so etwas, und das sogar in der Straße, in der wir wohnen. Als wäre ein Horrorfilm Wirklichkeit geworden. Als ich erfuhr, was geschehen war, bekam ich Angst, aber ich befand mich dreißig oder fünfzig Meter entfernt. Du warst mittendrin.« Sie hielt inne, und ich starrte schweigend die Tür an. »Erst wenn man es tatsächlich erlebt, weiß man auch, wie man in einer solchen Situation reagiert«, fuhr sie fort. »Ich glaube, ich fühle mich einfach … ja, ich fühle mich sicherer, seit ich weiß, dass Menschen wie du bereit sind, das Notwendige zu tun. Das Richtige zu tun. Verstehst du das?«

Ich nickte langsam. »Ja.« Damit hatte ich nicht gerechnet.

»Kannst du was damit anfangen?«, fragte sie. Ich spürte, dass sie mich anstarrte, deshalb legte ich meine Regel etwas großzügiger aus und erwiderte ihren Blick. Sie war so schön.

»Ja«, sagte ich noch einmal. »Damit kann ich was anfangen.«

»Na ja, vielen Dank jedenfalls fürs Mitnehmen.« Sie löste den Sicherheitsgurt und stieß die Tür auf. Bevor sie ausstieg, sagte ich noch etwas, um sie aufzuhalten. Jetzt oder nie.

»He«, sagte ich, »gehst du auch zum Lagerfeuer?«

Das Lagerfeuer war eigentlich eine große Party, die jedes Jahr am letzten Schultag am See stattfand. Nur die höheren Klassen durften daran teilnehmen, und nun wollte ich Brooke einladen, mit mir hinzugehen. Ich wollte ein Date mit ihr.

»Ich habe schon mal dran gedacht«, sagte sie lächelnd. »Es wird bestimmt nett. Gehst du denn hin?«

»Ich glaube schon.« Ich hielt kurz inne. Jetzt kam es. »Sollen wir zusammen hingehen?«

»Klar.« Sie strahlte mich an. »Ich habe seit dem Kindergarten vom Lagerfeuer gehört und kann es gar nicht erwarten, es endlich mal selbst zu sehen.«

»Cool«, sagte ich. Musste ich jetzt noch etwas anderes sagen?

»Cool«, bestätigte sie. Wir saßen noch einen Moment lang schweigend und unsicher da. »Super«, sagte sie, dann lachte sie und stieg aus. »Bis dann.«

»Ja, bis dann«, antwortete ich.


ACHT



Die zweite Frauenleiche fand man, mit ähnlichen Foltermalen bedeckt wie die erste, am Sonnabend in einem Graben an der Route 12. Genau an dieser Stelle hatte man auch das zweite Opfer des Clayton-Killers entdeckt, keine drei Meter von der betreffenden Stelle entfernt. Jetzt handelte es sich offensichtlich um einen Serienkiller, und ebenso klar war die Tatsache, dass er uns etwas mitteilen wollte – aber was? Sagte er Ich bin derselbe Killer oder Ich bin ein anderer? Teilte er uns mit, dass er sein wollte wie der erste Serienmörder, oder verbarg er die Tatsache, dass er es längst war? Noch wichtiger war die Frage, mit wem er sprach. Mit der Polizei? Mit der ganzen Stadt? Oder schickte er die Botschaft an den einzigen anderen Killer in der Stadt?

Meinte er mich?

Ich musste die Tote unbedingt aus der Nähe sehen und herausfinden, ob mir der Täter etwas zu sagen hatte. Vielleicht war es nicht mehr als Ich bin da, vielleicht auch etwas Gefährliches wie Ich weiß, was du getan hast, und ich werde dich kriegen. Ich wusste, worauf ich beim Betrachten der Leiche besonders achten würde: Abdrücke von Krallen, fehlende Organe und bestimmte Merkmale, die auf ein Wissen über die früheren Verbrechen schließen ließen. Der Fundort der

letzten Leiche war tagelang immer wieder in den Nachrichten erwähnt worden, und jeder in der Welt, der über eine gute Internetverbindung verfügte, hätte es nachsehen und die Tote an derselben Stelle ablegen können. Gewisse Einzelheiten des vorherigen Mords waren jedoch nie an die Öffentlichkeit gedrungen. Wenn gewisse Umstände sich ähnelten, dann konnte ich sicher sein, dass zwischen den Angriffen ein Zusammenhang bestand.

Leider war nicht zu erwarten, dass die Polizei die Einzelheiten bekannt gab, deshalb musste ich bis zur Einbalsamierung warten – falls wir die Leiche überhaupt bekamen. Den ganzen Sonnabend wartete ich ab und übte mich in Geduld, doch am Sonntagnachmittag hielt ich es nicht mehr aus. Ich musste etwas über die Tote herausfinden – egal was – und konnte nicht einfach herumsitzen, bis die Leiche abtransportiert wurde wie die letzte. Meine einzige Hoffnung war Agent Forman. Er hatte über die letzte Leiche mit mir gesprochen und würde vielleicht auch über diese mit mir reden. Es war einen Versuch wert, aber ich musste vorsichtig vorgehen, um nicht zu begierig zu erscheinen. Ich durfte mich nicht verraten. Also brauchte ich einen Vorwand – nur welchen?

Eine Erinnerung – er hatte mich ja ausdrücklich aufgefordert, mich bei ihm zu melden, falls mir noch etwas über die Nacht einfiel, in der Neblin gestorben war. Ich war über seine Bitte hinweggegangen, denn ich wollte ihm über diese Nacht ganz sicher nichts mehr erzählen. Inzwischen war dies aber genau der richtige Vorwand, um die Wache aufzusuchen und mit Forman ins Gespräch zu kommen. Dazu brauchte ich nur irgendein Detail, entweder real oder sehr plausibel. Ich ging meine Erinnerungen an jene Nacht durch und überlegte, was zu den Aussagen passte, die ich bei der Polizei bereits gemacht hatte.

Mit einem Schlüssel, den ich vorher gestohlen hatte, war ich durch die Kellertür ins Haus eingedrungen. Hinter mir hatte ich wieder abgeschlossen, und niemand hatte es gemerkt. Also durfte ich den Keller nicht erwähnen, weil ich dort zwangsläufig Spuren hinterlassen hatte. Was fiel mir sonst noch ein?

Kurz danach hatte ich alle drei Handys zerstört und versteckt: Mrs. und Mr. Crowleys Apparate und Dr. Neblins Handy. Hätte ich nun auf einmal eins der Stücke zufällig gefunden, hätte ich es mitnehmen und als Teil von Crowleys Gerät identifizieren können … aber das war auch keine gute

Idee. Niemand außer der Polizei und mir wusste, dass die Telefone ein wichtiger Teil der Ermittlungen waren. Das war nicht einmal meiner Mom bekannt. Wenn ich jetzt auf einmal ein Handy ablieferte, geriet ich nur in Verdacht.

Was sonst? Was konnte ich Forman erzählen? Ich hatte den Killer nur sehr unzulänglich als große dunkle Gestalt beschrieben, die weder an Mr. Crowley noch an einen Dämon denken ließ. Außerdem hatte ich mein eigenes Verhalten geschildert – wie ich Mr. Neblins Leiche hinter Crowleys Schuppen versteckt und gehofft hatte, der Killer werde mich nicht entdecken. Ich hatte die Laute beschrieben, die der Killer von sich gegeben hatte, woraufhin meine Mutter aus dem Haus gelaufen war und mich entdeckt hatte – ein ersticktes Brüllen. So viel wusste die Polizei bisher schon, und das war so ziemlich alles, was ich ihr gefahrlos erzählen konnte. Alles andere würde mich als Lügner oder gar als Kriminellen entlarven.

Also musste ich in der Version, die ich zu Protokoll gegeben hatte, neue Einzelheiten finden. Wenn es unverfänglich war, dass ich den Killer von meinem Schlafzimmerfenster aus bemerkt hatte, dann war es ebenso unverfänglich, wenn mir ein weiteres Detail einfiel – beispielsweise der Mantel, den er getragen hatte. Ich brauchte etwas Konkretes und suchte im

Internet in den Angeboten mehrerer Versandhäuser, bis ich einen passenden Herrenmantel gefunden hatte: ein dickes, robustes Kleidungsstück, wie Farmer es gern trugen, von schlichter Form und aus widerstandsfähigem Stoff. Bei einem großen Mann im Dunkeln hätte es beeindruckend ausgesehen. Außerdem war es weder mit Verbrämungen noch einer Kapuze versehen, wodurch der Mantel besonders auffällig gewesen wäre. Und so wäre es leicht nachvollziehbar, dass ich bisher nicht weiter darüber nachgedacht hatte.

Jetzt wusste ich, was ich Forman erzählen konnte. Ich wollte nicht länger warten, sondern stieg in mein Auto und fuhr zur Polizeiwache.

»Hallo, John«, sagte die Empfangsdame Stephanie. Seit Januar war ich so oft da gewesen, dass sie und viele andere Cops mich vom Aussehen her kannten. Über Stephanie wusste ich natürlich nicht viel, weil ich es geflissentlich vermied, sie näher anzusehen. Auf jeden Fall war sie sehr attraktiv, und meine Regeln in Bezug auf das Anstarren von Frauen waren ebenso strikt wie jene, die mit den Mädchen in der Highschool zu tun hatten.

»Hallo«, sagte ich. »Ist Forman da?«

»Ja.« Sie sprach leiser als sonst, als sei sie schüchtern.

Wahrscheinlich war sie nach dem aufregenden Wochenende einfach nur müde. Sonst arbeitete sie samstags und sonntags nicht, aber so eine Leiche bescherte ihr wohl eine Menge Überstunden. »Er ist stark beschäftigt«, sagte sie. »Musst du dringend mit ihm reden?«

»Ja. Er hat mich gebeten, mich bei ihm zu melden, wenn mir zum Fall des Clayton-Killers noch etwas einfällt, und jetzt ist mir etwas eingefallen. Ich weiß, wie viel hier gerade los ist, aber er meinte, ich soll gleich kommen, sobald ich etwas Neues weiß.«

»Alles klar«, sagte Stephanie. »Unterschreib mal hier.« Am Rand meines Gesichtsfelds nahm ich wahr, dass sie sich einen Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter klemmte. Mit einer Hand wählte sie, und mit der anderen klickte sie mit der Maus etwas auf ihrem Bildschirm an. »Hallo, Agent Forman, hier ist John Cleaver, er möchte Sie sprechen.« Es gab eine Pause. »Er sagt, Sie hätten ihn gebeten, sich zu melden. Anscheinend hat er sich an etwas Wichtiges erinnert.« Sie sah mich fragend an, und ich nickte. »Danke, ich schicke ihn rein.« Dann legte sie auf und deutete auf seine Tür. »Er hat nur ein paar Minuten Zeit, aber du kannst sofort reingehen.«

Ich nickte und betrat das Büro, ein ehemaliges

Konferenzzimmer neben dem Haupteingang. Forman schaute kurz auf, als ich eintrat, dann konzentrierte er sich wieder auf die Papiere, die vor ihm aufgestapelt waren. Wie immer lag die Arbeitsfläche voller Akten und Papiere.

»Setz dich doch, John. Du hast also etwas Neues für mich?«

»Ja«, bestätigte ich, als ich am anderen Ende des Tischs einen Stuhl gefunden hatte. »Ich weiß, dass Sie viel zu tun haben, aber Sie wollten es unbedingt sofort erfahren, wenn mir etwas einfällt, und deshalb dachte ich, ich komme lieber gleich vorbei.«

Forman schaute auf und musterte mich einen Moment lang. Er legte den Kopf schief. »Ja, das habe ich gesagt«, antwortete er nach kurzem Überlegen. »Ja, das stimmt. Ich wollte dich eigentlich gestern schon anrufen, aber dann haben wir diese neue Leiche gefunden, und jetzt geht alles drunter und drüber.«

»Warum wollten Sie mich denn anrufen?«

»In unseren Ermittlungen hat sich eine neue Spur aufgetan, aber das kann warten. Was wolltest du mir sagen?«

»Eine neue Spur?« Ich wollte noch nicht alles verraten, denn vielleicht war er überhaupt nicht beeindruckt und schickte mich gleich wieder fort. Deshalb hielt ich ihn hin und versuchte ihn erst einmal ein wenig auszuhorchen.

»Ja«, sagte er. »Schon bevor das neue Opfer gefunden wurde. Damit haben wir allein an diesem Wochenende zwei brauchbare Hinweise erhalten. Man könnte sagen, es war eine erfolgreiche Woche – aber sag das bitte nicht, wenn die Opfer es hören können.«

»Haben Sie das neue Opfer schon identifiziert?«

Er lächelte. »Verzeih mir meinen geschmacklosen Scherz.«

Dann schwieg er, als erwarte er irgendetwas von mir. Der einfachste Weg, jeden Verdacht auszuräumen, bestand sicher darin, die naheliegende Frage zu stellen.

»Wegen des Fundorts meinen alle, der Clayton-Killer sei wieder da. Glauben Sie, es ist derselbe Täter?«

»Nein, das glaube ich nicht.« Immer noch beobachtete er mich. »Allerdings denke ich, es ist jemand, der mit den früheren Morden zu tun hatte. Vielleicht nicht der Clayton-Killer selbst, aber auf jeden Fall jemand, der ihn kannte. Vielleicht jemand, mit dem er zusammengearbeitet hat.«

»Serienmörder haben gewöhnlich keine Komplizen.«

»Gewöhnlich nicht«, pflichtete er mir bei. »Aber ganz ausgeschlossen ist es auch wieder nicht. Wenn ich von einer Beziehung zwischen den beiden spreche, dann meine ich damit

nicht unbedingt eine besonders enge oder gute Beziehung. Vielleicht waren sie sogar Feinde oder Rivalen. Möglicherweise zeigt der neue Killer dem alten, dass er es besser gemacht hätte.«

Ich wollte eine weitere Frage stellen, doch Forman kam mir zuvor.

»Genug geplaudert. Was hast du für mich?«

Ich erzählte es ihm und hoffte, wir kämen ins Gespräch und er würde mir später noch etwas über das neue Opfer verraten. »Der Mantel des Mörders«, sagte ich. »Er trug einen großen Mantel wie ein Arbeiter. An die Farbe kann ich mich nicht erinnern, weil es so dunkel war, aber der Umriss war gut zu erkennen.« Der wahre Killer, Mr. Crowley, hatte keinen solchen Mantel gehabt, aber ich wollte die Ermittlungen ja auch nicht voranbringen, sondern nur dafür sorgen, dass Forman mir vertraute.

»Interessant«, sagte er. »Was hat deine Erinnerung geweckt, wenn ich fragen darf?«

Auf diese Frage war ich vorbereitet. »Es war ein Werbefilm – irgendwelche Leute sprangen mitten im Sommer in dicken Mänteln herum. Es ging wohl um ein Handy oder einen Truck oder so was. Sobald ich den Mantel bei einem der

Männer sah, hat es in meinem Kopf irgendwie klick gemacht, und ich dachte, ich hätte ihn schon einmal gesehen.«

»Interessant«, wiederholte Forman. »Dann meinst du also, der Mann in der Werbung sei der Clayton-Killer?«

Was? »Nein, natürlich nicht. Wahrscheinlich gibt es eine Million Mäntel wie diesen. Nein, so meinte ich das nicht. Aber Sie haben ja gefragt, was meine Erinnerung angeregt hat, und das war es.« Seine Bemerkung beunruhigte mich, denn sie bedeutete, dass er mich wahrscheinlich nicht mehr ernst nahm. Warum nicht? Hatte ich etwas Falsches gesagt und ihn auf den Gedanken gebracht, dass ich log?

»Ja, schon gut, ich weiß«, antwortete er. »Ehrlich gesagt habe ich heute nicht die beste Laune. Schlafmangel. Vergiss es.« Er drehte sich auf seinem Stuhl herum und nahm einen dicken Ordner von einem niedrigen Beistelltisch. »Wir gehen der Sache mit Sicherheit nach, aber vorher wüsste ich gern, ob du noch einen Moment Zeit hast, um mit mir über eine andere Sache zu reden.« Er drehte sich mit dem Ordner wieder zu mir zurück.

Ich nickte unsicher. »Die neuen Spuren.«

»Genau. Wir haben nämlich Dr. Neblins Fallakten beschlagnahmt.«

Seine Miene blieb unbewegt und normal, doch seine Worte trafen mich wie ein Vorschlaghammer. Dr. Neblin hatte bei mir eine Verhaltensstörung festgestellt und war einer von drei Menschen auf der Welt gewesen, die überhaupt davon gewusst hatten. Wenn die Polizei seine Patientenakten hatte, dann war die Schweigepflicht, auf die ich mich seit Monaten verließ, auf einen Schlag dahin. Ich konnte mir gut vorstellen, wie überrascht Forman darauf reagiert hatte, dass einer seiner wichtigsten Zeugen ein Soziopath war.

»In den Akten stehen viele interessante Fakten.« Forman legte den Ordner auf den Tisch und schlug ihn vorsichtig auf. »Schade, dass wir die Genehmigung nicht schon früher bekommen haben.«

»Es wundert mich, dass es überhaupt so lange gedauert hat.« Äußerlich ließ ich mir nichts anmerken.

Forman nickte. »Was hättest du uns davon eigentlich freiwillig erzählt?«

»Nur das, was mit dem Fall zu tun hat«, erwiderte ich.

»Und wie viel wäre das?«

»Überhaupt nichts.«

Forman nickte abermals. »Dr. Neblin wurde gegenüber von deinem Haus tot aufgefunden. Du warst mit seinem Blut

bedeckt, behauptest aber, du hättest ihm bei der Flucht vor dem Clayton-Killer helfen wollen. Das klang recht glaubwürdig, zumal du ja an diesem Abend selbst die Polizei gerufen hast. Aber dies ...« Er tippte auf die Akten. »Dies ändert alles.«

»Bin ich auf einmal ein Verdächtiger, nur weil Sie jetzt wissen, dass ich ein Soziopath bin? Ist das nicht so was wie Diskriminierung von Behinderten?«

Forman lächelte. »Er deutet in der Tat an, du hättest soziopathische Tendenzen, aber hier steckt noch viel mehr drin. Neblin weist auf mehrere bedeutende Veränderungen in deinem Verhalten hin, nachdem im letzten Herbst die Mordserie begonnen hatte. Veränderungen, die man aus einem gewissen Blickwinkel als häufig auftretende Verhaltensänderung betrachten kann zwischen einem potenziellen Killer und jemandem, der es tatsächlich tut.«

Ich wollte sofort aufbegehren und ihm sagen, ich sei kein Killer, hielt mich jedoch zurück. Wenn ich zu heftig protestierte, würde ich nur den Eindruck erwecken, ich hätte Schuldgefühle. Also versuchte ich es lieber gleich mit Sarkasmus.

»Jetzt haben Sie mich erwischt«, sagte ich. »Ich habe Dr.

Neblin mit einer vergifteten Axt erschlagen.«

»Reizend.« Forman lächelte nicht. »Aber niemand wirft dir vor, Dr. Neblin getötet zu haben.«

»Die meisten Menschen benutzen kein Gift«, fuhr ich fort, ohne auf ihn einzugehen. »Sie glauben, eine große Axt reiche schon. Damit haben sie recht, aber ich halte es für stillos.«

Forman zuckte mit den Achseln und spreizte die Finger. »Was soll das denn jetzt?«

»Ich lege ein Geständnis ab«, sagte ich. »Wollten Sie das nicht?«

»Dr. Neblin wurde mit keiner Axt erschlagen.«

»Dann war es ja gut, dass ich das Gift auf die Klinge gestrichen habe.«

Forman betrachtete mich, als warte er auf etwas – oder als lausche er auf etwas, das nur er hören konnte. Dann fragte er: »Hast du schon einmal Lust gehabt, jemanden zu töten?«

»Wenn es ein Verbrechen ist, jemanden töten zu wollen, dann müssen Sie das halbe Clayton County verhaften. Die Leute haben einen der Verdächtigen ja praktisch gelyncht.«

»Ich war dabei.« Ein merkwürdiger Ausdruck trat in Formans Augen. »Als Mob denken und fühlen die Menschen

auf seltsame Art und Weise. Aber wie du zugeben musst, liegt dein Fall etwas anders.«

Ich gab mir Mühe, möglichst unbefangen zu antworten, als wolle ich einen Scherz machen und nicht so sehr meine Unschuld beteuern. »Ich habe niemanden getötet. Es wäre auch ziemlich dumm, in diesem Fall geradewegs in die Polizeiwache zu marschieren.« Kaum hatte ich die Worte ausgesprochen, da wurde mir klar, dass dies kein besonders gutes Argument war. Serienmörder mischten sich oft in die gegen sie laufenden Ermittlungen ein. Edmund Kemper arbeitete sogar für die Polizei und stand mit den meisten Cops, die seinen Fall bearbeiteten, auf gutem Fuß. Ich wartete darauf, dass Forman eine entsprechende Bemerkung machte, doch er ging nicht darauf ein.

»Am meisten fasziniert mich der Umstand, dass ich es nicht schon längst bemerkt habe.« Er redete eher mit sich selbst, legte die Stirn in Falten und zog einen Mundwinkel hoch. Gewöhnlich bedeutet dies, dass der Betreffende verwirrt ist. »Es ist mein Beruf, Täterprofile zu erstellen, John. Ich verdiene mir meinen Lebensunterhalt, indem ich Soziopathen erkenne. Wie konntest du das vor mir nur verbergen?«

Dank meiner Regeln, dachte ich. Ich will kein Killer werden

und habe deshalb Regeln aufgestellt, die mir helfen, so normal wie alle anderen zu sein.

Tja, jedenfalls an der Oberfläche. Irgendwo tief in mir lauerte Mr. Monster darauf, dass ich einen Fehler beging. Offenbar genau wie Forman.

Ich verschanzte mich hinter der amtlichen Definition. »Eigentlich bin ich gar kein echter Soziopath. Ich habe eine Verhaltensstörung, die Krankheit ist also längst nicht so deutlich ausgeprägt. Die meisten in meinem Alter werden niemals Serienkiller.«

»Fast nie«, wandte er ein. »Aber manchmal passiert es doch.«

»Ich habe eine Therapie gemacht, um es in den Griff zu bekommen, ich befolge strikte Verhaltensregeln, damit ich nicht in Versuchung gerate. Ich war, was meine Beteiligung an diesem Fall angeht, völlig offen und habe Sie ständig informiert. Ich bemühe mich wirklich, zu den guten Jungs zu gehören, also verwenden Sie das jetzt bitte nicht gegen mich.«

Forman starrte mich eine Weile an, viel länger, als ich es erwartet hätte, dann nahm er einen Notizblock und schrieb etwas auf.

»Danke für den Hinweis auf den Mantel des Mörders.« Er

riss den Zettel ab und reichte ihn mir. Darauf stand eine Telefonnummer. »Wenn dir wieder etwas einfällt, musst du nicht eigens herkommen. Ruf einfach an.«

Er schickte mich weg, und ich hatte nicht das Geringste über die neue Leiche erfahren. Zuerst spielte ich mit dem Gedanken, noch einmal nachzuhaken, aber dann hielt ich es doch für allzu gefährlich. Immerhin ließ er mich ohne weitere Fragen gehen, also hatte ich ihn offenbar davon überzeugt, dass ich unschuldig war. Es war nicht sinnvoll, nach der Leiche zu fragen und seinen Verdacht erneut zu wecken.

Ich nahm den Zettel, nickte und ging.

»Wie konntest du das nur tun?«, rief Mom. Sie tigerte aufgebracht im Wohnzimmer auf und ab. Ich saß auf dem Sofa und wünschte mich weit weg. »Nach allem, was wir getan haben, nach den ganzen Regeln, der Therapie und so weiter. Alles nur, um dir zu helfen. Und jetzt hält Agent Forman dich für einen Verdächtigen.«

»Genau genommen ist die Therapie daran schuld«, widersprach ich.

»Nein, du bist es.« Sie blieb stehen und starrte mich streng an. »Wenn du dich nicht eingemischt hättest, dann wüsste das

FBI nicht einmal, wer du bist.«

»Ich wollte doch nur helfen«, wandte ich ein. Mir kam es so vor, als hätte ich das in den letzten fünf Monaten schon eine Million Mal gesagt. »Soll ich denn einfach nur hier herumsitzen?«

»Ja«, bestätigte sie. »Ja, du sollst einfach nur hier herumsitzen. Du musst nicht jedes Mal alles in Ordnung bringen, was falsch ist, und du musst auch nicht mitten in der Nacht hinauslaufen, damit ein Killer dich umbringen kann.«

Das war es also – sie hatte Angst, ich würde wieder einen Mörder jagen und dabei selbst umkommen. Wie oft hatten wir uns schon darüber gestritten? Ich verdrehte die Augen und wandte mich ab.

»Weich mir nicht aus!«, rief sie und ging um mich herum, bis ich sie wieder sah. Flehend und mit großen Augen sprach sie weiter. »Ich verlange ja nicht, dass du niemandem helfen sollst – ich will doch, dass du ein guter Junge bist –, aber du sollst dich von gewissen Dingen fernhalten. Das verlangt sogar eine unserer Regeln: Wenn du an das Töten denkst, musst du an etwas anderes denken. An etwas anderes. Das heißt nicht, dass du mitten in der Nacht hinausläufst und dich einmischst!« Sie schnitt eine Grimasse. »Ich … kann gar nicht glauben, dass du

das getan hast.«

»Und ich kann nicht glauben, dass ich deiner Meinung nach untätig zuschauen soll, wie Menschen getötet werden.«

»Darum geht es doch gar nicht!«, rief sie. »Es geht darum, dass du Schwierigkeiten aus dem Weg gehen sollst …«

»Und das führt dann dazu, dass andere Leute aus ihren Schwierigkeiten nicht herauskommen«, widersprach ich. »Ich bin an diesem Abend hinausgegangen, um unsere Nachbarn vor einem Killer zu retten.«

»Das war sehr tapfer, aber auch sehr dumm. Einen Killer jagen und jemanden aus einem brennenden Gebäude retten, das sind zwei ganz verschiedene Sachen.«

»Soll ich einfach herumstehen und mir die Schreie anhören?«

»Du kannst die Polizei rufen«, sagte sie. »Oder die Feuerwehr oder einen Krankenwagen. Lass Leute die Arbeit erledigen, die etwas davon verstehen.«

»Mom, es war ein Monster. Die Polizei hat doch …«

»John …«

»Du hast es gesehen!«, kreischte ich. »Du hast es mit eigenen Augen gesehen, also tu nicht so, als wäre es nicht

passiert! Es war ein Monster mit Zähnen und Klauen. Ich habe es aufgehalten, und du freust dich nicht, sondern behandelst mich so, als wäre ich verrückt.«

»Wir reden nicht über …«

»Doch, wir reden darüber!« Jedes Mal, wenn sie es verleugnete, tat es mir weh, als hätte sie mir ein Messer in die Brust gerammt. Das Loch in mir wurde immer größer, tiefer und dunkler … das Bedürfnis zu töten, das so lange nicht mehr gestillt worden war, das immer stärker und immer schwerer zu unterdrücken war. »Ich kann nicht so tun, als wäre es nicht passiert, und ich konnte nicht hier herumsitzen, während das Ungeheuer die ganze Stadt umbrachte.

»Wir sind doch gar nicht sicher, ob …«

»Du hast es gesehen!«, rief ich abermals. Die Augen brannten mir. »Du hast es gesehen! Bitte, sag nicht, dass du es nicht gesehen hast, bitte, tu mir das nicht an!«

Sie musterte mich stumm und dachte nach.

Das Telefon klingelte.

Wir starrten es an. Es klingelte wieder.

Mom hob ab. »Ja?« Sie hörte einen Augenblick lang zu und schüttelte schließlich den Kopf. »Moment«, sagte sie. Dann

legte sie die Hand auf den Hörer und sah mich an. »Unsere Diskussion ist noch nicht zu Ende. Ich bin gleich wieder da, und dann reden wir weiter.« Sie ging mit dem Telefon ins Schlafzimmer. »Sofort, Madam«, sagte sie, dann schloss sie die Tür.

Ich schlich unterdessen auf Zehenspitzen hinaus, obwohl ich Lust hatte, alles Mögliche zu zertrümmern, sprang ins Auto und ließ den Motor an. In einem weiten Bogen wendete ich und fuhr die Straße hinunter. Mom sah mir durch die Vorhänge nach und rief etwas, kam aber nicht heraus. Dachte sie etwa, ich lief fort? Oder kannte sie den wahren Grund?

Wusste sie, dass ich nur ging, weil ich ihr nicht wehtun wollte?

Der Motor dröhnte dumpf und hungrig wie ein Tier, das aus seinem Käfig ausbrechen will. Mr. Monster hätte allzu gern sämtliche Autos gerammt, an denen wir vorbeifuhren, einen Fußgänger nach dem anderen überfahren und den Motor um jeden Laternenpfahl der Stadt gewickelt. Ich kämpfte ihn nieder, während ich fuhr, die Hände fest auf dem Lenkrad und bewusst langsam.

Manchmal musste ich einfach allein sein, aber manchmal wollte ich allein sein und wusste, dass dabei nichts Gutes

herauskam. Allein am Ufer des Freak Lake, allein im Lagerhaus ein Feuer legen, mich vor dem Fenster von Nachbarn verstecken … ich konnte mir selbst nicht trauen. Auch an diesem Abend nicht. Ich brauchte andere Menschen – und zwar solche, die mich weder bedrohten noch verurteilten. Ich brauchte jemanden wie Dr. Neblin, doch der war tot.

Brooke? Ihre Gegenwart würde mich wahrscheinlich beruhigen, doch wie lange würde das anhalten, und wie viel würde sie dabei von mir zu sehen bekommen? Ich durfte sie keinesfalls erschrecken, denn sie mochte mich ja sogar. Vielleicht konnte ich Max besuchen und ihm einfach zuhören, wie er mit sich selbst beschäftigt war oder von seinen Comics erzählte. Irgendwann würde er allerdings wieder seinen Dad erwähnen, und damit wollte ich mich an diesem Abend nicht befassen. Leider war damit die Liste meiner Bekannten auch schon erschöpft.

Abgesehen von Margaret. Ich wendete und bog in ihre Richtung ab. Immer noch fuhr ich langsam und atmete tief durch. Ich wollte keinen Unfall riskieren oder in Versuchung geraten, zu schnell zu fahren und das Auto gegen irgendein willkürliches Ziel zu lenken. Margaret war die Glückliche in unserer Familie, die Einfache, die Vernünftige. Wir konnten alle

mit ihr reden, weil sie nie Partei ergriff oder einen Streit anfing. Sie war unsere Zuflucht.

Als ich vor ihrer Wohnung anhielt, sah ich sie schon durchs Fenster. Sie telefonierte gerade. Wahrscheinlich mit Mom, die sie warnte, dass der verrückte John schon wieder Ärger machte. Fluchend fuhr ich weiter. Warum konnte sie mich nicht in Ruhe lassen?

Es gab noch eine weitere Möglichkeit, vor ihr zu fliehen. Lauren hatte nur ein paar Straßen weiter eine eigene Wohnung. Sie und Mom hatten seit dem Muttertag nicht mehr miteinander geredet, und auch davor hatten sie kaum Kontakt gehabt. Mom rief sie auf keinen Fall an, und wenn doch, dann ging Lauren nicht dran.

Vor dem Haus sah ich mich nach Curts Truck um, doch er war nicht da. Erleichtert atmete ich aus; ich wusste gar nicht, wie lange ich schon die Luft angehalten hatte. Dies war nicht der richtige Abend, um Curt zu beobachten. Ich musste ruhig bleiben und die Leichen, die Ermittlungen und alles andere vergessen. So stellte ich den Wagen ab und betrat das Gebäude. Da ich erst ein einziges Mal hier gewesen war, brauchte ich einen Moment, um mich zu orientieren und die Wohnung meiner Schwester zu finden. Die Treppe bestand aus

bröckelnden Betonklötzen auf einem rostenden Metallgerüst, und die Ziegelwände leuchteten in der Abendsonne grellrot. Es war die dritte oder vierte Tür ... vor der dritten lag eine zusammengerollte Zeitung, also ging ich weiter und klopfte an die vierte Tür.

Lauren öffnete und lächelte überrascht, kaum dass sie mich erkannt hatte.

»John, was machst du denn hier?«

»Ich bin nur so durch die Gegend gefahren.« Wieder konzentrierte ich mich darauf, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

»Komm doch rein«, sagte sie, trat zurück und winkte. »Fühl dich wie zu Hause.«

Ich trat ein und sah mich unsicher und zerstreut um. Eigentlich war ich aus keinem bestimmten Grund gekommen, sondern nur deshalb, weil ich unter Menschen sein musste und Laurens Wohnung der einzige Ort war, der mir einfiel. Jetzt war ich da und wusste nicht, was ich hier sollte.

»Willst du was trinken?«, fragte Lauren. Sie schloss die Tür.

»Ja, gern«, murmelte ich.

Ihre Wohnung war sauber und ziemlich leer. Der Küchentisch war verkratzt, stellenweise blätterte die Farbe ab, und darunter kam das Sperrholz zum Vorschein. Er war jedoch makellos sauber, und die Stühle passten zusammen. Im Schrank standen nur wenige, sehr unterschiedliche Gläser, und das Wasser spuckte wild, als sie den Hahn aufdrehte. Lächelnd reichte sie mir ein Glas.

»Tut mir leid, ich habe kein Eis.«

»Schon gut.« Eigentlich wollte ich gar nichts trinken und nahm das Angebot aus reiner Höflichkeit an.

»Was treibst du denn so?« Lauren ging ins Wohnzimmer und ließ sich aufs Sofa fallen.

Langsam folgte ich ihr. Ich stand immer noch unter großer Anspannung, die nur ganz allmählich wich. Mechanisch setzte ich mich auf einen Stuhl. »Nichts weiter«, sagte ich. »Schule.« Ich wollte mit ihr reden, fand es aber besser, einfach nur schweigend neben ihr zu sitzen.

Lauren musterte mich einen Moment lang, und ihre Stimmung veränderte sich deutlich. »Mom?«, fragte sie, als wisse sie längst Bescheid.

Seufzend rieb ich mir die Augen. »Es ist nichts weiter.«

»Ich weiß.« Sie stellte die Füße auf das Sofa und legte die

Wange auf die Knie. »Es ist immer nichts weiter.«

Ich trank einen Schluck Wasser. Da es keinen Platz gab, um das Glas abzustellen, trank ich noch einmal.

»Ist sie immer noch wütend?«, fragte Lauren.

»Nicht auf dich.«

»Ich weiß.« Sie blickte zur Wand. »Sie ist auch auf dich nicht wütend, sondern auf sich selbst. Auf sich und die ganze Welt, weil die nicht vollkommen ist.«

Lauren war blond wie Dad, während Mom und ich pechschwarzes Haar hatten. Ich hatte die beiden Frauen immer als Gegensätze gesehen, was ihr Aussehen und ihre Persönlichkeit betraf, doch in diesem Moment sah sie Mom überraschend ähnlich. Vielleicht lag es am Licht, an den Schatten auf ihrem Gesicht oder an der Art und Weise, wie sie die Mundwinkel herunterzog. Ich schloss die Augen und lehnte mich zurück.

Es klopfte, und sofort war der Knoten in meinem Bauch wieder da.

»Das ist sicher Curt.« Lauren sprang auf und öffnete, und dann hörte ich auch schon seine Stimme.

»Hallo, du sexy … oh, Jim ist hier.«

»John«, berichtigte Lauren ihn.

»John. Entschuldige, Mann. Ich habe ein schlechtes Namensgedächtnis.«

Er ging um meinen Stuhl herum, ließ sich auf dem Sofa nieder und zog Lauren an sich. Ich wollte sofort aufstehen und gehen, aber irgendetwas hielt mich davon ab. Ich trank einen Schluck Wasser und starrte ins Leere.

»Immer noch so still?«, fragte Curt. »Ich habe ihn noch nie reden hören. Sag doch mal was, Kumpel. Ich weiß ja nicht einmal, wie deine Stimme klingt.«

Ich hätte ihm gern alles Mögliche gesagt, Beleidigungen, Schmähungen und Drohungen, die mir seit unserer letzten Begegnung eingefallen waren. Kein Wort kam mir über die Lippen. Ich hatte keine Angst vor ihm – in der Schule hatte ich üble Schläger zum Schweigen gebracht, ich hatte einen FBI-Agenten an der Nase herumgeführt und mich mit einem Dämon angelegt. Aus irgendeinem Grund schüchterte Curt mich jedoch völlig ein. Wenn er in der Nähe war, erstarrte ich innerlich. Warum?

»Er bekommt einen Drink und ich nicht?«, fragte Curt. »Keine Liebe mehr für deinen Freund?«

Lauren versetzte ihm einen Klaps auf die Schulter und stand

auf, um ein weiteres Glas Wasser zu holen.

»Und tu dieses Mal ein bisschen Eis rein.« Curt grinste mich an. »Deine Schwester mag es heiß, am Ende stellt sie es noch in die Mikrowelle.« Lauren drehte den Wasserhahn auf, und Curt rief in Richtung Küche: »Kein Leitungswasser, Baby! Ich will Sprudel.«

»Nichts mehr da«, erwiderte Lauren. »Ich gehe erst am Wochenende wieder einkaufen.«

»Na gut.« Curt wandte sich wieder an mich. »Irgendwas vergisst sie immer. So sind die Frauen eben, was?«

Das war es – genau das brachte mich zum Verstummen. Es war sein ganzes Gehabe, seine Worte, seine Einstellung und sogar sein Lächeln.

Er war genau wie mein Dad. Es hatte damit zu tun, wie er mit Leuten umging, scheinbar gesellig und fröhlich, aber innerlich meilenweit entfernt. Distanziert. Unnahbar. Er war so von sich eingenommen, dass er für niemanden sonst mehr Platz hatte. Wir waren das Publikum für seine Scherze und der Spiegel, der seine Handlungen reflektierte, aber keine Freunde und keine Angehörigen.

Würde Curt explodieren wie mein Vater, wenn wir einmal selbst handelten, ohne ihm als Kulisse zu dienen? Würde er

Lauren anbrüllen oder sogar schlagen?

»Du hast ja immer noch nichts gesagt.« Er nahm das Glas von Lauren entgegen und setzte sich wieder bequem hin, sie kuschelte sich an ihn.

Ich stand auf. »Ich wollte sowieso gerade gehen.« Keine Sekunde länger konnte ich seine Gegenwart ertragen. Einen Moment lang zögerte ich noch, als wartete ich auf seine Erlaubnis, dann wandte ich mich ab und ging in die Küche.

»Du bist doch gerade erst gekommen.« Lauren sprang auf. »Geh noch nicht!«

»Nein, lass dich bloß nicht durch mich vertreiben«, sagte Curt.

Ich stellte mein Glas auf den Tisch, dann überlegte ich es mir und setzte es auf der Anrichte ab. Es hatte auf dem Tisch einen feuchten Ring hinterlassen, den ich mit der Hand abwischte.

»Wir könnten doch einen Film ansehen«, schlug Lauren vor. »Ich habe nicht viele … aber zum Beispiel diesen kitschigen Film, den Dad mir zu Weihnachten geschenkt hat. The Apple Dumpling Gang.« Sie lachte.

»Bitte nicht!«, stöhnte Curt.

»Schon gut«, wehrte ich ab. »Ich muss gehen.«

»Jetzt hast du ihn mit deinem Film verscheucht«, maulte Curt, der bequem auf dem Sofa lümmelte. »He, Lauren, willst du eine Pizza?«

»Mach's gut, Lauren.« Ich eilte hinaus.

»Mach's gut, John.« Ihre Stimme klang ein wenig schrill. Sie machte sich Sorgen. »Komm bald mal wieder vorbei.«

Mr. Monster versprach ihr stumm, dass er so bald wie möglich vorbeikommen und Curt besuchen würde.

NEUN



Am Abend des letzten Schultags stand ich im Bad, starrte in den Spiegel und hielt mich am Waschbecken fest. Ein anderer Jugendlicher hätte sich vielleicht selbst begutachtet, sich die Haare gekämmt, Clearasil auf Pickel getupft oder den Kragen glatt gestrichen. Schließlich war dies der Abend, an dem ich mit Brooke ausgehen würde, und darauf wollte ich mich gründlich vorbereiten. Das bedeutete für mich allerdings etwas ganz anderes als für normale Menschen. Ich versuchte nicht, gut auszusehen, sondern bemühte mich, gut zu sein.

»Ich werde keine Tiere quälen«, sagte ich. Den Zettel mit den Regeln beachtete ich nicht, sondern starrte mir selbst unverwandt in die Augen. »Ich werde keinem Menschen wehtun. Wenn ich schlechte Gedanken über jemanden habe, werde ich sie verdrängen und etwas Nettes über ihn sagen. Ich werde keine Menschen es nennen. Wenn jemand mich bedroht, werde ich mich zurückziehen.«

Ich sah mich im Spiegel scharf an und forschte in dem Gesicht, das ich dort erblickte. Wer starrte da zurück? Er sah aus wie ich, er redete wie ich, und sein Körper bewegte sich, wenn ich es wollte. Ich bog mich nach rechts und links, und die Person im Spiegel tat das Gleiche. Das machte mir am meisten Angst, mehr als das Opfer, mehr als der Dämon und noch mehr

als die dunklen Gedanken: die Tatsache, dass die dunklen Gedanken meine eigenen waren; dass ich mich von dem Bösen nicht trennen konnte, weil das meiste Böse in meinem Leben aus meinem eigenen Kopf kam.

Wie lange konnte ich noch so weiterleben? Ich war gezwungen, zwei Personen auf einmal zu verkörpern – einen Killer in meinem Innern und nach außen einen normalen Menschen. Oberflächlich gab ich mir große Mühe, ein guter, braver Junge zu sein, der keine Probleme machte und nie in Schwierigkeiten geriet, aber jetzt war das Monster draußen, und ich setzte es sogar ein – ich wollte tatsächlich einen weiteren Killer aufspüren. Ich hatte mich geschlagen gegeben und versuchte, im gleichen Augenblick John und Mr. Monster zu sein.

Machte ich mir nur etwas vor, wenn ich glaubte, ich könne mein Leben auf diese Weise aufspalten? War es möglich, zwei Menschen gleichzeitig darzustellen – einer gut und einer schlecht? Oder war ich gezwungen, eine Mischung aus beiden zu sein? Ein guter Mensch und doch unwiderruflich vom Bösen gezeichnet?

Auf einmal brannte es mir im Hals, und ich übergab mich ins Waschbecken. Ich durfte nicht mit Brooke ausgehen – das

war zu gefährlich. Sie war das Einzige, was wir beide haben wollten, Mr. Monster und ich. Deshalb war sie der Riss in meiner Rüstung. Sie war unser Bindeglied, und alles, was diese Verbindung stärkte, würde zugleich Mr. Monster unterstützen. Hoffentlich half es auch mir. Ich ließ mich auf einen Kampf ein, den nur einer von uns gewinnen konnte.

War Brooke die Belohnung? Oder war sie das Schlachtfeld?

»Hallo, John!«

Brooke öffnete fast sofort; anscheinend hatte sie schon auf mich gewartet. Wie üblich trug sie Shorts, obwohl wir den ganzen Abend unterwegs sein würden. Es sollte jedoch ein warmer Abend werden, deshalb würde sie wohl nicht frieren. Außerdem gab es ja das Lagerfeuer, an dem wir uns wärmen konnten. Die Aussicht auf zwei wundervolle Erlebnisse zugleich. Trotz der Shorts nahm sie eine Jacke mit. Das Shirt dagegen beachtete ich überhaupt nicht, denn ich durfte ihre Brust nicht anstarren.

Was sollte das für eine verrückte Verabredung werden, wenn ich nicht einmal wusste, welches Oberteil meine Begleiterin trug? Verhielt ich mich tatsächlich so verrückt, wie ich es in diesem Augenblick glaubte? Wie lange würde sie

brauchen, um zu erkennen, wie gestört ich war? Ich konnte im Grunde nur weitermachen wie bisher – so tun als ob.

»Hallo, Brooke«, sagte ich. »Schönes Shirt.«

»Danke.« Sie betrachtete es lächelnd. »Ich dachte, es passt zu dem Anlass, weil es doch beinahe eine Schulveranstaltung ist.« Jetzt erst betrachtete ich ihre Haare, die sie offen trug wie einen blonden Wasserfall. Sie sah aus, als wäre sie gerade einer Shampooreklame entsprungen. Ich stellte mir vor, wie ich ihr die Haare wusch und sanft ausbürstete, ganz sanft, während sie reglos auf dem Tisch lag.

Mühsam schob ich den Gedanken beiseite und lächelte. »Es wird bestimmt ein Riesenspaß. Können wir dann?«

»Klar«, sagte sie und wollte die Tür zuziehen. Ein Ruf von drinnen hielt sie auf.

»Brooke?« Es war ihr Dad.

»Ja?«, rief sie zurück. »John ist da.«

Mr. Watson erschien lächelnd in der Tür. »Dann wollt ihr jetzt zum Lagerfeuer?«

»Ja«, bestätigte ich.

»Passt da draußen nur gut auf«, sagte er. »Wenn sich nachts ein paar Jugendliche versammeln, dann weiß man nie,

wann einer was Dummes anstellt und jemandem wehtut. Aber bei dir ist mein Baby ja in guten Händen, was?«

Es war erschreckend, wie wenig die meisten Menschen über mich wussten.

»Uns wird schon nichts passieren.« Brooke strahlte mich an. »Außerdem sind auch ein paar Lehrer dabei. Eigentlich ist es ja eher ein Schulfest.«

»Ja, es wird schon alles gut gehen.« Mr. Watson kam auf die Veranda heraus, legte mir eine Hand auf die Schulter und nahm mich zur Seite. Ich warf Brooke einen Blick zu, die genervt die Augen verdrehte. »Ich habe mir lange überlegt, was ich tue, wenn meine Tochter ihr erstes Date hat«, sagte er.

»Dad …«, stöhnte Brooke.

»Ob ich den Jungen bedrohe, der sie ausführen will: Hör zu, ich habe eine Pistole und eine Schaufel. Oder was Ähnliches. Aber ich glaube, das würde dich nur unnötig ängstigen, wenn ich bedenke, was du durchgemacht hast.«

Er hatte ja keine Ahnung.

»Andererseits«, fuhr er fort, »sind deine Erlebnisse eine ausgezeichnete Empfehlung für den Job. Manchmal male ich mir aus, wie sie hinter irgendeinem Sexmonster auf die Harley springt und sich nicht einmal umdreht, wenn ich ihr

nachwinke.«

»O nein.« Brooke lief rot an und schlug sich die Hände vor das Gesicht.

Ungerührt machte Mr. Watson weiter. »Um es kurz zu machen – im Grunde bin ich heilfroh, dass sich Brooke den Helden unserer kleinen Stadt ausgesucht hat.«

Was?

»Held?«, fragte ich.

»Und bescheiden ist er auch noch.« Er klopfte mir auf die Schulter. »Na gut, ich will euch nicht weiter aufhalten, ihr habt noch viel vor. Brooke, du erinnerst dich doch an die Regeln?«

»Ja«, sagte sie und wandte sich zum Gehen.

»Und?«

Wieder verdrehte sie die Augen. »Nichts trinken, nicht zu schnell fahren, um Mitternacht zu Hause sein.«

»Hast du dein Handy dabei?«, fragte er.

»Ja.«

»Und du rufst doch an, wenn …«

»Ich rufe an, wenn wir uns verlaufen oder so.«

»Und du rufst die Polizei, wenn …«

»Wenn wir Drogen sehen oder wenn jemand eine Schlägerei anfängt.«

»Oder wenn er dich zu küssen versucht«, sagte er. Brooke lief schon wieder knallrot an, und Mr. Watson zwinkerte mir zu. »Held oder nicht, du gehst jetzt mit meinem Baby aus.«

»Verdammt noch mal«, murmelte Brooke. Sie packte mich am Arm und zerrte mich zum Auto. »Lass uns fahren. Mach's gut, Dad.«

»Mach's gut, Moppel!«, rief er.

»Er nennt dich Moppel?« Brooke war gertenschlank.

»So hat er mich als Baby genannt.« Sie schüttelte den Kopf, doch ich sah, dass sie lächelte. Wir gingen zur Beifahrerseite herum und blieben stehen.

Wir standen einfach nur da.

Auf einmal wurde mir klar, worauf sie wartete. Ich sollte ihr die Tür aufhalten. Zuerst warf ich ihr einen raschen Blick zu, dann starrte ich die Tür an. Das war ihre Tür. Ein Gegenstand, den ich niemals berührte. Ein zweiter rascher Blick verriet mir, dass sie die Brauen runzelte – sie war verwirrt. Was würde sie denken, wenn ich noch länger zögerte oder es ihr überließ, die Tür zu öffnen? Sie hatte bemerkt, dass ich erst sie und dann die Tür angesehen hatte. Wenn ich nicht

wie ein Volltrottel dastehen wollte, konnte ich nicht so tun, als wisse ich nicht, worum es ging, oder als hätte ich einfach nur schlechte Manieren. Also öffnete ich ihr die Tür und stellte mir dabei vor, wie oft sie die Tür berührt hatte, wie oft ihre Finger den Türgriff angefasst hatten. Sobald der Spalt groß genug war, ließ ich den Griff los und hielt die Tür am oberen Rahmen fest, um sie ganz aufzuziehen.

»Stimmt was nicht mit dem Griff?«, fragte sie.

Zum Glück fiel mir etwas ein. »Ich habe vorhin eine Wespe bemerkt. Ich glaube, sie wollte dort ein Nest bauen.«

»Das ist aber eine komische Stelle«, erwiderte sie.

»Das findest du nur, weil du keine Wespe bist.« Ich hielt die Tür auf, bis sie saß. »Bei den Wespen ist das neuerdings schwer in Mode.«

»Du bist natürlich absolut im Bild darüber, was bei Wespen gerade in Mode ist.« Sie lächelte boshaft.

»Ich habe es in ihrer Zeitschrift gelesen«, erklärte ich. »Natürlich habe ich die nicht selbst gekauft, es war beim Friseur. Entweder die oder Elch Aktuell – und irgendetwas musste ich ja lesen.«

Brooke lachte, und ich schloss die Tür. Wie lange konnte

ich damit noch weitermachen? Es war jetzt sechs Uhr abends, und ihr Dad wollte, dass sie um Mitternacht wieder nach Hause käme. Sechs Stunden?

In einer großen Menge verborgen, fiel es mir leicht, normal zu wirken. Doch bei der Begegnung mit einem einzelnen Menschen war es harte Arbeit.

Ich lief um den Wagen herum und stieg ein.

»Komisch, gleich ein großes Feuer zu sehen, das du nicht gelegt hast«, sagte Brooke.

Der Schreck fuhr mir in die Glieder. Was wusste sie? Was hatte sie gesehen? Es hatte so beiläufig geklungen, aber … vielleicht verbarg sich in ihren Worten eine Bedeutung, die ich nicht erfasste. Machte sie mir Vorwürfe? Drohte sie mir?

»Was meinst du damit?« Ich starrte geradeaus.

»Oh, du weißt doch, die großen Feuer, die die Crowleys bei den Nachbarschaftsfesten immer in ihrem Hinterhof gemacht haben. Du hast dich immer um das Feuer gekümmert.«

Erleichtert seufzte ich auf. Sie weiß nichts, sie will sich nur unterhalten.

»Stimmt was nicht?«, fragte sie.

Ich ließ den Motor an und lächelte. »Nein, alles bestens.«

Ich brauche schnell eine Entschuldigung. Was würde ein normaler Mensch in einer solchen Situation sagen? Normale Menschen sind empathisch, sie würden auf die gerade erwähnten Personen reagieren, nicht auf das Feuer. »Ich hab gerade an die Crowleys gedacht. Ich frage mich, ob Mrs. Crowley noch einmal an so einem Fest teilnimmt.« Dann fuhr ich an und lenkte das Auto in Richtung Stadt.

»Oh!«, sagte Brooke. »Es tut mir leid, ich wollte das nicht wieder aufwühlen. Ich weiß ja, wie nahe dir Mister Crowley stand.«

»Schon gut«, beruhigte ich sie. Es kostete mich große Überwindung, frei und unbefangen mit ihr zu plaudern, denn das verstieß gegen alle meine Regeln. »Jetzt ist er fort, und ich glaube, ich habe ihn überhaupt nicht richtig gekannt.« Niemand kannte ihn. Nicht einmal seine Frau.

»So geht es mir auch«, sagte Brooke. »Ich habe mein Leben lang hier gewohnt und er da drüben, zwei Häuser weiter, aber gekannt habe ich ihn eigentlich nicht. Wir haben ihn nur bei den Festen gesehen oder wenn wir Süßes oder Saures gespielt haben, aber ich glaube, ich hätte … ich weiß auch nicht. Vielleicht hätte ich öfter mit ihm reden sollen. Verstehst du? Ihn fragen, woher er kommt und was er als Kind gemacht hat

und so weiter.«

»Ich wüsste auch gern, woher er kam«, stimmte ich zu. Und ob es noch mehr von seiner Art gibt.

»Ich rede gern mit Menschen und höre mir ihre Geschichten an«, fuhr Brooke fort. »Jeder hat eine Geschichte zu erzählen, und wenn du dich mit jemandem hinsetzt und ihm gut zuhörst, erfährst du eine Menge.«

»Ja, aber irgendwie ist das auch komisch.« Allmählich fand ich meinen Rhythmus, und die Worte kamen mir leichter über die Lippen.

»Komisch?«

»Na ja … es ist doch seltsam, die Leute zu sehen und sich vorzustellen, dass sie eine Vergangenheit haben.« Wie konnte ich ihr erklären, was ich meinte? »Es ist klar, dass jeder von irgendwo herkommt, aber …« Ich deutete auf einen Mann, an dem wir gerade vorbeifuhren. »Nimm mal den da drüben. Er ist einfach irgendein Typ, den wir ein einziges Mal sehen, und dann ist er fort.«

»Oh, das war Jake Symons«, sagte Brooke. »Ein Kollege meines Vaters in der Sägemühle.«

»Genau das meine ich. Für uns ist er … wie eine Kulisse im Hintergrund unseres Lebens, aber für sich selbst ist er die

Hauptperson. Er führt sein Leben, hat einen Job und so weiter. Er ist ein realer Mensch, und für ihn sind wir der Hintergrund. Der da vorn« – ich deutete auf einen anderen Mann – »blickt nicht einmal herüber. Vielleicht bemerkt er uns überhaupt nicht. Wir sind der Mittelpunkt unseres Universums, aber in seinem existieren wir nicht einmal.«

»Das ist Bryce Parker«, erklärte Brooke. »Er arbeitet in der Bibliothek.«

»Kennst du eigentlich jeden in Clayton, oder habe ich nur schlechte Beispiele gewählt?«

Brooke lachte. »Ich gehe einmal in der Woche in die Bücherei, deshalb kenne ich ihn natürlich.«

»Und was ist mit dem da?« Ich deutete auf einen Mann, der ein Stück vor uns den Rasen mähte.

»Nein, den kenne ich nicht.« Dann sah sie näher hin. Wir fuhren vorbei, und im letzten Moment wandte er sich um. Jetzt sahen wir sein Gesicht deutlich. Brooke platzte vor Lachen heraus. »Also gut, ich kenne ihn doch – er arbeitet im Graumman-Baumarkt und heißt … äh … Lance!«

»Lance und weiter?«

»Lance Graumman, nehme ich an. Es ist ein

Familienunternehmen«, erklärte Brooke.

»Du weißt aber eine Menge mehr über einen Baumarkt, als ich angenommen hätte«, sagte ich.

Wieder lachte Brooke. »Wir haben im letzten Sommer unser Bad im ersten Stock renoviert. Ich glaube, kein einziges Teil, das wir gekauft haben, hat beim ersten Versuch richtig gepasst. Ich war oft in dem Laden.«

»Das erklärt es natürlich.« Es war eigenartig, mit ihr so locker über Nichtigkeiten zu reden. Ich hatte gefährliche Phantasien über sie gehabt und mir zugleich verboten, mehr als ein paar flüchtige Worte mit ihr zu wechseln, und jetzt kam mir dieser kleine Small Talk unerhört intim vor. Intim und oberflächlich zugleich. Wie konnte ein sinnloses Geplauder eine derart tiefe Bedeutung haben?

Ich bog ab, und wir fuhren auf der Straße zum See aus der Stadt hinaus. Vor uns waren zwei andere Autos mit Schülern von der Highschool unterwegs. Ich betrachtete ihre Hinterköpfe und hoffte auf eine Gelegenheit, Brooke zu zeigen, dass ich auch einige Leute kannte, aber obwohl ich die Schüler mit Sicherheit schon einmal gesehen hatte, fielen mir die Namen nicht ein. Sie waren älter als wir, deshalb hatte ich nicht viel mit ihnen zu tun gehabt.

»He, da ist Jessie Beesley! Aber der Typ neben ihr ist nicht ihr Freund. Ich frage mich, was da wohl passiert ist«, sagte Brooke.

Die Sonne stand noch hoch, und ich stellte das Sonnendings ein, um nicht geblendet zu werden. »Du kennst jeden in der Stadt, und ich weiß nicht mal, wie dieses Teil hier heißt.«

»Das ist ein …« Brooke schnitt eine Grimasse. »Ein Teil, das die Sonne verdeckt. Wie nennt man so was? Ein Verdeck? Eine Sonnenklappe? Eine kleine Markise.«

»Ein flacher Schirm.«

»Du könntest Spitzen drannähen und es Parasol nennen«, schlug sie vor. »Dann wäre es wertvoll.«

Ein rascher Blick verriet mir, dass sie lächelte. Für einen Soziopathen bin ich recht gut darin, Gesichtsausdrücke zu deuten, aber Sarkasmus ist manchmal schwer zu erkennen.

Als ich sie ansah, musste ich wieder an die Worte ihres Dad denken, an das Vertrauen, das er in mich gesetzt hatte. Ich sollte auf sie aufpassen, er hatte mich einen Helden genannt – mich, den verrückten, vom Tod besessenen Soziopathen, der in einer Leichenhalle arbeitete und seine Aufsätze am liebsten über Serienmörder schrieb. Ein Held. Das weckte fast vergessene Gedanken. Ich hatte mich so sehr darauf

konzentriert, den Dämon zu töten, und war mit den psychischen Nachwirkungen, als ich es tatsächlich getan hatte, so sehr beschäftigt gewesen, dass ich darüber beinahe das Warum vergessen hatte. In meiner Besessenheit, den Bösen zu beseitigen, hatte ich den zweiten Aspekt, die Guten zu schützen, völlig aus den Augen verloren.

Niemand wusste, dass ich einen Dämon ausgeschaltet hatte. Selbst Mom versuchte mit aller Macht zu verdrängen, was sie in jener Nacht im Januar über die wahren Hintergründe erfahren hatte. Und das war nur ein Bruchteil der ganzen Wahrheit gewesen. Mr. Watson wusste lediglich, dass ich an dem besagten Abend draußen gewesen war, Dr. Neblins Leiche fortgeschafft und anschließend die Polizei gerufen hatte. Reichte das etwa schon aus, um ein Held zu sein?

»Ich bin gespannt, was es zu essen gibt«, sagte Brooke. Auf einmal wurde mir klar, dass ein tiefes Schweigen entstanden war, weil ich meinen Gedanken nachgehangen hatte.

»Vermutlich Hotdogs«, fuhr sie fort. »Bei einem richtigen Lagerfeuer gibt es fast nichts anderes.«

Mist! Mir war völlig entfallen, dass es bei solchen Gelegenheiten vor allem Fleisch gab. Was sollte ich essen?

Du musst jetzt etwas sagen. »Vielleicht haben sie auch

Marshmallows.« Etwas Besseres fiel mir nicht ein. »Die gibt es oft bei einem Lagerfeuer. Vielleicht auch Eichhörnchen mit gestörtem Richtungssinn oder mangelndem Selbsterhaltungstrieb.«

Wieder lachte Brooke. »Das müsste schon ein ziemlich verwirrtes Eichhörnchen sein, das einfach so ins Lagerfeuer spaziert.«

»Oder ein ziemlich verfrorenes.«

»Man könnte das Feuer auch über einem Erdhörnchenbau anzünden«, fuhr sie fort. »Dann würden die Bewohner gebraten aus den Löchern springen wie aus einem Verkaufsautomaten.«

Mann – hat sie wirklich gerade diesen Scherz gemacht?

»Entschuldige, das war etwas krass«, sagte sie.

Ich betrachtete sie mit ganz neuen Augen, während sie sprach. Sie erwiderte meinen Blick und lächelte. Hielt sie mich wirklich für einen Helden?

Hielt sie mich für gut?

Am Ende einer langen Reihe von geparkten Autos bogen wir von der Straße ab. Dort lag ein Feld oder eine Wiese, wo größere Gruppen ihre Autos abstellen konnten, wenn sie am

See eine Party feiern wollten. Das Lagerfeuer zog immer viele Besucher an, und der kleine Parkplatz war jetzt schon überfüllt. Als wir zum See gingen, sah ich alle, denen wir begegneten, so genau an – Mitschüler, die ich schon seit Jahren kannte –, als begegnete ich ihnen zum ersten Mal. Hielt mich der da wirklich für einen Helden? Und jener dort? Zum ersten Mal in meinem Leben zog ich die Möglichkeit in Erwägung, dass die Menschen gut und nicht schlecht über mich dachten, und wusste nicht, was ich davon halten sollte.

Auf jeden Fall gefiel es mir.

»Ich mag diesen Geruch.« Brooke ging neben mir her, die Hände in die Jackentaschen geschoben. »Dieser kühle Wind vom See, dazu der Geruch des Feuers und das Grün von den Bäumen.«

»Das Grün?«

»Ja«, bekräftigte sie. »Ich mag diesen grünen Geruch.«

»Grün ist kein Geruch, sondern eine Farbe«, widersprach ich.

»Na ja, schon, aber … kennst du diesen Geruch nicht? Die Bäume, das Schilf und das Gras riechen manchmal … grün.«

»Ich kann nicht behaupten, dass ich den Geruch von Grün gut kenne«, wandte ich ein.

»Da ist Marci, wir können sie ja fragen.«

Ich blickte in die Richtung, in die Brooke deutete, und schlug sofort die Augen nieder. Marci trug ein tief ausgeschnittenes Tanktop das praktisch schrie: Seht euch diese Dinger an! Also betrachtete ich Brookes Füße, als sie zu ihrer Freundin eilte. Wenn ich einige Regeln brach und mit Brooke ausging, hieß das noch lange nicht, dass ich alle Vorsichtsmaßnahmen über Bord werfen und die anderen Regeln ebenfalls brechen durfte. Den Oberkörper eines Mädchens anzustarren, war streng verboten.

»Brooke!«, rief Marci. »Du siehst ja scharf aus! Schönes Shirt.«

O Mann, ich hätte wirklich gern gewusst, wie ihr Shirt aussah.

»Schön, dich zu sehen«, sagte Brooke.

»Und John«, fuhr Marci fort. »Ich hätte nicht damit gerechnet, dich hier zu treffen. Super, dass du auch da bist.«

»Danke.« Ich starrte ihre Füße an. Weil ich aber nicht wie ein Freak dastehen wollte, hob ich den Blick – zuerst zu Brookes und dann zu Marcis Gesicht. Auch am Rand meines Gesichtsfelds war ihr Ausschnitt noch beeindruckend, und ich

blickte rasch in die Ferne über den See. »Ein schöner Abend.«

»Du musst uns was sagen«, drängte Brooke. »Riechen Bäume grün?«

»Was?« Marci lachte.

»Grün!«, wiederholte Brooke. »Die Bäume hier riechen grün.«

»Du bist verrückt«, meinte Marci.

»Wer ist hier verrückt?«, wollte Rachel Morris wissen. Sie gesellte sich zu uns, und ich lächelte sie höflich an. Vor allem war ich dankbar, dass sie etwas zurückhaltender gekleidet war als ihre Freundin.

»Brooke findet, dass die Bäume grün riechen.« Marci kämpfte mit dem Lachen.

»Unbedingt.« Rachel nickte energisch. »Die ganze Gegend hier riecht grün und ein bisschen braun wegen des Rauchs.«

»Genau!«, rief Brooke.

Marci wandte sich an mich. »Ist das zu fassen?« Ich konzentrierte mich auf ihr Haar und vermied es, irgendetwas anderes anzusehen.

»Es muss eine gemeinsame Sinnestäuschung sein«, erklärte ich. Dann hielt ich inne, weil ich keine psychologische

Hypothese aufstellen wollte. Das war vermutlich nicht das richtige Gesprächsthema für diesen Anlass.

Es kam mir komisch vor, mit Marci zu reden – teilweise wegen ihrer Aufmachung, vor allem aber deshalb, weil wir uns nicht gut kannten. Genau wie die Leute im Auto vor uns war Marci ein Mensch, den ich theoretisch kannte, obwohl wir uns in der Praxis kaum jemals unterhalten oder miteinander zu tun gehabt hatten. Ich sah mich rasch zu der Masse von Jugendlichen um. Mit ihnen zusammen war ich aufgewachsen, doch ich hatte keinen Kontakt zu ihnen, es gab keine gemeinsamen Erfahrungen. Kaum zu glauben, dass wir in derselben Kleinstadt zur Welt gekommen und groß geworden waren, dass wir Jahr um Jahr die gleichen Klassenstufen durchlaufen hatten, ohne jemals wirklich miteinander in Kontakt zu treten. Max hätte sich darum gerissen, eine Weile mit Marci zu reden – und ihr in den Ausschnitt zu linsen –, doch ich war in erster Linie beunruhigt. Mein Leben war auch ohne diese vielen Leute bisher ganz gut verlaufen.

»Könnt ihr noch andere Farben riechen?« Marci verschränkte die Arme vor der Brust und nahm Brooke und Rachel ins Verhör.

»Es ist nicht die Farbe«, widersprach Brooke. »Es sind die

Bäume. Grün ist nur ein Wort, um zu beschreiben, wie ein Baum riecht, wenn er neue Blätter bekommt.«

»Es ist der Frühling«, fügte Rachel hinzu, »nur dass Frühlingsduft so altmodisch klingt.«

»Und grün klingt dagegen völlig normal«, antwortete Marci. »Ah ja.«

Vom See wehte ein kühler Wind herüber, und Marci bekam eine Gänsehaut auf den Armen. Bevor ich sie daran hindern konnte, wanderten meine Augen zu Brookes Beinen. Ebenfalls Gänsehaut.

»Sollen wir zum Feuer gehen?« Brooke nickte sofort, und Marci und Rachel folgten uns. Wir sahen das Lagerfeuer schon durch die Bäume, ein leicht unregelmäßiger Kreis aus orangefarbenen Flammen. Allerdings war der Himmel noch zu hell, und das Feuer kam nicht recht zur Geltung. Der Wald war hier licht, stellenweise wuchsen eher Büsche als Bäume, und das Feuer war auf einer großen freien Fläche nur ein paar Schritte neben der Straße entfacht worden. Als wir uns näherten, erkannte ich, dass die Organisatoren – wer immer es war – weder Mühe noch Kosten gescheut hatten. In der Mitte des Feuers lagen große Holzblöcke und Bündel von Kaminholz, im Hintergrund vor den Bäumen stapelten sich Stöße von

Holzscheiten. Die glühenden Scheite knackten und knallten, der Saft kochte heraus und zischte, unterlegt vom dumpfen Rauschen des Sauerstoffs, der in die gierigen Flammen hineingesogen wurde. Das Feuer sprach mit mir.

»Hallo«, antwortete ich flüsternd. Ich trat näher heran und streckte die Hände aus, um die Hitze zu spüren. An einigen Stellen genau richtig, an anderen zu kühl und oben zu heiß. Der Aufbau in der Mitte war offener als nötig. Das Feuer würde heiß und stark brennen, aber rasch verglühen. Solche dicken Blöcke hielten die ganze Nacht, wenn man sie sorgfältig einsetzte und durch anderes Holz ergänzte.

Wie es aussah, kümmerte sich niemand so recht um das Feuer. Am Rand lag ein anderthalb Meter langer Ast mit verkohlter Spitze, mit dem offenbar das Feuer angefacht und das Holz herumgeschoben worden war. Ich hob ihn auf und richtete die Glut ein. Hier ein Scheit quer nach unten schieben, dort eins senkrecht stellen. Das Feuer sagt, was es braucht, wenn man zuhören kann. Ich spürte die Wärme, lauschte dem Dröhnen in der Luft und beobachtete die Hitze, die in kleinen weißen Wellen über dem Holz waberte. Es sah aus, als rege sich im Innern etwas Strahlendes, Vollkommenes, bereit, in eine düstere, leblose Welt geboren zu werden. Eine weitere

kleine Veränderung, noch etwas nachschieben.

Großartig.

In hohem Bogen flog ein Holzklotz an mir vorbei und krachte mitten ins Feuer. Die Flammen stiegen brüllend empor.

»Ja!«, schrie jemand neben mir, ein dicker Schüler aus dem Abschlussjahrgang mit kurzen Haaren und fleischigem rotem Gesicht. »Bringen wir das Feuer in Gang!«

»Die Flammen werden besser, wenn du …« Ich hätte es ihm gern erklärt, doch er wandte sich um und rief seinen Kumpanen etwas zu.

»Die Clayton Crusaders!«

Mehrere Stimmen beantworteten den Ruf, und er schüttelte triumphierend die Fäuste über dem Kopf. Dann schleppte er weiteres Holz herbei.

»Es geht besser, wenn man es richtig plant«, sagte ich eher zu mir selbst. Ich wandte mich zum Feuer um und stocherte wieder darin herum, weil ich den Schaden wenigstens teilweise in Ordnung bringen wollte. Da krachten ein zweites und dann ein drittes Scheit mitten hinein.

»Die Clayton Crusaders!«

»Manches kann man einfach nicht planen«, sagte Marci, die

auf einmal neben mir stand. Überrascht sah ich sie kurz an, und sie lächelte. »Verstehst du das?«

Wo war sie nur hergekommen? Ich hatte mich so sehr mit dem Feuer beschäftigt, dass ich die Mädchen völlig vergessen hatte.

»Die Hotdogs sind noch nicht fertig.« Von irgendwoher kam auch Brooke dazu. »Essen gibt es erst ab halb sieben. Wollen wir zum See gehen?«

»Also, ich werde garantiert nicht baden«, erklärte Marci, »aber wir können gern hingehen.« Die drei Mädchen liefen ein Stück, dann blieben sie stehen und sahen sich um.

»Kommst du mit?«, fragte Brooke.

Aber … hier brennt ein Feuer.

Ich warf einen Blick auf das Lagerfeuer, das stark und mächtig brannte, obwohl die neuen Scheite ein Chaos angerichtet hatten. Ich brauchte das Feuer nicht. Ich war hier, um mit Brooke zusammen zu sein.

»Klar. Um halb sieben kommen wir sowieso zurück, oder?« Ich legte den verkohlten Ast weg und folgte den Mädchen.

»Danke«, sagte Rachel. »Wir brauchen unseren tapferen

Beschützer.«

»Das ist kein Witz«, meinte Marci. »Hier werden so viele tote Frauen gefunden, da habe ich sogar in einer großen Gruppe Angst.«

Da haben wir es wieder – der tapfere John. Wie viele Menschen sehen mich wohl als Helden? Und wie konnte ich das so lange nicht bemerken?

»Früher waren wir oft zum Angeln hier«, erklärte Brooke, als wir das Wasser durch die Bäume schimmern sahen. Es dämmerte allmählich, und der See reflektierte den dunkelblauen Himmel wie der Grund einer riesigen lackierten Muschel. An einer offenen Stelle blieben wir auf der Uferböschung stehen, hinter der es steil hinunterging zum schimmernden Wasser. Brooke stieg auf einen unebenen kleinen Findling, um besser sehen zu können, schwankte ein wenig und legte mir die Hand auf die Schulter, um sich abzustützen. Mich durchfuhr es wie ein elektrischer Schlag, eine mächtige Energie ging von der Berührung auf mich über. Ich tat so, als starrte ich zum Wasser, doch ich war ganz und gar auf Brookes Hand konzentriert.

»Es ist schön«, meinte Rachel.

Zwei Typen in Shorts und T-Shirts standen bis zur Hüfte im

Wasser und planschten herum.

»Kommt rein!«, riefen sie. Allerdings hatte ich den Eindruck, dass sie eher die Mädchen meinten als mich. Diese achteten jedoch nicht darauf, also reagierte ich auch nicht. Als die Typen am Ufer einige andere Mädchen entdeckten, liefen sie durchs Schilf platschend hinüber und ließen uns in Ruhe.

Brooke seufzte. »Was tun wir jetzt?«

»Einfach nur abhängen«, erwiderte Marci. »Mal sehen, wer noch kommt, wer mit wem zusammen ist und so weiter.«

»Habt ihr Jessie Beesley gesehen?«, bemerkte Rachel. »Ich frage mich, was aus Mark geworden ist.«

»Nein, das meine ich nicht«, widersprach Brooke. »Ich meine mit eurem Leben. Mit eurer Zukunft.«

Marci lachte. »Du bist süß, wenn du so ernst bist, Brooke.«

»Habt ihr denn keine Träume?«, fragte Brooke.

»Oh, und ob, das kannst du mir glauben«, antwortete Marci. »Und die haben nichts mit Clayton County zu tun.«

»Ich will so schnell wie möglich weg von hier. Eine Stadt mit einem einzigen Kino kann doch kulturell nicht hochstehend genannt werden«, stimmte Rachel zu.

Ich starrte den See an und erinnerte mich an den Toten, den

der Dämon im November unter dem Eis versenkt hatte.

»Willst du in eine bestimmte Stadt?«, fragte ich. »Oder läufst du einfach nur weg von hier?«

»Ich möchte aufs College«, erklärte Brooke. »Reisen, die Welt sehen.«

»Hier will doch niemand bleiben«, sagte Rachel.

»Im Sommer ist es ja ganz schön«, überlegte Marci. »Aber manchmal frage ich mich, wie wir überhaupt hierhergekommen sind.«

»Die Holzindustrie«, erinnerte ich sie.

»Ja, aber warum gerade wir?«, fragte Marci. »Warum sind wir gerade hier und nicht woanders?«

»So schlimm ist es doch gar nicht«, schränkte Brooke ein.

»Nein, es ist viel schlimmer«, beharrte Rachel.

»Wer waren die Ersten?«, fuhr Marci fort. Sie starrte zum See. »Sind wir einfach nur die Kindeskinder von Sägewerksarbeitern, die aufgewachsen sind, ihre Träume verloren haben und hängen geblieben sind? Irgendjemand muss doch als Erster hierhergekommen sein, als noch nichts da war, und dann ist hier draußen in der Wildnis eine Stadt entstanden, die Leute haben aus dem Nichts Geld gemacht und es

geschafft.« Sie blickte zum Himmel auf. »Das versteh ich einfach nicht. Wenn das die Menschen sind, von denen wir abstammen, warum sitzen wir dann herum und tun rein gar nichts?«

Rachel wollte antworten, als wir alle einen durchdringenden Schrei hörten. Er kam vom Ufer, nicht weit von uns entfernt. Wir fuhren herum, und Brooke verstärkte den Druck auf meine Schulter. Die beiden Burschen von vorhin stürzten aufgeregt aus dem Wasser. Die Mädchen, mit denen sie geflirtet hatten, wichen entsetzt zurück, und dann kreischten alle. Brooke sprang von ihrem Stein herunter und lief los, ich folgte ihr.

»Sie ist tot, sie ist tot!«

Immer mehr Menschen drängten zwischen den Bäumen hervor. Es sah aus, als zögen sich die Jungen und Mädchen am Ufer vor einem wilden Tier zurück, aus Angst, zerrissen zu werden, doch als wir nahe genug heran waren, erkannte ich den Grund des Geschreis. Halb im Wasser, halb draußen lag ein verfaulter Baumstamm im hohen Schilf, und daneben ragte ein nackter menschlicher Arm auf.

»Ruft die Polizei!«

»Sie ist tot!«

»Mir wird gleich schlecht!«

Sobald sie den Arm bemerkte, blieb Brooke stehen, doch ich ging weiter. Zwischen den Schülern, die sich zurückzogen, zögerte ich kurz, doch dann drängte ich mich durch den inneren Kreis ganz nach vorn, bis es nur noch mich und den Arm gab.

Er gehörte zu einem Frauenkörper, der knapp unter der Wasseroberfläche trieb und teilweise vom Schilf verborgen war. Die Jungen hatten den Baumstamm zufällig angestoßen und so den Körper befreit. Dabei hatte sich der Arm nach oben bewegt und die Wasseroberfläche durchstoßen. Die Hand war wie eine Kralle gekrümmt, und die abgebrochenen Fingernägel waren hellrot lackiert.

Das war der neue Killer, dachte ich.

Hinter mir hörte ich eine tiefe Stimme – eine Männerstimme. Sie schien in einem riesigen leeren Raum zu hallen.

»Was tun wir jetzt?«

Ich musste die Tote sehen, ich musste herausfinden, ob sie mit den gleichen kleinen Wunden übersät war wie die andere. »Vielleicht lebt sie ja noch«, sagte ich und lief platschend ins Wasser. »Wir müssen uns vergewissern.« Die Hand war teigig und mit Schmutz und verfaultem Holz bedeckt. Keinesfalls

lebte die Frau noch. »Wir müssen sie rausziehen.«

Hinter mir pflügte noch jemand durchs Wasser, leise und weit entfernt. Ich konnte kaum etwas hören, da mir der Herzschlag wild in den Ohren dröhnte.

Ich fasste die Tote am Arm und zog, sie rutschte ein Stück weiter, war aber schwerer als erwartet. Zwei neue Hände, rau und alt, tauchten in meinem Gesichtsfeld auf, und zusammen zogen wir noch einmal. Die Tote bewegte sich, und der Arm stieg weiter aus dem Wasser auf, steif und bleich.

»Jemand hat es versenkt«, sagte ich.

»Sie klemmt unter dem Baum fest.«

»Nein«, widersprach ich. »Der Körper rutscht leicht zur Seite, er ist nicht eingeklemmt. Wir müssen seitlich in Richtung Ufer ziehen, nicht nach oben.« Wir versuchten es zusammen und schleppten den Körper ins flache Wasser, wo er dicht unter der Oberfläche trieb. Es war tatsächlich eine Frau, bleich und nackt bis auf einige helle Nylonschnüre. Die Nacktheit störte mich nicht – bei Toten machte mir das nichts aus. Ich zog an einer Schnur, leicht zuerst und dann fester, als ich Widerstand spürte. Etwas sehr Schweres hing am anderen Ende. So packte ich mit beiden Händen zu und hatte schließlich einen Betonklotz in der Hand, den jemand an der Frau festgebunden

hatte.

Ich blickte zu dem Mann auf, der mir geholfen hatte. Es war Mr. Verner, der Sozialkundelehrer.

»Jemand hat es hier versenkt«, sagte ich noch einmal. Hinter uns drängten sich die Schüler und andere Lehrer am Ufer. Viele hatten der Toten, die im Wasser schwebte, den Rücken zugekehrt. Weiter hinten, fern und hell, toste das Lagerfeuer.

»Was tun wir jetzt?«, fragte Mr. Verner noch einmal. Er hatte die Frage an mich gerichtet. Mit so etwas kannte ich mich besser aus als jeder andere, aber war das den anderen auch bewusst? Bestand die Gefahr, dass ich mich verriet?

»Wir müssen die Polizei rufen«, sagte ich. »Am besten Agent Forman vom FBI. Er hat ein Büro in der Wache.«

Wieder betrachtete ich die Leiche, die verdreht war wie eine Skulptur. Die Gliedmaßen wirkten steif und gekrümmt. »Das ist die Totenstarre«, erklärte ich. »Was bedeutet, dass sie erst seit ein paar Stunden tot ist, höchstens seit zwei Tagen.« An den Handgelenken bemerkte ich rote Striemen, auf der Brust und am Rücken Schnittwunden und Blasen, genau wie bei der anderen Toten. »Können Sie Agent Forman anrufen?«

»Wer von euch hat ein Handy dabei?«, rief Mr. Verner zum

Ufer hinüber.

Rachel winkte und deutete auf Marci, die ihren Apparat ans Ohr gepresst hielt. »Sie ruft ihren Dad an«, antwortete Rachel. Marcis Dad war Polizist. Ich betrachtete die Mädchen, viel genauer als bisher an diesem Abend, und blickte auf die Tote zurück, die leicht in den Wellen schwankte. Es hätte mir nicht leichter fallen dürfen, die Tote zu betrachten, aber es war so.

Am Rand meines Gesichtsfelds bemerkte ich, dass die Lehrer die Schüler wegschoben, und irgendjemand kam mit einer Decke. Mr. Verner watete ihm entgegen, nahm sie und breitete sie über die Tote.

»Komm mit ans Ufer.« Er legte mir eine Hand auf den Arm.

Ich stolperte hinter ihm her und ließ die Tote im Wasser liegen. Die Party hatte sich in ein Chaos verwandelt, einige Schüler zogen sich erschrocken zurück, andere standen wie gelähmt herum, wieder andere schoben sich nach vorn, um besser sehen zu können. Die Lehrer wirkten unsicher und versuchten, sie in unterschiedliche Richtungen abzudrängen.

Auf der Böschung kam Brooke auf mich zu. Sie war leichenblass. »Wer ist es?«, fragte sie.

»Hast du dein Handy dabei?«

Sie nickte stumm und zog es aus der Hosentasche. Ich wählte Agent Formans Handynummer, setzte mich steifbeinig auf den Boden und bemühte mich, ruhig zu atmen.

»Forman hier«, meldete sich eine energische Stimme. Im Hintergrund hörte ich Sirenen.

»Dann sind Sie schon unterwegs«, sagte ich.

»Verdammt, John, hast du damit zu tun?«

»Rigor mortis«, erklärte ich ihm. »Völlig starr. Mindestens zwölf Stunden tot, wenn nicht länger. Der See ist recht kühl, was den Prozess verlangsamt hat.«

»Was soll das, John? Du bist kein Cop und kein Privatdetektiv.« Er hielt inne. »Trotzdem bist du derjenige, der die Leichen als Erster findet.«

»Andere haben sie gefunden.« Ich schloss die Augen und sah immer noch den verzerrten Körper, übersät von zornigen roten Blasen. Brandwunden? »Ich bin nur zufällig hier. Die ganze Schule ist versammelt, der Termin stand schon seit Wochen fest. Wenn er die Tote vor Kurzem hier abgelegt hat, genau hier am Lagerfeuer, dann wusste er, dass wir sie finden würden. Ich glaube, er wollte, dass wir sie entdecken.«

»Wer ist er?«, fragte Forman.

»Der Typ, der es getötet hat.«, sagte ich. Ein Mann oder ein Dämon? »Es fehlen keine Körperteile.« Schwankend richtete ich mich wieder auf. »Es gibt auch keine größeren Verletzungen, soweit ich das beurteilen kann. Ich sehe es mir noch einmal an.«

»Nein, John, lass das …«

Bevor er den Satz beenden konnte, traf mich etwas von hinten, ein Schlag zwischen die Schulterblätter. Ich ging zu Boden, wälzte mich auf den Rücken und blickte hoch. Es war Rob Anders.

»Was ist nur los mit dir?«, fragte er. »Du springst dort rein, als gäbe es was umsonst, du schleppst sie raus, damit jeder sie sehen kann, und du hast die Telefonnummer des verdammten FBI-Agenten im Kopf …«

»Was?« Ich schüttelte den Kopf.

»Wer unschuldig ist, verhält sich nicht so wie du«, fuhr er fort. »Kein normaler Mensch weiß die Einzelheiten, die du weißt. Was soll dieser Mist von wegen rigor mortis?«

Er schrie, sein Gesicht war rot angelaufen, und er fuchtelte wild mit den Armen herum, sichtlich wütender, als ich ihn je erlebt hatte. Warum regt er sich so auf? Denk nach, John. Denk wie ein Mensch, der Empathie besitzt. Vielleicht hat er

irgendeine Verbindung zu dem Opfer.

»Kanntest du sie?«, fragte ich.

»Was ist das denn für eine kranke Frage, du Freak?«

»Lass ihn in Ruhe, Rob!«, rief Brooke. Sie ging dazwischen, um mir beim Aufstehen zu helfen. Rob stieß sie fort, sie stürzte zu Boden …

… und ich rastete aus.

Ich sprang Rob an, überrumpelte ihn und schlug ihn nieder, drückte ihn auf den Boden. Ich hatte noch nie gekämpft – jedenfalls mit keinem, der sich wehren konnte –, doch er war außer Puste, und ich hatte Zeit, unbeholfen die Fäuste zu heben und ihm auf den Kopf zu dreschen. Er versetzte mir einen Schwinger aufs Auge, und ich rutschte von ihm hinunter. Taumelnd kam ich auf die Beine und wollte wieder auf ihn losgehen, doch Mr. Verner und ein weiterer Lehrer schritten ein und zogen uns auseinander.

»Schon gut«, sagte Brooke und nahm mich zur Seite. »Er ist ein Idiot, beachte ihn einfach nicht.«

Erst als ich mich zu ihr umwandte, wurde mir bewusst, was ich getan hatte. Jemand hatte sie bedroht, und statt ihr zu helfen, war ich gegen den Angreifer vorgegangen. Genau wie beim Dämon. Ich hatte ihr nicht einmal beim Aufstehen

geholfen.

War das die richtige Reaktion?, fragte ich mich. Wann hilfst du den Guten, und wann hältst du die Bösen auf? Ich weiß nicht, was ich tun soll.

Ich weiß nicht einmal, auf welcher Seite ich stehe.

Mir wurde schwindlig, und ich musste mich setzen. Auf dem Boden fand ich Brookes Handy, das mir hinuntergefallen war.

»Er hat was damit zu tun!«, rief Rob, der sich widerwillig von Mr. Verner wegziehen ließ. »Er ist ein Verrückter, vielleicht ist er sogar der Mörder!«

Ich hielt das Handy ans Ohr, doch Forman hatte längst aufgelegt.

»Ruf deinen Dad an.« Ich gab Brooke das Telefon zurück. »Sag ihm, es wird spät. Das Ganze hier wird noch eine Weile dauern.«


ZEHN



Den ganzen Abend über versuchte ich, mit Forman zu sprechen, doch wir wurden von einem Cop zum nächsten weitergereicht und mussten wer weiß wie oft unsere Aussagen wiederholen. Schließlich bekam ich Formulare mit Durchschlägen und schrieb alles noch einmal nieder. Ich breitete die Papiere auf der Kofferraumhaube eines Streifenwagens aus und füllte die Vordrucke so gewissenhaft wie möglich aus. Dabei nannte ich Zeit und Ort und meine eigenen Bewegungen an diesem Tag seit Schulschluss. Hätte ich noch mehr geschrieben, dann hätte es so ausgesehen, als versuchte ich angestrengt, unschuldig zu erscheinen. Als ich fertig war, gab ich die Dokumente ab, setzte mich an das sterbende Lagerfeuer und wartete darauf, entlassen zu werden. Inzwischen war es halb zwölf.

Natürlich ließ man uns nicht in die Nähe der Leiche. Deshalb forschte ich so gut es ging in meinen Erinnerungen. Die Handgelenke waren rot und verkratzt gewesen – vielleicht hatte der Mörder sein Opfer gefesselt. Die Schnüre um den Körper hatten jedoch keine solchen Spuren hinterlassen, also war es an den Handgelenken erheblich länger gefesselt gewesen, vermutlich schon vor dem Tod. Irgendjemand – vermutlich der Mörder – hatte die Frau gefesselt und

festgehalten. Wie lange?

Dann die anderen Spuren – die roten Schwellungen und Brandblasen auf der bleichen Haut. Vielleicht hatte es auch tiefere Schnitt- oder Stichwunden gegeben, doch das Wasser hatte das Blut weggespült. Die großen bösen Schnitte wie beim Clayton-Killer hatte ich hier allerdings nicht bemerkt. Ob es ein neuer Dämon war? Einer, dessen Finger sich nicht in Klauen, sondern in Flammen verwandelten und der seine Opfer zerkratzt und zerstochen liegen ließ, ohne ihnen etwas wegzunehmen? Arbeiteten Dämonen auf diese Weise? Befolgten sie überhaupt irgendwelche Regeln?

Einen Dämon – oder was es auch immer gewesen war – hatte ich gesehen, aber das bedeutete noch lange nicht, dass alles nur mit ihm zu tun hatte. Die Menschen waren auch für sich genommen zum Morden fähig. Es war dumm, sofort an einen Dämon zu denken, obwohl ich so wenig wusste. Ich musste mich in Geduld üben und die Tote in der Leichenhalle gründlich untersuchen. Außerdem wäre es natürlich gut, alles über sie Bekannte aus der Akte des Gerichtsmediziners zu erfahren. Wenn ich nur Forman erreichen und herausfinden könnte, was er wusste …

»Ich bin fertig«, sagte Brooke. »Sie haben gesagt, wir

können gehen.«

Ich blickte zu ihr hoch. Sie stand neben mir, die Arme vor dem Bauch verschränkt und eng in ihre dünne Jacke gehüllt. Auf ihren langen Beinen zeichnete sich schon wieder eine Gänsehaut ab, und sie schauderte.

»War es das schon? Wollen sie nicht weiter mit uns reden?«

»Es ist fast Mitternacht, sie haben sich schon seit mehreren Stunden mit uns beschäftigt«, erinnerte mich Brooke.

»Aber sie haben uns noch gar nichts verraten.«

»Das werden sie wohl auch nicht tun«, meinte sie. Sie hob den verkohlten Ast auf und stocherte damit in der Asche herum. Funken flogen auf, als sie die hellrote Glut freilegte.

Ich hielt sie zurück. »Mach es nicht aus!« Mr. Crowley hatte mal zu mir gesagt: Ich lösche ein Feuer nicht gern. Lass es einfach ausbrennen. Im Lauf seines Lebens hatte er mindestens zehn, wahrscheinlich aber noch viel mehr Menschen umgebracht, doch ein Feuer wollte er nicht töten. Wer oder was war er wirklich gewesen?

»Können wir gehen?«, fragte Brooke.

Ich starrte in die dunkle Feuergrube, auf einen Haufen halb

verbrannter Holzkohle in einem zwei Meter großen Kreis voller Abfall. Es war groß, mächtig, heiß und prächtig gewesen, hatte sich jedoch früh verausgabt und würde noch Stunden dahinsiechen. Der größte Teil eines Feuers, vielleicht achtzig Prozent, war ein langsamer, schleichender Tod.

»Können wir es noch eine Weile ansehen?«, fragte ich.

Sie stand für einen Moment schweigend im weichen orangefarbenen Licht, dann legte sie den Ast weg und setzte sich neben mir im Schneidersitz auf den Boden.

Wir sahen eine Weile ins sterbende Feuer, bis die Cops den Tatort räumten, das Feuer löschten und uns nach Hause schickten.

Am nächsten Morgen wurde im Fernsehen der Name der Toten genannt. Sie hieß Janella Willis und war acht Monate zuvor irgendwo an der Ostküste verschwunden. Niemand konnte allerdings erklären, warum sie auf einmal tot im Freak Lake gelegen hatte. Meine Schätzung der Todeszeit erwies sich als recht präzise. Gestorben war sie fast genau vierundzwanzig Stunden vor dem Zeitpunkt, als wir sie gefunden hatten, und hatte die meiste Zeit unter dem Baumstamm im See gelegen. Die Polizei und die Reporter gelangten zu der gleichen

Schlussfolgerung wie ich: Die Tote war dort abgelegt worden, damit wir sie fänden. Allmählich vermutete ich jedoch, dass noch mehr dahintersteckte. Es lag nahe, dass jemand die Leiche eigens für mich dort deponiert hatte.

Die beiden ersten Leichen hatten an Stellen gelegen, wo man sie leicht finden konnte, die zweite sogar an einem Tatort, der unmittelbar mit den früheren Morden in Verbindung stand. Deshalb wussten wir, dass der Täter uns die Leichen zeigen und uns etwas sagen wollte. Nun war noch eine dritte Tote hinzugekommen, wohlüberlegt nachlässig an einer Stelle versteckt, wo an diesem ganz bestimmten Abend mehr Menschen versammelt waren als an jedem anderen Platz in der Stadt. Offensichtlich wollte der Täter, dass sein Opfer gefunden wurde. Nicht nur das, an diesem Abend hatten sich viele Jugendliche versammelt, und dort würde garantiert auch ich auftauchen. Wenn die Toten Botschaften von einem Mörder an einen anderen waren, dann hatte jemand diese letzte Botschaft praktisch vor meiner Tür abgelegt.

Botschaften vor der Tür … Mir wurde kalt, sobald ich daran dachte. Ich hatte Mr. Crowley eine ganze Reihe von Botschaften hinterlassen und versucht, ihn zu ängstigen und zu verunsichern. Ich wollte ihn aus der Reserve locken und ihm

mitteilen, dass er verfolgt wurde. Mit diesen Leichen war es genau das Gleiche. Die erste sagte: Ich bin da. Die zweite, gefunden am Tatort eines früheren Mords, teilte mit: Mit dem, was hier passiert ist, hatte ich zu tun. Und die dritte, hinterlassen an einer Stelle, über die ich praktisch stolpern musste, erklärte offenbar: Ich weiß, wer du bist.

Irgendjemand stellte mir nach.

Die Schule war vorbei, und da ich in den Ferien nicht wusste wohin, hockte ich tagelang in meinem Zimmer und ging die wenigen Indizien durch, die mir bekannt waren. Wenn jemand mir nachstellte, musste ich herausfinden, wer es war und was er wollte. Viel hatte ich nicht in der Hand, aber selbst von einer einzigen Leiche kann man eine Menge lernen, wenn man weiß, worauf man achten muss.

Die zentrale Frage beim Erstellen eines Täterprofils ist folgende: Was musste der Täter nicht unbedingt tun und hat es doch getan? Dieser Mörder hatte das Opfer vor und nach dem Tod gefesselt. Was verriet mir das? Sprach es für ein psychisches Bedürfnis, jemanden festzubinden? In diesem Fall wäre es um Kontrolle gegangen, was, stark vereinfacht ausgedrückt, auf einen Serienmörder hingewiesen hätte. Oder hatten eher praktische Fragen im Vordergrund gestanden? Also

etwa das Problem, sie vor dem Tod gefangen zu halten und sie nach dem Tod mit einem Gewicht zu beschweren? Sie wurde seit acht Monaten vermisst, daher lag eine längere Gefangenschaft nahe. Warum aber band jemand sie an ein Gewicht, während es doch viel einfacher gewesen wäre, sie einfach so im Schlamm am Ufer liegen zu lassen? Wenn man will, dass das Opfer gefunden wird, warum macht man sich dann erst die Mühe, es zu verstecken?

Frag nicht, sagte ich mir. Such nach Antworten. Was wäre passiert, wenn der Killer es einfach so dort hingelegt hätte? Dann hätten es die Typen von der Schülervertretung gefunden, als sie das Lagerfeuer vorbereiteten. Sie hätten die Polizei gerufen, und das Lagerfeuer wäre abgesagt oder auf das Footballfeld oder anderswohin verlegt worden. Die Leiche schlecht zu verstecken hatte zur Folge, dass sie gefunden wurde, aber erst später, wenn viele Zeugen anwesend waren.

Was sonst? Was hatte der Mörder dem Opfer nicht antun müssen, es aber doch getan? Er hatte ihm Brandwunden und Schnitte beigebracht. Vielleicht waren Knochen gebrochen, und es gab Quetschungen und wer weiß welche inneren Verletzungen, die ich bei oberflächlicher Betrachtung nicht hatte entdecken können. Spekulationen halfen mir nicht – ich

brauchte weitere Einzelheiten. Was hatte ich übersehen?

Die Fingernägel! Die Fingernägel waren abgebrochen gewesen. Hatte er es getan, oder waren sie abgebrochen, als die Frau sich gewehrt hatte? Hatte sie versucht, sich irgendwo herauszugraben? Der Lack war haften geblieben, obwohl sie acht Monate lang gefangen gewesen war. Hielt sich Nagellack tatsächlich so lange? Wenn ja, dann hatte es nichts zu bedeuten, wenn nicht, dann bedeutete es allerdings, dass sie erst vor Kurzem eingesperrt worden war – oder dass der Killer seine Gefangenen mit Luxusutensilien wie Nagellack versorgt hatte. Warum? Das sagte möglicherweise etwas sehr Wichtiges über den Killer und seine Einstellung zu seinen Opfern aus. Ich musste es herausfinden.

Die beschädigten Fingernägel waren in den Nachrichten nicht erwähnt worden, deshalb wusste Mom nichts davon, und ich konnte sie fragen, ohne Verdacht zu erregen. Oder jedenfalls keinen Verdacht, der mit Leichen zu tun hatte. Wahrscheinlich fielen ihr aber alle möglichen verrückten Fragen dazu ein, warum ihr Sohn sich plötzlich für Nagellack interessierte. Vielleicht sollte ich die Einzelheiten besser auf andere Weise herausbekommen oder im Internet danach suchen.

Ich öffnete meine Zimmertür und hörte den Fernseher, also war der Computer wohl frei. Als ich Moms Zimmer betrat, saß sie jedoch am Schreibtisch vor einem geöffneten Ordner und arbeitete. Sie schaute auf.

»He, John, brauchst du was?«

»Ich wollte an den Computer«, sagte ich. »Ich dachte, du sitzt vor dem Fernseher.«

»Das ist Margaret. Ich muss ein paar Rechnungen bezahlen, aber ich bin bald fertig.«

»Gut.« Ich ging ins Wohnzimmer hinüber, wo Margaret in einem Reisemagazin blätterte.

»Hallo, John.« Sie rutschte auf dem Sofa zur Seite, um mir Platz zu machen. Ich setzte mich neben sie und blickte zum Fernseher.

»Hallo.«

»Wie ich hörte, hattest du vor ein paar Tagen deinen großen Auftritt.«

»Ja, kann sein.«

»Das ist doch schön. Wahrscheinlich hat es viel Überwindung gekostet, aber ich möchte wetten, dass du im Nachhinein froh bist, dass du es getan hast.«

Ich sah sie an. »Ich habe es mir doch nur angesehen und nicht einmal allein aus dem Wasser gezogen.«

»Ich rede nicht über die Leiche, sondern über dein Date. Endlich bist du mal mit Brooke ausgegangen.«

Das Date. Vorher war ich aufgeregt gewesen, jetzt kam es mir so vor, als wäre es schon eine Ewigkeit her. Die Leiche war viel wichtiger, viel bedeutender.

»Nur schade, dass ihr so gestört wurdet«, fuhr sie fort. »Willst du sie noch einmal einladen?«

»Ich denke schon. Hab aber noch nicht richtig drüber nachgedacht.«

»Was gibt es da nachzudenken?« Margaret musterte mich kurz und schüttelte den Kopf. »Ich kenne keinen jungen Mann, der sich durch eine Leiche von einem Sahneschnittchen wie Brooke ablenken lässt. Hatten wir nicht schon genug Tote?«

»Müssen wir jetzt darüber reden?« Ich hatte wirklich keine Lust, schon wieder einen Vortrag über mich ergehen zu lassen.

»Du bist sechzehn«, sagte sie. »Du solltest über lebendige Mädchen nachdenken, nicht über tote.«

Es gab eine Möglichkeit, diese Unterhaltung rasch in eine andere Bahn zu lenken.

»Warum hast du eigentlich nie geheiratet?«, fragte ich.

»Oje«, machte sie erschrocken, »wie kommst du denn jetzt darauf?«

»Du meinst, ich soll mich mit Mädchen verabreden«, antwortete ich, »aber du bist als Single glücklich. Kann ich das nicht genauso machen?«

Sie zog die Augenbrauen hoch. »Keine Frage, du bist ein hinterhältiger kleiner Schuft.«

»Du hast doch damit angefangen.«

Margaret seufzte, blickte zur Decke, sah wieder mich an. »Was ist, wenn dir meine Antwort nicht gefällt?«

Ich nickte. »Aha. Das heißt, es hat mit meinem Dad zu tun.«

Margaret lächelte gequält. »Für einen Jungen in deinem Alter bist du viel zu schlau. Ja, es hängt mit deinem Dad zusammen. Wahrscheinlich weißt du's nicht, ich war in ihn verknallt.«

»Du machst Witze.«

»Warum sollte ich? Er sah gut aus, war höflich, und er, deine Mom und ich waren die einzigen Bestatter in der Stadt. Ich glaube, an dem Tag, als er hier auftauchte, haben wir uns

beide in ihn verliebt.«

Margaret blickte aus dem Fenster, während sie sprach, und ich fragte mich, was sie vor ihrem inneren Auge sah. »Dein Vater war äußerst charmant«, fuhr sie fort. »Unser Geschäft lief nicht gut, bis er kam. Wahrscheinlich deshalb, weil niemand zwei zweiundzwanzigjährige Bestatterinnen ernst nahm. Im Rückblick kann ich das sogar sehr gut verstehen. Wir hatten bei Jack Knutsen gelernt und nach dessen Tod das Geschäft übernommen. Doch erst als dein Vater aufgetaucht war, lief der Laden richtig gut.«

»Wie kann es sein, dass das einzige Bestattungsunternehmen in der Stadt keine Aufträge bekommt?«, fragte ich. »Die Leute sterben so oder so, und dann müssen sie zu euch kommen.«

»Das Einbalsamieren ist nicht zwingend vorgeschrieben. Auch heute wickeln wir höchstens die Hälfte aller Beerdigungen ab. Den Rest erledigen die Kirchengemeinden. Nein, wir brauchten deinen Vater, weil er die Leute im Clayton County davon überzeugen konnte, dass sie uns brauchten. Zuerst einmal rettete er unser Geschäft, aber das war noch nicht alles. Er war … aufregend. Lässig und elegant. Kaum zu glauben, dass ein so wundervoller Mann vom Himmel gefallen

war. An dem Tag, als ich merkte, dass er deine Mutter und nicht mich liebte, hätte ich sterben können. Ich wäre mit Freuden in den Tod gegangen, wenn er mich so angesehen hätte wie sie.«

Sie war in Gedanken ganz woanders und betrachtete unsichtbare, verlorene Dinge. Als sie in die Gegenwart zurückkehrte und sich mir zuwandte, lächelte sie traurig. Es war beinahe, als ströme ihr Bewusstsein wie ein Geist in ihren Körper zurück.

»Natürlich hat es nicht lange gedauert, bis herauskam, dass ich im Grunde großes Glück gehabt hatte. Das verschmähte Mädchen war auf einmal die Stütze der Schwester, die scheinbar alles bekommen hatte, was sie wollte. Ich glaube, das war das einzig Gute, das dabei herauskam. Wenn dein Dad wirklich so toll gewesen wäre, wie wir alle dachten, dann wäre ich wahrscheinlich irgendwann weggerannt und hätte April nie verziehen, dass sie ihn mir weggenommen hatte.« Sie dachte über irgendetwas nach, dann schüttelte sie den Kopf. »Ich sollte nicht schlecht über deinen Vater reden.«

»Glaubst du, ich weiß nicht, welch ein Armleuchter er ist?«

»Ja, das weißt du.« Margaret seufzte. »Nur schade, dass es nicht anders gelaufen ist.«

»Soll ich mich jetzt also mit Brooke treffen, weil du an die große Liebe glaubst oder weil du aus zweiter Hand die Beziehungen von anderen miterleben willst?«

Margaret schnitt eine Grimasse, dann lachte sie. »Deshalb verzweifelt deine Mutter an dir. Wie kann sie nur mit einem Kerl zusammenleben, den man gleichzeitig verhauen und umarmen möchte?«

»Ich bin eben etwas ganz Besonderes«, sagte ich.

»Der Computer ist frei.« Mom kam herein. »Worüber redet ihr gerade?«

»Nichts Besonderes.« Margaret wandte sich wieder dem Fernseher zu. Ich ging nach nebenan.

Eigentlich fand ich nicht viel heraus, erfuhr aber immerhin, dass Nagellack auf keinen Fall acht Monate lang hielt. Falls Janella Willis tatsächlich schon vor acht Monaten gefangen genommen worden war, dann hatte der Killer sie an Händen und Füßen gefesselt und ihr aus irgendeinem Grund Nagellack gegeben. Was war in seinem Kopf vorgegangen?

Ich musste die Leiche sehen. Nachdem ich den Internetcache geleert hatte, schloss ich mich in meinem Zimmer ein, starrte zur Wand und forschte abermals in meinen Erinnerungen an die Leiche. Ein Killer stellte mir nach und

schickte mir Botschaften. Was wollte er? Wenn er wusste, wer ich war, hätte er doch einfach kommen und mich holen können. Vielleicht wusste er es aber auch gar nicht und wollte mich auf die Probe stellen oder mich aus der Reserve locken. Vielleicht wartete er auf eine Reaktion.

John würde auf keinen Fall reagieren, doch bei Mr. Monster sah die Sache anders aus, und er war es ja, den der Killer eigentlich suchte. Mr. Monster hatte den Dämon getötet und jede Nacht von neuen Opfern geträumt. Er wollte diesem neuen Killer unbedingt eine Antwort schicken. Bisher hatte ich ihn allerdings zurückhalten können.

Auf wen würde dieser neue Killer stoßen, wenn er seinen entscheidenden Zug machte? Auf John oder auf Mr. Monster?


ELF



Als das Telefon klingelte, nagelte ich in einem Verlies gerade jemanden auf ein dickes Brett. Ich richtete mich auf und hörte Moms Schritte, sie war schon zu ihrem Handy unterwegs. Es war fünf Uhr morgens, und ich hatte fast zwei Stunden geschlafen.

»Hallo?«, meldete sie sich. Die Stimme hörte ich nur gedämpft, doch es gab nur einen denkbaren Grund für einen Anruf um diese Zeit. Der Gerichtsmediziner brachte eine Leiche, die schnell verarbeitet werden musste. Wahrscheinlich sollte sie schon am Nachmittag mit dem Flugzeug zu den Angehörigen überführt werden. Ich stieg aus dem Bett und zog mir ein Shirt an.

»Bis dann.« Mit einem Klicken klappte Mom ihr Handy zu, und dann knarrten die Dielenbretter, als sie sich wieder bewegte. Sie ging durch den Flur und öffnete gleich darauf meine Tür. »Wach auf, John! Der … oh! Schläfst du denn niemals?«

»War das Ron?« Ich zog mir die Socken an.

»Ja, sie bringen die … woher weißt du das?«

»Ich bin ein Genie«, sagte ich. »Wenn sie es so eilig haben, solltest du vielleicht auch Margaret anrufen.«

Sie starrte mich einen Augenblick lang an und klappte ihr

Handy wieder auf. »Hol dir was zu essen und hör auf damit, immer alles zu wissen.«

Keine halbe Stunde später fuhr Ron mit dem Van des Gerichtsmediziners vor. Zwei Polizisten begleiteten ihn. Ich wartete oben und beobachtete durchs Fenster, wie Mom die Männer an der Hintertür empfing und Platz machte, damit sie die Tote hereintragen konnten.

Margaret traf ein, als der Van wieder wegfuhr, und dann versammelten wir uns unten und rüsteten uns mit Mundschutz und Schürze aus. Mom blätterte die Papiere durch.

»Hier steht nichts über fehlende Körperteile.« Nach einem unangenehmen Erlebnis im letzten Herbst hatten wir gelernt, uns vorher zu vergewissern. »Die Gerichtsmedizin hat eine volle Autopsie durchgeführt, die Organe eingetütet und den Rumpf wieder zugenäht.« Sie legte die Papiere weg. »Wie ich das hasse.«

»Das erleichtert aber das Einbalsamieren der Körperhöhlen«, meinte Margaret. Dabei benutzten wir den Trokar, um die Körperflüssigkeiten aus den Organen zu saugen und Einbalsamierungsflüssigkeit einzuspeisen. Bei einer Autopsie wie dieser, wenn die Organe entnommen waren, konnte Margaret das an einem Arbeitstisch hinten im Raum

tun, während Mom und ich uns um das arterielle Einbalsamieren des Leichnams kümmerten. Das Problem war nur der Umstand, dass das arterielle Einbalsamieren eines Körpers ohne Organe so ähnlich war, als wolle man Wasser mit einem Sieb tragen – es gab unzählige Löcher, und überall trat die Flüssigkeit aus. Wir mussten an vier wenn nicht noch mehr verschiedenen Stellen getrennt ansetzen.

Die Leiche steckte noch im Leichensack und lag bereits auf dem Behandlungstisch. Ich wusch mir rasch die Hände und zog Gummihandschuhe an, dann öffnete ich den Reißverschluss. Der Gerichtsmediziner hatte die Blößen mit Handtüchern bedeckt, die außerdem das Blut auffangen sollten, das während des Transports noch herauslief. In diesem Fall gab es jedoch nicht mehr viel Blut. Die Leiche war bleich und leer wie eine Wachspuppe.

»Nimm ihren Kopf.« Mom schob der Toten eine Hand unter das Kreuz und stützte mit der zweiten die Beine. Ich hob Kopf und Schultern an, und auf »drei« hoben wir sie an, während Margaret den Leichensack wegzog. Wir legten die Tote wieder auf den Tisch, und Mom nahm die Handtücher herunter. »Schließ die Augen«, befahl sie. Ich gehorchte und wartete geduldig, während sie die Transporthandtücher in eine

Tüte für Sondermüll steckte und frische Tücher über Brüste und Scham legte. Als sie »Fertig« sagte, durfte ich die Augen wieder öffnen.

Der Rumpf der Toten war mit einem y-förmigen Einschnitt geöffnet worden: zwei Schnitte von den Schultern zum Brustbein, ein langer Schnitt vom Brustbein zum Schritt. Die obere Hälfe war zugenäht, der Bauchraum war noch offen. Darin steckte ein orangefarbener Beutel. Margaret zog den Bauch vorsichtig auf und nahm den schweren Beutel heraus, stellte ihn auf einen fahrbaren Metalltisch und rollte ihn zum Arbeitsplatz an der Wand neben dem Trokar. Mom gab mir einen weichen Lappen und eine Flasche Desinfektionsspray, und dann reinigten wir die Leiche von außen.

Das Einbalsamieren entspannte mich gewöhnlich, doch dieses Mal sprangen mir viele Einzelheiten ins Auge und störten meine Ruhe. Zuerst einmal die Handgelenke – sie waren nicht mehr rot, denn im Körper befand sich kaum noch Blut, aber offensichtlich abgeschürft und wund gerieben. Sie waren längere Zeit sehr eng gefesselt gewesen. Hier und dort war die Haut bis auf das Muskelfleisch aufgerissen. Ich stellte mir den lebenden Körper vor – eine lebendige, atmende Frau, die sich verzweifelt aufbäumte, um den Fesseln zu entkommen. Sie

wand und drehte sich, kämpfte die Schmerzen nieder, wenn die Fesseln ihr in die Haut schnitten und sie zerrissen. Sie konnte nicht fliehen.

Ich dachte an den ruhigen, trostlosen See und schob die Gedanken an den Kampf der Frau beiseite. Ich säubere es nur, nicht mehr und nicht weniger. Etwas mehr hierhin sprühen, sanft reiben. Alles ist ruhig, alles ist gut.

Die Haut war größtenteils glatt, hier und dort gab es allerdings Schnittwunden, Kratzer und Brandblasen. Sobald der Körper sauber war, traten die Verletzungen deutlicher hervor, als ich es im See gesehen hatte – sie bedeckten die Tote wie Konfetti, willkürlich verteilt und schrecklich. Wer hatte das getan? Die Blasen stammten offensichtlich von Verbrennungen – die Haut war punktuell aufgequollen und geschwollen wie ein Hotdog auf dem Grill. Vorsichtig berührte ich eine Brandblase und ertastete die Erhebungen und Vertiefungen. Das Zentrum der Schwellung war hart wie Hornhaut, oder es war heißer verbrannt als der Rest. Irgendjemand hatte diese Frau immer wieder absichtlich mit irgendeinem Gegenstand malträtiert.

Jemand hatte sie gefoltert.

Jetzt verstand ich auch die Schnittwunden und Kratzer, die

mir vorher so eigenartig vorgekommen waren. Die Frau hatte sich nicht die Haut aufgekratzt, weil sie etwa auf der Flucht durch den Wald oder durchs Unterholz gestürmt war. Vielmehr hatte jemand sie absichtlich und oft gestochen und geschnitten. Da einige Wunden von Schorf bedeckt waren, hatte sie die Torturen offenbar längere Zeit erdulden müssen. Ich sah näher hin, suchte nach alten Narben und fand tatsächlich einige, schmal und weiß, überall auf der Haut verteilt. Wie konnten so kleine Wunden entstehen? Eine Rasierklinge hinterließ einen langen Schnitt, wenn man sie nicht vorsichtig einsetzte. Diese Verletzungen waren kurz, fast wie Einstiche. Ich stellte das Desinfektionsspray weg, zog die Wundränder auseinander und untersuchte eine der neueren Wunden genauer. Nur ein oberflächlicher Riss. Dann betrachtete ich ein winziges Loch im Oberschenkelmuskel. Diese Verletzung war tief – schmal, aber tief wie von einem Nagel. Mein Traum fiel mir wieder ein. Ich hörte in Gedanken ein Mädchen schreien und stellte mir vor, was ich benutzen würde, um ihr solche Wunden beizubringen: einen Nagel hier, einen Schraubenzieher dort, irgendwo eine Schere. Es schien chaotisch, doch es steckte eine Ordnung dahinter. Ein Geist, der die Prozedur ersonnen hatte und verschiedene Werkzeuge ausprobierte, um herauszufinden, was sie anrichteten und welche Reaktionen sie hervorriefen. Löste

ein Nagel im Oberschenkel den gleichen Schrei aus wie einer in der Schulter? Oder im Bauch? Was fürchtete das Opfer mehr, wenn man es wiederholte – eine Wunde im Muskel, ein verletztes Organ oder gebrochene Knochen?

»John?«

Ich schaute auf. Mom starrte mich an.

»Was?«

»Alles in Ordnung?« Da sie den Mundschutz trug, konnte ich ihre Miene nicht erkennen, doch die Augen waren dunkel und schmal, und ringsherum sah ich Falten. Sie machte sich Sorgen.

»Alles klar.« Ich nahm das Desinfektionsspray in die Hand und machte mich wieder an die Arbeit. »Ich bin nur müde.«

»Du bist doch gerade erst aufgewacht.«

»Ich bin immer noch beim Aufwachen. Etwas benommen, aber sonst geht's mir gut.«

»Na schön.« Mom wusch der Toten die Haare.

Leider ging es mir überhaupt nicht gut. Bei allem, was ich sah, stellte ich mir vor, ich täte es selbst und brächte einem Menschen alle jene Wunden bei, die ich hier entdeckte. Dies war nicht das sanfte Ende einer alten Frau gewesen, die im

Schlaf gestorben war, sondern ein brutaler, gewaltsamer Tod – eine Serie unmenschlicher Qualen und Erniedrigungen. Das beschwichtigte Mr. Monster keineswegs. Es erregte ihn sogar. Er war ein Hai, der Blut im Wasser roch. Ein Tiger, der frisches Fleisch witterte.

Ich war ein Killer, der ein Ziel erahnte – nicht das Opfer, sondern das Wesen, welches das Opfer angegriffen hatte. Ich war ein Mörder, der andere Killer umbrachte, und wenn sich ein neuer in der Stadt aufhielt, dann war es an der Zeit zu töten.

Im Behandlungsraum hielt ich es nicht mehr aus. Ruckartig stellte ich das Desinfektionsspray weg, fester, als ich es beabsichtigt hatte, und ging ins Bad, wo ich mir die Handschuhe auszog und sie in den Müll warf. Ich drehte das kalte Wasser auf und schaufelte mir mit beiden Händen Wasser ins Gesicht, schluckte, wischte mich am Ärmel trocken, hielt inne. Dann trank ich nochmals.

Ich wollte diese Gedanken nicht denken. Ich bin kein Killer, dachte ich. Mr. Monster ist der Mörder. Ich bin derjenige, der ihn im Zaum hält. Ich hatte Angst.

Doch ich musste wieder hinein und alles in Erfahrung bringen, was die Leiche mir zu sagen hatte, denn damit erführe ich etwas über denjenigen, der die Frau getötet hatte. Warum

musste ich das unbedingt wissen? Agent Formans Worte fielen mir ein: Du bist kein Cop und kein Privatdetektiv. Niemand zwang mich, die Leiche zu untersuchen, ich konnte sie einfach links liegen lassen.

Ohne nachzudenken und so, als bewegten sich meine Füße von selbst, kehrte ich in den Einbalsamierungsraum zurück. Ich wollte verschwinden, doch ich nahm mir zwei neue Handschuhe aus der Schachtel auf der Anrichte.

»Alles klar?«, fragte Mom.

»Alles klar«, sagte ich und trat an den Behandlungstisch, wo ich wieder den Lappen in die Hand nahm. Dabei konnte ich die Schnittwunden in den Armen der Leiche genauer betrachten.

»Vorn sind wir fertig«, sagte Mom. »Hilf mir mal, sie aufzurichten, damit wir uns den Rücken vornehmen können.« Ich umfasste eine Schulter, Mom die andere, und wir zogen den Körper hoch. Da sich die Totenstarre wieder gelöst hatte, konnten wir ihn leicht bewegen.

»O je.« Mom hielt inne. Wir hatten die Leiche erst halb aufgerichtet, doch ohne Organe war sie nicht schwer, und wir konnten sie mühelos festhalten. Mom legte die Hand auf den Rücken der Toten. »Gasbrand«, stellte sie fest.

Margaret wandte sich um und sah besorgt herüber. »Machst du Witze?«

»Sieh doch selbst.« Mom bewegte die Hand. Jetzt erkannte ich es auch. Die Haut rutschte leicht über die Muskulatur, als wäre sie nicht mehr damit verbunden. Das war übel.

»Die Haut rutscht«, erklärte Mom. »Die Chemikalien der Gerichtsmediziner haben den Geruch irgendwie überdeckt.« Sie beugte sich über den Rücken der Frau, schnüffelte, zog den Mundschutz ab und schnüffelte noch einmal. Dann wandte sie sich angewidert ab. »Das ist ja furchtbar. Leg sie wieder hin, John.«

Wir legten die Tote auf den Rücken und dachten fieberhaft nach. Gasbrand war der Albtraum jedes Bestatters. Das Phänomen entsteht durch hochinfektiöse Bakterien, die sich von totem Gewebe ernähren und im Innern des Körpers ein giftiges Gas absondern. Gewöhnlich erkannte man es sofort am Geruch, doch manchmal – wie bei dieser Leiche – wurde der Geruch durch andere Chemikalien überdeckt, und dann war die rutschende Haut das beste Erkennungszeichen. Mom hatte es auf dem Rücken festgestellt, weil dort die Gasblasen die Haut von den Muskeln gelöst hatten. Das Gas war für sich schon schlimm, weil der Gestank einfach bestialisch war, und das

würde kein gutes Licht auf uns werfen, wenn die Angehörigen die aufgebahrte Leiche aufsuchten. Noch schlimmer als das Gas waren allerdings die Bakterien, die es erzeugten. Wenn sie sich einmal am Arbeitsplatz ausgebreitet hatten, wurde man sie kaum noch los. Wenn wir nicht sofort etwas unternahmen, würden sich alle Toten die Bakterien durch unser Werkzeug und auf unserem Tisch einfangen. Damit wäre das Geschäft erledigt.

»Wartet und denkt nach«, sagte Mom. »Was haben wir berührt?«

»Gummihandschuhe«, sagte Margaret. »Ein Skalpell, um den Organbeutel zu öffnen, den Trokar.«

»Nur einen?«, fragte Mom.

»Er war schon mit der Pumpe verbunden. Ich habe nicht mal die Schublade mit den anderen geöffnet«, sagte Margaret.

»Ich habe das Desinfektionsspray, drei Lappen, den Kamm und das Shampoo berührt«, überlegte Mom. »John eine Flasche und einen Lappen.«

»Und den Türknauf hier«, sagte ich. »Und den im Bad.«

»Hast du dir nicht vorher die Handschuhe ausgezogen?«

»Nein.«

»John …«, murmelte meine Mutter genervt. »Na gut. Sonst noch was?«

»Ich habe den Karren geschoben«, erklärte Margaret, »und vorsichtshalber sollten wir auch die Anrichte desinfizieren.«

»Außerdem natürlich den Tisch«, überlegte Mom. »Margaret, du bestimmst eine Desinfektionszone, und dann werfen wir alles, was wir benutzt haben, dort hinein. So bleibt der Rest sauber, und wenn wir fertig sind, können wir den Raum desinfizieren, bis er quietscht.«

»Wir müssen die Polizei anrufen«, sagte ich.

Mom und Margaret sahen mich erstaunt an. »Warum denn das?«, fragte Mom.

»Es könnte für die Ermittlungen wichtig sein.«

»Was weißt du, was sie nicht schon wissen? Die haben die Tote vier Tage lang untersucht.«

»Stand es denn in den Dokumenten?«, fragte ich.

Mom warf Margaret einen nachdenklichen Blick zu. »John hat recht. Ron hätte es uns gesagt, wenn er es gewusst hätte. Die Bakterien hatten sich vielleicht noch nicht entwickelt.«

»Ron muss ebenfalls sein ganzes Labor desinfizieren«, stimmte Margaret zu. »Es nützt doch nichts, hier alles sauber

zu halten, wenn jede Leiche, die er uns schickt, bereits infiziert ist.« Sie verdrehte die Augen. »Ich hätte nicht übel Lust, das selbst zu erledigen – ich weiß nicht, ob ich Ron zutraue, alles richtig zu machen.«

Mom zog sich die Handschuhe herunter, warf sie auf den Müll und wusch sich mit heißem Wasser und Seife die Hände. Dann drehte sie das Wasser ab, überlegte kurz, stellte es wieder an und reinigte auch die Armaturen und den Seifenspender. Sobald sie sicher war, dass alles sauber war, winkte sie mir, die Tür zu öffnen, damit sie sonst nichts mehr berühren musste, und ging ins Büro, um Ron anzurufen.

»Da hast du gut aufgepasst, John«, lobte Margaret mich. »Wenn sie noch nichts vom Gasbrand wissen, könnte eine der Verletzungen viel älter sein, als sie bisher annahmen. Du hast wirklich ein Talent, so etwas herauszufinden.« Sie wandte sich wieder dem Stapel mit den Organen zu, und ich kehrte zu der Leiche zurück. Gasbrand trat häufig auch beim Dekubitus auf – hässliche große Druckgeschwüre bei Patienten in Pflegeheimen oder bei alten Menschen, die sich nur selten bewegten. Auch Gangränen konnten Ursache für das Wachstum dieser Bakterien sein. Gewöhnlich traten sie nur unter bestimmten Bedingungen auf, und möglicherweise hatte dieses Opfer die

Voraussetzungen dafür entwickelt, als es monatelang und ohne Bewegungsmöglichkeit gefangen gewesen war. Dafür gab es hier jedoch keine Anzeichen, und in beiden Fällen hätte es deutliche äußere Verletzungen gegeben. Die Wunden waren jedoch klein, und die Spuren offensichtlicher Infektionen waren schon während der Autopsie entfernt worden.

Es gab noch eine andere Möglichkeit, die entsprechenden Bakterien einzuführen, und dazu war keine große Wunde notwendig. Ich schob die Hände unter die Schultern der Leiche und hob sie etwas an. Die Haut unter meinen Fingern rutschte hin und her. Auch der Rücken war mit Schnittwunden, Einstichen und Verbrennungen übersät, doch einige waren, wie ich schon bemerkt hatte, größer als die übrigen. Unförmiger. Der Gerichtsmediziner hatte die Leiche so gut gesäubert, dass es keine sichtbaren Spuren von Entzündungen mehr gab, doch der Umriss der Wunden war Beweis genug, wenn man wusste, wonach man suchen musste: mehrere Verletzungen, die den anderen ähnlich sahen, jedoch unregelmäßig geformt und verzerrt waren, als seien sie gedehnt worden. Genau wie Druckgeschwüre, aber kleiner. Es gab nicht viele Möglichkeiten, wie so etwas mit einer gewöhnlichen Wunde geschehen konnte, und nur eine davon führte zur Bildung von Gasbrand. Irgendwie, ob zufällig oder absichtlich, waren die

Wunden mit menschlichen Fäkalien infiziert worden.

Ich betrachtete sie näher. Möglicherweise war die Frau tagelang in einer Zelle ohne Toilette festgehalten worden, oder der Angreifer hatte die Fäkalien absichtlich in die Wunden eingeführt. Wie auch immer, als mir die Grausamkeit und die schreckliche Erniedrigung erneut bewusst wurden, taumelte ich fast und stürzte in den Albtraum zurück, der mich plagte, seit wir mit der Arbeit an der Leiche begonnen hatten.

Ich war im Behandlungsraum, aber auch irgendwo in einem Keller. Bei mir war die tote Janella Willis, zugleich aber auch das weinende, kreischende Opfer – nicht nur einmal, sondern ein Dutzend Mal oder hundertmal gequält, und in meinen Gedanken ballte sich alles zusammen, als geschähe es in einem einzigen Augenblick. Ich stach sie, verbrannte sie, brach ihr die Knochen. Manchmal lachte ich, manchmal fluchte und tobte ich, dann wieder war ich einfach nur da, bleich und leer. Ein Teil von mir genoss den Kitzel, ein anderer Teil analysierte die Möglichkeiten. Ich wollte beides wegschieben und an etwas anderes denken. Es war zu stark. Also konzentrierte ich mich auf die analytische Seite und versuchte, etwas Nützliches daraus zu machen, etwas Wichtiges zu erfahren oder zu entdecken, indem ich die Szenarien im Kopf durchspielte. Auch

das gelang mir nicht. Vielmehr setzte ich Brooke in die Szenen hinein und fand jeden durchdringenden Schrei gleichzeitig aufregend und widerlich.

Nein! So tief wollte ich nicht sinken. Meine Augen waren offen, doch die Tagträume drängten sich in den Vordergrund und überlagerten die Realität. Die Frau auf dem Tisch war Brooke, ihr Bauch war weit geöffnet. Nein! Auf keinen Fall Brooke! Wieder schob ich die Gedanken weg, und abermals war ich zu schwach. Also konnte ich die Visionen nur verlagern und in etwas weniger Schlimmes verwandeln.

Marci.

Marci war äußerlich attraktiv, bedeutete mir aber nichts. Deshalb fiel es mir leichter, an sie zu denken. Phantasien über Brooke fühlten sich falsch an, als betröge ich sie, doch wenn ich das Gleiche mit Marci tat … mit ihr fühlte ich mich nicht verbunden. Da gab es keinen Betrug. An diesem Gedanken hielt ich fest. Marcis Körper und ihre Farben, das dunkelbraune Haar … und auf einmal lag sie auf dem Tisch, und ich konnte wieder leichter atmen.

Erst als ich mich halbwegs gefangen hatte, wurde mir bewusst, dass ich mich mit einer Hand am Behandlungstisch festhielt. Ich musste hier raus. In diesem Moment öffnete sich

die Tür, und Mom kehrte seufzend zurück. Ich legte auch die zweite Hand auf den Tisch und tat einen Schritt in Richtung Tür.

Ich schaffe es, dachte ich. Ich verlasse eine üble Situation. Ich vermag meine Gedanken zu beherrschen und bin der Herr meines Handelns. Mom sagte etwas zu Margaret, es ging wohl um das Telefonat mit Ron. Ich achtete nicht auf die beiden. Ich musste raus.

Noch ein Schritt. Ich schaffte es.

Dann ging die Tür auf, und Lauren stand vor mir – mit blauen Flecken im Gesicht, mit verquollenen Augen vom Weinen und Verletzungen.

»Was ist passiert?«, schrie Mom.

Lauren wimmerte wie ein verlorener kleiner Hund in der tödlichen großen Wildnis. »Er hat mich geschlagen«, presste sie hervor.

Die Welt um mich ging in Stücke, und Mr. Monster brüllte so laut, dass sogar Mom, Margaret und Lauren es hörten. Erschrocken starrten sie mich an. Ich rannte hinaus.

Tod! Tod!

Aus der Verwirrung wurde Wut, und der Urtrieb zu töten

brandete wie ein Vulkanausbruch an die Oberfläche. Das Warten ist vorbei – es muss sofort geschehen! Ich stolperte durch die Flure, verirrt in meinem eigenen Heim, bis ich endlich den Weg nach draußen fand und wie ein Ertrinkender die frische Luft einatmete.

Töte ihn! Schreien soll er!

Nein!

Es war noch früh, doch inzwischen ging langsam die Sonne auf und tauchte die Stadt in ein gespenstisches Zwielicht. Ich stützte mich an der Wand ab, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, ging zu meinem Auto hinaus und ließ den Motor an. Ich musste etwas tun. Mit quietschenden Reifen fuhr ich an, und in meinem Kopf stieß Curt einen quietschenden Schreckensschrei aus. An der nächsten Ecke bog ich jedoch nicht in seine, sondern in die entgegengesetzte Richtung ab. Wild und ziellos fuhr ich herum, als kämpften meine eigenen Hände gegen mich.

Ich werde niemanden töten!

Und was dann?

Ich drückte das Gaspedal bis zum Anschlag durch und ließ mir vom animalischen Kitzel der Geschwindigkeit den Kopf sauber fegen. Als ich wieder klar denken konnte, gab ich mir

selbst die Antwort.

Feuer.

Der Drang baute sich in mir auf, ein Knoten zorniger Anspannung, der in mir bebte und strampelte wie ein Lebewesen. Das Feuer würde mich beruhigen. Ja, das Feuer.

Wie ein Wilder raste ich zum alten Lagerhaus und kam auf dem Kies rutschend zum Stehen. Ich stieg aus, knallte die Tür zu und freute mich über den Lärm und die Erschütterung, die das ganze Auto zum Erbeben brachte. Niemand war in der Nähe. Ich stürmte hinein und sah mich nach Brennstoff um. Meinen Benzinkanister hatte ich nicht dabei, aber dort standen noch die Dosen mit Farbe auf Alkoholbasis. Ich nahm eine und kippte den Inhalt auf die Matratze und einen Holzstapel, den ich bei einem früheren Besuch aufgeschichtet hatte. Dann holte ich eine zweite Dose und warf sie durch den Raum. Sie prallte von einer Wand ab und vergoss ihren brennbaren Inhalt auf dem Boden. Mit einem Tritt wollte ich ein Fass umlegen, doch es blieb stehen. So trat ich wieder zu, steigerte mich immer mehr hinein, je länger sich das Fass widersetzte, bis es endlich umkippte.

Dann dachte ich an Curt, der Lauren geschlagen hatte, und stieß abermals einen Schrei aus, der im leeren Lagerhaus

widerhallte. Es klang nicht nach einem Menschen.

In den Hosentaschen suchte ich nach einem Streichholzbriefchen – das Einzige, was ein Pyromane immer bei sich hat – und zog mit zitternden Fingern ein Hölzchen heraus. Dann knickte ich die Klappe ganz um, presste den Zündkopf mit der Pappe auf die Reibfläche und riss es heftig heraus. Der Kopf erwachte zum Leben, und das Streichholz fing Feuer. Mit ihm zündete ich das ganze Briefchen an. Begeistert sah ich die Stichflamme hochschießen. Ich atmete tief und schnell, als ich die Feuerkugel auf die mit Farbe getränkte Matratze fallen ließ. Die Flammen breiteten sich sofort aus, hell zuerst und dann kleiner, als der erste Brennstoff verzehrt war. Bald brannte die Matratze selbst, nicht nur die Farbe, und ich trat näher heran. Es war wundervoll.

Die Flammen griffen rasch auf andere Gegenstände über – auf die Paletten, die ich darüber aufgestapelt hatte, auf die Bretter in der Nähe, auf den Farbklecks am Boden. Ich sah zu, wie es von einem Gegenstand zum nächsten überging, manchmal gemächlich und manchmal im Sprung, immer in Bewegung, wachsend und vor Freude knisternd. War die Katze da? Es war mir gleichgültig, wenn sie verbrannte. Ich blieb, bis es nicht mehr sicher war, und freute mich über die Befreiung.

Das war es, was ich wollte, das war Macht! Wenn das Feuer sich meinen Wünschen fügte, war ich praktisch ein Gott.

Langsam wich ich zurück und sah die Flammen tanzen. Als ich in der Tür stand, bemerkte ich eine schnelle Bewegung. Die weiße Katze rannte aus ihrem Versteck zur offenen Tür. Ich passte den Moment richtig ab und trat zu. Fauchend prallte die Katze gegen die Wand und schrie. Ich packte sie am Schwanz und riss sie zornig hoch, schleuderte sie herum und warf sie abermals gegen die Wand. Wieder schrie sie auf, und ich zog sie zurück und drosch sie auf der anderen Seite neben der Tür an die Wand. Mit einem bösen Knacken prallte sie auf den Stein.

»Wolltest du das?«, schrie ich. »Wolltest du das?« Ich holte aus und warf die Katze mitten hinein in die jubelnden orangefarbenen Flammen. In hohem Bogen flog sie durch die Luft und landete auf einem Holzstapel. Noch einmal miaute sie, schwach und elend, dann wurde die Hitze zu stark, und ich musste das Gebäude verlassen.

ZWÖLF



»Sie wissen doch, was er ihr angetan hat. Können Sie denn gar nichts unternehmen?«

Zwei Tage waren vergangen, seit Curt Lauren geschlagen hatte, doch Lauren wollte keine Anzeige erstatten, und deshalb durfte die Polizei nicht eingreifen. Den ersten Tag über hatte Mom gebrüllt – vor allem am Telefon, doch wir anderen hatten unseren Anteil abbekommen. Jetzt war sie müde und ausgelaugt. Pausenlos rief sie alle möglichen Stellen an und bat darum, jemand möge eingreifen und ihre Tochter retten, doch da sie bei allen, die vielleicht helfen konnten, auf Ablehnung stieß, wurden ihre Proteste nach und nach schwächer und verzweifelter.

»Ja, Madam, ich kenne die Gesetze. Ich habe meinen Mann aufgrund dieser Gesetze verklagt, deshalb weiß ich …« Eine Pause. »Nein, sie sind nicht verheiratet. Was hat das denn damit zu tun? Ist ein tätlicher Angriff denn erst ein Verbrechen, wenn man verheiratet ist?«

Ich hatte mich die ganze Zeit in meinem Zimmer verkrochen und wollte dringend raus, hatte aber Angst, verhaftet zu werden. Das Lagerhaus war völlig niedergebrannt, und irgendwie hatten die Flammen auf die umgebenden Bäume übergegriffen. Die Feuerwehr hatte den ganzen Tag und den

größten Teil der Nacht gebraucht, um es zu löschen. Ich war natürlich verschwunden, bevor jemand dort eingetroffen war, aber die Polizei dachte sofort an Brandstiftung. Zu Hause war ich besser aufgehoben.

Mehr als das Feuer beschäftigte mich die Katze. Ich hatte eine Katze getötet. Das hatte ich noch nie getan, und ich erschrak über mich selbst. Im vergangenen Jahr hatte ich mehrere Regeln gebrochen, doch dafür hatte es immer gute Gründe gegeben. Ich hatte mich ganz sachlich entschieden, Mr. Crowley zu beschatten, weil ich ihn irgendwie davon abhalten musste, weitere Morde zu begehen. Der Angriff auf seine Frau war Teil eines sorgfältig ausgearbeiteten Plans gewesen, denn nur auf diese Weise hatte ich den Dämon fassen können. Schließlich hatte ich ihn getötet, weil das der einzige Weg gewesen war, die Stadt zu schützen. All das waren schwierige, schmerzliche Entscheidungen gewesen. Jedes Mal hatte ich alles genau gegeneinander abgewogen, ehe ich den Schritt gewagt und die betreffende Regel gebrochen hatte. Die Katze aber – das war etwas anderes. Die Katze hatte ich impulsiv und aus einem plötzlichen Drang heraus getötet. Eine Entscheidung in der Hitze des Augenblicks, deren Tragweite mir erst hinterher klar geworden war. Bei allen vorherigen Entscheidungen hatte ich Mr. Monster bewusst die Regie überlassen. An jenem Tag

im Lagerhaus hatte Mr. Monster sich die Macht einfach genommen.

Wenn er es einmal getan hatte, dann würde er es wieder tun. Ich hatte Angst, als ich mir ausmalte, wann und wo es geschehen könnte, und fragte mich, ob es überhaupt zu verhindern wäre.

»Bitte … jemand hat meine Tochter angegriffen. Ein Einwohner Ihrer Stadt hat sie brutal geschlagen, und er läuft ungestraft da draußen herum. Nein, ich bin nicht außer mir. Darf ich bitte mit Ihrem Vorgesetzten sprechen?«

Ich saß in meinem Zimmer am Boden, in die Lücke zwischen Bett und Wand gequetscht, die Tür war fest verschlossen. Außerdem hatte ich mir ein Kissen über den Kopf gelegt, aber ich hörte sie trotzdem noch schreien.

»Hallo, Agent Forman? Hier ist April Cleaver …« Pause. »Ja, ich weiß, und es tut mir leid, dass ich Sie noch einmal anrufen muss, aber …« Pause. »Mit denen habe ich bereits gesprochen, sie können nichts tun.« Pause. »Nein, auch die habe ich schon gefragt.« Pause. »Aber Sie müssen doch irgendetwas …«

Im Lagerhaus haben viele Insekten gelebt, überlegte ich. Wahrscheinlich habe ich sie alle getötet. Verstößt das Töten

von Insekten gegen die Regeln? Sicherlich habe ich schon eine ganze Menge Insekten umgebracht. Einige kleben zum Beispiel an meiner Windschutzscheibe. Muss ich mich wegen dieser ganzen Insekten schuldig fühlen? Darüber dachte ich lange und eingehend nach. Käfer sind sicherlich kein Problem. Sie fühlen nichts und scheren sich nicht darum, was jemand mit ihnen anstellt, und sonst kümmert es niemanden. Also spielt es keine Rolle, wenn ich sie töte. Eigentlich sind sie auch genau dazu da, oder? Sie tun sowieso nichts für die Menschheit. Ich sollte rausgehen und ein Insekt suchen, ein einziges nur. Ich würde es nicht einmal töten, sondern ihm nur einen Flügel oder ein Bein ausreißen. Ein kleines Tier. Niemand würde es bemerken.

»Hallo, ist da die Hotline für häusliche Gewalt? Ich bin April und wohne in Clayton …« Pause. »Ja, Clayton County.« Pause. »Sie haben ja hier keine Zweigstelle, deshalb rufe ich Ihre Zentrale an und …« Pause. »An die Polizei habe ich mich schon gewandt, aber die will nicht … ja, ich warte.«

Ich stand auf und wollte rausgehen. Ich brauchte nur ein Insekt, ein kleines Tier. Vielleicht einen Marienkäfer. In den Fugen auf dem Gehweg liefen immer viele Ameisen herum. Wenn ich wollte, konnte ich mit einem Fuß ein ganzes Heer vernichten, aber das nützte nichts. Ein rascher Tritt würde mir

keine Befriedigung verschaffen. Ich wollte ein Insekt haben, mit dem ich eine gewisse Zeit verbringen konnte, und zusehen, was passierte, wenn ich ihm ein Bein ausriss. Es sollte wissen, dass ich ihm wehgetan hatte, ein zielstrebiges Bewusstsein und kein willkürlicher Wetterumschwung. Ich schloss die Tür auf und ging den Flur hinunter. Hoffentlich kam ich hinaus, ohne von Mom aufgehalten zu werden.

Ich war noch keine drei Schritte von meiner Zimmertür entfernt, als jemand klopfte.

Mom, ausgezehrt und mit roten Augen, blickte vom Telefonbuch auf und starrte leer und verständnislos zur Tür, als wisse sie nicht, was das Geräusch zu bedeuten hatte. Wieder klopfte es.

»Nun mach schon auf!«, fauchte sie mich an.

Ich öffnete, und es zog mir den Magen zusammen. Vor mir stand Lauren, ein Auge blau und das Gesicht von getrockneten Tränen verkrustet. Sie lächelte gequält und berührte mein Gesicht, wo Rob Anders' Faustschlag mich getroffen hatte.

»Wir sind Zwillinge«, sagte sie leise und strich sanft über den dünnen Schorf auf meiner Wange.

»Bitte sag mir, dass du zur Vernunft gekommen bist.« Mom stand auf. »Du kannst hierbleiben, wenn du …«

»Nein, Mutter. Ich bin hier, um dir zu sagen, dass du aufhören sollst«, sagte Lauren. »Ich wollte anrufen, bin aber nicht durchgekommen, weil hier die ganze Zeit besetzt war. Bitte hör auf, die Polizei anzurufen!«

»Aber du musst doch Anzeige erstatten!«

»Nein, muss ich nicht!«, erwiderte Lauren. »An dem Tag, als ich herkam, hatte ich Angst und wusste nicht ein noch aus, aber jetzt ist mir alles klar. Du kannst das natürlich nicht verstehen …«

»Glaubst du wirklich, ich könnte es nicht verstehen?« Mom trat einen Schritt näher auf Lauren zu. »Du weißt doch, was wir hier erlebt haben und was dein Vater mir angetan hat.«

»Zieh nicht immer Dad hinein!«, rief Lauren. »Das hat nichts mit ihm zu tun, denn Curt ist nicht Dad, und ich bin nicht du. Curt liebt mich wirklich. Wir haben darüber geredet und wissen, dass es nie wieder passieren wird, und …«

»Sei doch nicht so dumm, Lauren!«, rief Mom. »Wie kannst du nur glauben …«

»Ich bin nicht hergekommen, um mich anschreien zu lassen.«

»Nein, du hast jemanden zu Hause, der das für dich

erledigt.«

Ich drehte mich um und wollte in mein Zimmer zurück, doch Mom hielt mich am Arm fest. »Hau jetzt bloß nicht ab!«, fuhr sie mich an. »Du hast ebenso damit zu tun wie wir alle. Sag ihr, dass sie zur Polizei gehen muss.«

»Zieh John nicht mit hinein!«

»Sag's ihr schon«, drängte Mom mich.

Ich wusste nicht, wie ich darauf reagieren sollte, erwiderte hilflos den Blick meiner Mutter und dachte friedliche Gedanken: der Freak Lake im Winter, einsam und still, unsere Straße in der Nacht, wenn sich nichts rührte, eine Leiche auf dem Behandlungstisch, reglos und stumm.

»Du kannst doch nicht so weiterleben«, sagte Mom zu Lauren. Dann wandte sie sich wieder an mich. »Sag ihr, dass es nicht so weitergehen kann.«

»Ich will damit nichts zu tun haben«, erwiderte ich leise.

»Du willst nichts damit zu tun haben!«, schrie Mom. »Bei jeder Gelegenheit flippst du aus, und jetzt reagierst du überhaupt nicht?«

»Ich will nichts damit zu tun haben«, wiederholte ich.

»Du hast sowieso schon damit zu tun!«, schrie sie. »Bin ich

denn hier der einzige vernünftige Mensch? Bin ich der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der es schlimm findet, wenn meine Tochter zusammengeschlagen wird? Dass sie sich wehren muss? Ich meine … Lauren, Kleines … hast du denn überhaupt kein Selbstwertgefühl?«

»Warum bin ich eigentlich hergekommen? Genauso gut könnte ich mit einer Wand reden.«

»Du bist hergekommen, weil du weißt, dass ich dir helfe«, schnaubte Mom aufgebracht und folgte Lauren ins Treppenhaus. »Das alles habe ich selbst durchgemacht und weiß genau, wie es dir geht.«

»Nur weil du deine eigene Beziehung ruiniert hast, musst du nicht auch noch meine zerstören.« Lauren war schon halb die Treppe hinunter.

Mom lachte – es war das humorlose, trockene Lachen, das eigentlich lieber ein Schrei oder ein Schluchzen geworden wäre. »Du meinst, ich hätte meine Beziehung zerstört? Glaubst du denn, die blauen Augen, der gebrochene Fuß und die Scheidung waren allein meine Schuld?« Ihre Stimme klang heiser und verzweifelt. »Glaubst du, dein blaues Auge sei deine Schuld? Ist das der springende Punkt?«

Unten ging die Tür auf, doch ich hörte nicht etwa Laurens

Schritte, die sich eilig entfernten, sondern Brookes Stimme.

»Oh, hallo«, sagte sie fröhlich. »Du bist Lauren, oder?«

»Ja«, antwortete Lauren langsam. Anscheinend erkannte sie Brooke nicht. »Willst du zu John?«

»Hallo, Brooke«, sagte Mom oben auf dem Treppenabsatz. Sie wischte sich eilig die Augen trocken. »Komm doch rauf, Liebes.«

»Ich will aber nicht stören«, wandte Brooke ein.

»Nein, schon gut.« Sie winkte in Richtung Wohnzimmer. »Alles in Ordnung, komm nur rein.«

»Was ist denn mit deinem Auge passiert?«, fragte Brooke.

»John hat auch so eins.« Lauren zog es wohl vor, die Frage nicht zu beantworten. »Das liegt in der Familie.«

Mom zog ein böses Gesicht.

»Hoffentlich tut es nicht weh«, sagte Brooke.

»Ich wollte gerade gehen«, erwiderte Lauren. »Mach's gut, John!«

Ich zögerte kurz, dann rief ich ihr hinterher: »Mach's gut, Lauren!« Und schon hörte ich die Tür quietschen. Mom machte Platz, um Brooke hereinzulassen. Sie war wie immer gekleidet, helle Sommerfarben. Ich war noch nicht einmal angezogen und

schlich in meinem zerknitterten schwarzen Schlafanzug herum.

»Hallo, John.« Sie strahlte mich an und lachte. »Nicht übel, jetzt noch im Schlafanzug herumzulaufen.«

»Da hörst du's.« Hinter ihr starrte Mom düster die Treppe hinunter und spielte offenbar mit dem Gedanken, Lauren zu folgen und sich draußen weiter mit ihr zu streiten.

»O nein«, sagte Brooke auf einmal verlegen. »Ich wollte nicht … ich wollte mich nicht über dich lustig machen, verdammt.« Sie schloss die Augen. Es gab eine bedrückende Pause, dann lächelte sie wieder. »Das war ein ganz schön verrückter Abend neulich, was?«

»Und ob«, stimmte ich zu. Draußen knallte Laurens Autotür zu, und gleich darauf ließ sie den Motor an.

»Jedenfalls«, sagte Brooke, »hab ich … also, es ist vielleicht dumm, aber … ich hab dir ein Gedicht geschrieben.«

Fassungslos starrte ich sie an. »Echt?«

»Es ist ziemlich kitschig, aber meine Mutter hatte den Einfall. Ich meine, das Gedicht zu schreiben, war der Einfall meiner Mutter, aber es ist schon von mir, und du sollst nicht glauben …« Verlegen verdrehte sie noch einmal die Augen, dann lächelte sie fröhlich. »Ich bring alles durcheinander, was?«

Hinter ihr weinte Mom lautlos.

Ich zögerte. »Hast du es denn mitgebracht?«

»Oh!«, murmelte Brooke. »Entschuldige, ich bin so nervös. Ja, hier.« Sie drückte mir einen Zettel in die Hand. »Es ist nur ein kurzes Gedicht. Glaub nicht, du bekommst jetzt ein großes Sonett, denn dann wärst du enttäuscht … also … da hast du es.«

Wieder lächelte sie und sah mich an. »Erst wollte ich es für dich aufsagen, aber danach wäre ich vermutlich in ein Loch gekrochen und vor Verlegenheit gestorben, also musst du jetzt allein damit klarkommen. Tut mir leid.«

Ich betrachtete das Blatt. Es waren vier Zeilen, geschrieben mit einer geschwungenen, leicht verschnörkelten Handschrift. Sie hatte es geschrieben und dann übertragen, damit es nett aussah.

Wir gingen zum Lagerfeuer in finsterer, stürmischer Nacht.

Keinen Spaß, sondern Angst hat uns der Abend gebracht.

Ich will es noch mal versuchen, mach dich darauf gefasst.

Also hol mich morgen Abend ab, falls dir das passt.

Nach allem, was geschehen war, wollte sie noch einmal mit

mir ausgehen. Nach allem Schrecklichen der letzten Woche wollte sie ein Date mit mir. Ich wusste nicht, ob ich mir so weit trauen konnte.

»Ich weiß, es ist ein dummes Gedicht«, sagte sie und schlug die Augen nieder. »Aber ich dachte, es wäre ganz nett, weil wir doch mit unserem letzten Date nicht … ich meine, irgendwie hatten wir ja kaum angefangen und …«

Die Leichenhalle stand mir nicht mehr zur Verfügung, um den Druck abzulassen, und das Feuer hatte nicht funktioniert – ich war nur noch nervöser geworden und keineswegs ruhiger. Vielleicht bot Brooke mir einen Ausweg, alles zu vergessen und mich normal zu fühlen.

Sie schürzte die Lippen und lief rot an. Mir wurde bewusst, dass ich noch gar nichts gesagt hatte. »Ja, das klingt doch toll.« Sofort strahlte sie wieder. »Morgen Abend?«

»Ja«, bestätigte sie. »Um fünf?«

»Klar.« Ich überlegte. »Was willst du denn unternehmen?«

»Überlass das einfach mir«, sagte sie. »Es reicht, wenn du kommst. Bring dein Auto mit.« Sie lachte.

»Na gut«, willigte ich ein. »Ich hole dich also um fünf ab.«

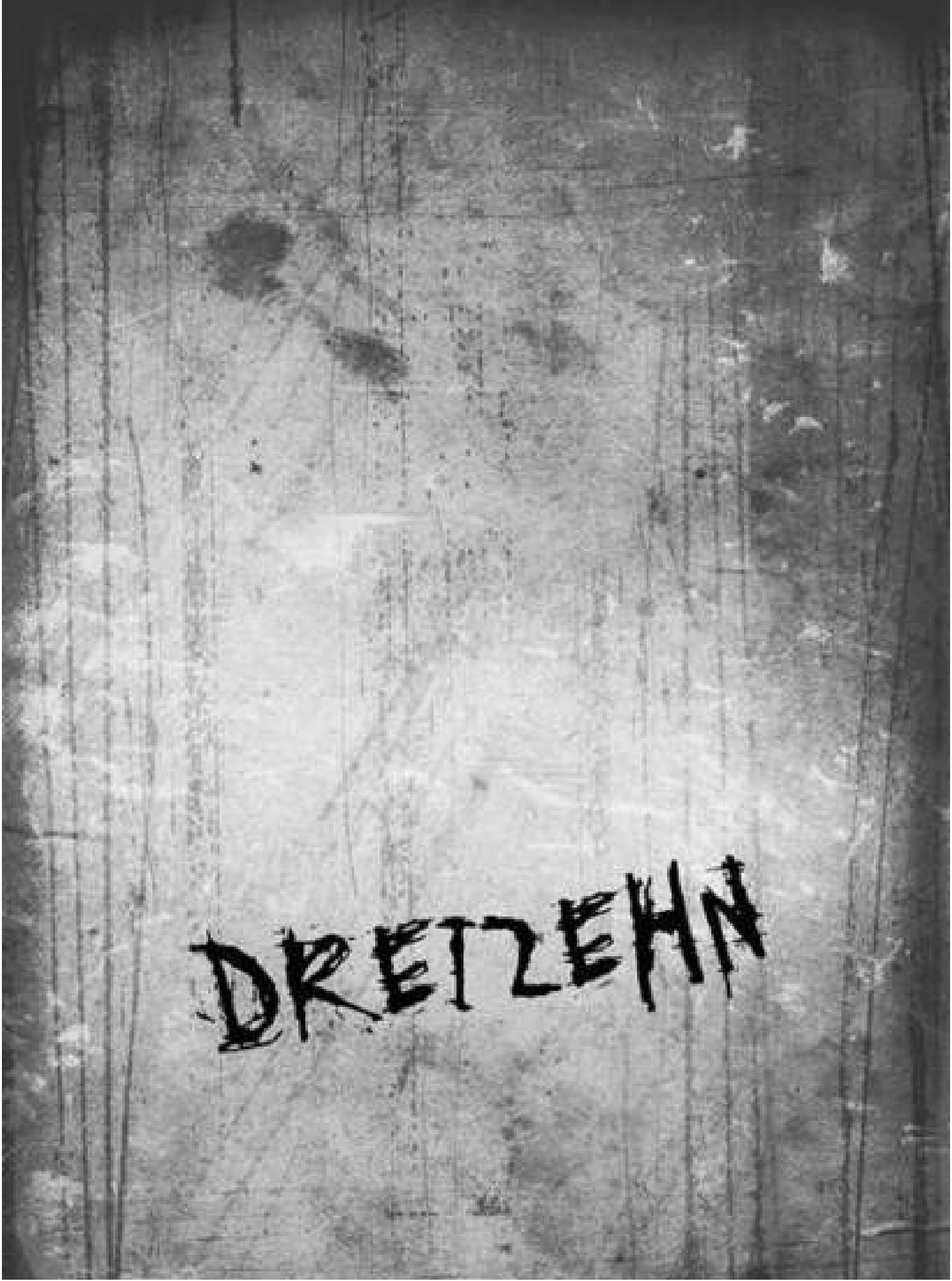
»Cool!«, rief sie. »Super!« Dann wandte sie sich um,

lächelte meiner Mom zu, winkte mir noch einmal und polterte glücklich die Treppe hinunter. »Bis morgen!«

»Das passt.« Mom kam vom Treppenabsatz herein und schloss die Tür. »Das einzige Mitglied in dieser Familie mit einer normalen Beziehung ist ein Soziopath.« Sie lachte unsicher und setzte sich aufs Sofa.

Im Hinterkopf hörte ich ein kleines Stimmchen flüstern, dass es gar nicht gut war.

Das ist verrückt, dachte ich. Sonst drängt mich die Stimme, ich solle Brooke verfolgen, und ich sage ihr, sie soll still sein. Komisch.


DREIZEHN



Hinter unserem Haus schichtete ich zwischen den Bäumen ein Häufchen kleiner schwarzer Grillen auf, die wild mit den Flügeln flatterten, und daneben ein Häufchen mit winzigen Grillenbeinen, die aussahen wie Plastikschnitzel. Die beinlosen Tiere wanden sich hilflos und wackelten mit den Bäuchen, als wären es kleine Stummelfinger. Hektisch flatterten sie mit den Flügeln und kämpften im Dreck gegen die Schwerkraft an. Anscheinend brauchten sie die Beine, um hochzuspringen und aufzufliegen. Es war ein faszinierender Anblick.

Zuerst hatte ich angenommen, die Beinstummel würden bluten oder irgendeine Flüssigkeit absondern, die Grillen eben in sich hatten, doch die Gelenke brachen ab wie die Blütenblätter einer Blume. Es gab keine Wunden.

Ich begrub den wimmelnden Haufen und wischte mir die Hände ab. Es wurde Zeit, mich auf den Abend vorzubereiten.

Aus einer ganzen Reihe von Gründen drohte Brooke von meiner Seite keine Gefahr. Zuerst einmal waren da meine Regeln: Sie hinderten mich daran, irgendetwas zu tun, das ich nicht tun sollte, und inzwischen hatte ich sie vier Tage lang ohne einen einzigen Ausrutscher befolgt. Der zweite Grund hatte mit dem ersten zu tun. Es war die schlichte Tatsache, dass Mom den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen war. Sie hatte

erst Margaret und dann Lauren besucht, um Letztere doch noch zu überzeugen, die Misshandlung anzuzeigen. Ich hatte alles fortgeschoben und an angenehme Dinge und beruhigende Mantras gedacht. Eins, eins, zwei, drei, fünf, acht, dreizehn, einundzwanzig. Ich war mit mir im Frieden. Von einem friedlichen Geist hatte Brooke nichts zu befürchten.

Der dritte Grund waren natürlich die Grillen. Alle Gewaltneigungen, die ich vielleicht hatte, waren befriedigt und erledigt und mit den Grillen in der Erde vergraben worden. Mr. Monster war glücklich, ich war glücklich, die Welt war glücklich.

Im Wäldchen hinter unserem Haus hielt ich inne. Brookes Haus stand ein Stück entfernt links von mir, ich konnte gerade eben das Dach erkennen. Im Winter hatte ich viele Stunden in diesem Gehölz verbracht und mich hinten auf einem Baum versteckt, um durch ihr Fenster zu spähen. Da sie aus dieser Richtung nicht mit Beobachtern rechnete, schloss sie nie die Vorhänge. Unsere Straße lag am Stadtrand von Clayton, und hinter unseren Häusern gab es nichts außer einem zwei oder drei Quadratkilometer großen Wald.

Natürlich hatte ich bald wieder damit aufgehört, denn es war zu gefährlich, so oft über Brooke nachzudenken. Ich war

ihr sogar geflissentlich aus dem Weg gegangen. Das hatte sich jetzt geändert. Ich verbrachte mehr Zeit mit ihr, und sie wollte das auch. Ich konnte an sie denken, ohne Schuldgefühle zu bekommen, und hatte immer noch meine Regeln, also konnte nichts passieren.

Allerdings gab es mindestens eine Regel, die ich unbedingt ändern musste. Es kam mir dumm vor, dass ich es mir bei unserem letzten Treffen nicht erlaubt hatte, ihr T-Shirt zu betrachten. Nicht, dass ich ihre Brüste anstarren wollte oder so, aber ich wollte doch wenigstens wissen, welches Oberteil sie trug. Daran war nichts Falsches.

Jetzt stand ich hinter ihrem Haus, das etwa fünfzig Meter entfernt hinter den Bäumen aufragte. Von hier aus sah ich ihr Fenster, doch es war draußen zu hell, um im Innern etwas zu erkennen. Außerdem war ich sowieso nur zufällig vorbeigekommen. Wenn ich allerdings einen Blick in ihr Zimmer werfen konnte, erführe ich, was sie anziehen wollte, und konnte mir dazu passende Sachen aussuchen. Ich hatte keine Ahnung, was wir vorhatten – war gute Kleidung angesagt? Oder eher alte Klamotten? Oder irgendetwas dazwischen? Gut möglich, dass ich mich völlig falsch anzog, was die ganze Verabredung verderben konnte.

Tu das nicht.

Hinter einem der unteren Fenster bemerkte ich eine Bewegung. Ein rascher Blick nur – ich wollte sie ja nicht verfolgen wie früher. Ein schneller Blick war kein Stalking. Ich war eben nur zufällig in der Nähe, und wenn ich erfahren wollte, was sie trug, konnte das doch nicht schaden. Es wäre sogar gut. Sie würde sich vielleicht total unwohl fühlen, wenn ich mit den falschen Sachen auftauchte oder Farben trug, die sich mit ihren bissen. Eigentlich war ich es ihr sogar schuldig, mich schlauzumachen. Schließlich war die Initiative von ihr ausgegangen, und ich meinerseits konnte mich zumindest ordentlich kleiden.

Ich schlich näher und behielt die beiden rückwärtigen Fenster im Auge. Die Küche hatte eine gläserne Schiebetür, die auf eine kleine Terrasse führte. Drinnen bewegte sich jemand. War es Brooke oder ihre Mom? Auf einmal öffnete sich die Tür, und ich verzog mich hinter einen Baum. Brookes kleiner Bruder Ethan schoss heraus. Wenn er mich nun entdeckte? Würde sie dann das Date absagen? In der Deckung einiger Büsche schlich ich geduckt zurück. Auf einmal drang vom Haus eine klare, schöne Stimme herüber.

Brooke.

Ich richtete mich vorsichtig auf und spähte durch die Bäume. Sie stand in der Tür und rief Ethan wieder nach drinnen. Wie immer trug sie kurze Jeans, dazu ein rosafarbenes Top mit weißem Blumenmuster. Sie sah hinreißend aus. Ethan lief wieder hinein, und Brooke schob die Tür zu.

Na bitte, es war überhaupt nichts passiert, und es war eine gute Idee gewesen, die Regel zu vergessen und einen Blick auf Brooke zu werfen.

Das Date würde ein totaler Erfolg werden.

Daheim wählte ich die richtigen Sachen aus – gut, aber trotzdem bequem und zu dem Outfit passend, das Brooke getragen hatte. Dann duschte ich ausgiebig und wusch mir fünfmal die Hände, bis ich sicher war, dass der Geruch von Erde und Grillen verschwunden war. Ich hatte fast den ganzen Tag im Wald verbracht, und jetzt war es beinahe Zeit, sie abzuholen.

Rasch zog ich mich an und nahm Brieftasche und Schlüssel, die auf meiner Kommode bereitlagen. Dabei fiel mein Blick auf das alte Taschenmesser, das ich damals bei den Pfadfindern bekommen hatte. Vor ein paar Tagen hatte ich es geschärft, und jetzt fragte ich mich, ob ich es mitnehmen sollte. Höchstwahrscheinlich würde ich es nicht brauchen, aber man

konnte ja nie wissen. Wenn ich es beispielsweise bei mir gehabt hätte, als wir im Schilf die Tote gefunden hatten, dann hätte ich die Fesseln zerschneiden können. Außerdem wusste ich gar nicht, was Brooke für den Abend geplant hatte. Vielleicht stießen wir irgendwo auf eine lockere Schraube oder auf eine, die zu fest saß, vielleicht mussten wir eine Flasche öffnen oder eine Dose anbohren. Brooke war hübsch, aber lässig gekleidet, und sie hatte beim letzten Mal gesagt, dass sie gern zum Angeln an den See ging. Also konnte es doch gut sein, dass wir dorthin fuhren, und möglicherweise musste ich dann einen Fisch entschuppen und ausnehmen.

Nimm es nicht mit.

Unfug. Das Messer war geschärft und gewetzt und genau richtig, um in einen Fischbauch zu gleiten und ihn vom einen bis zum anderen Ende aufzuschlitzen. Das würde Brooke gefallen. Ich steckte das Messer in die Hosentasche und lächelte. Es war Zeit, sie abzuholen.

Tatsächlich kam ich etwas zu früh an, und als ich klopfte, hörte ich drinnen einen Ruf. Dann polterte jemand eilig die Treppe herunter. Als Brooke mit strahlendem Lächeln öffnete, runzelte ich die Stirn und wich zurück. Sie war ganz anders gekleidet als vorhin. Ihr Shirt war blau, weiß und schwarz und

hatte gezackte Streifen. Ich runzelte die Stirn und wich zurück.

»Hallo, John«, sagte sie.

Warum hatte sie sich umgezogen?

»Stimmt was nicht?«, fragte sie.

»Alles klar.« Ich setzte ein falsches Lächeln auf. Tausend Gründe schossen mir durch den Kopf: Sie wusste, dass ich sie beobachtet hatte, und hatte aus Rache das Shirt gewechselt; sie hatte es vermutet und sich umgezogen, um mich zu überrumpeln und ein Geständnis aus mir herauszuholen. Der Grund spielte keine Rolle – es war ein anderes Shirt, und das fühlte sich falsch an. Alle Bilder, die ich mir für den Nachmittag ausgemalt hatte, zerkrümelten zu Staub, zerstört von diesem neuen, unbekannten, ungeplanten Shirt.

»Geht es dir auch wirklich gut? Du siehst irgendwie krank aus«, meinte sie.

Sie machte sich Sorgen um mich, und das bedeutete, dass ich ihr wichtig war. Also war es dumm, mich so aufzuregen. Eigentlich störte mich auch nicht das Shirt, sondern vielmehr die Veränderung – der schockierende Unterschied zwischen meinen lebhaften Phantasien und der düsteren, schlichten Wahrheit. Das neue Hemd war schön – es war tailliert, saß aber trotzdem locker und betonte ihre Figur, ohne zu viel zu

zeigen. Ich musste darüber hinwegkommen.

Wieder lächelte ich und trat ihr entgegen. »Ja, mir geht's gut. Das Shirt ist schön.«

»Das Shirt?« Sie machte ein verwirrtes Gesicht. Ich dachte rasch nach.

»Mein Kragen hat vorhin gekratzt, aber jetzt geht es. Können wir dann?«

»Ja.« Sie schnappte sich eine Segeltuchtasche, die hinter der Tür stand, und kam auf die Veranda heraus. Statt der Shorts trug sie jetzt eine lange Hose, und ihr langes blondes Haar war offen und federte bei jedem Schritt. Sie sah wundervoll aus, und ich erlaubte mir, sie anerkennend zu betrachten, als sie die Tasche schulterte und die Tür schloss. Sie war schlanker als Marci und hatte weniger Kurven, war aber irgendwie eleganter. Sehr deutlich sah ich den Unterschied zwischen den beiden Mädchen vor mir. Brooke befand sich auf einer höheren Ebene, abgehoben und anmutig. Ich folgte ihr zum Auto.

»Du hast Glück«, sagte sie lächelnd. »Dad meinte, er hätte dir schon einmal auf den Zahn gefühlt, und da du dich beim letzten Mal gut geschlagen hast, muss er das nicht noch einmal tun.«

»Ich habe mich gut geschlagen?«

»Alle sind ausgeflippt, als sie die Leiche gesehen haben, nur du warst mutig genug, überhaupt etwas zu unternehmen.«

»Das liegt daran, dass mir Leichen keine Angst machen«, erwiderte ich. »Wenn man es sich richtig überlegt, sind Leichen ja die am wenigsten gefährlichen Individuen, oder? Ich meine, sie können dir nichts mehr tun. Man darf nur nicht vergessen, sich die Hände zu waschen und so.«

Brooke lachte und blieb vor ihrer Türseite stehen. Dieses Mal war ich darauf gefasst und öffnete sie ohne Zögern für sie. Ich kostete sogar die sonst verbotene Berührung des Türgriffs aus. Seit Beginn der Ferien war sie nicht mehr bei mir mitgefahren, doch die Tür war immer noch etwas ganz Besonderes. Diese Tür gehörte Brooke schon so lange, dass sie nie wieder eine gewöhnliche Autotür werden würde. Ich stieg auf meiner Seite ein und zückte die Schlüssel.

»Wohin fahren wir?«, fragte ich.

»Eins nach dem andern.« Sie tat vorwurfsvoll und hob einen Finger. »Du bist noch nicht richtig angezogen.«

Ich betrachtete mich selbst. »Nicht?« Genau das hatte ich befürchtet, und nun hatte ich trotz all meiner Bemühungen einen Fehler gemacht. Sie war viel besser gekleidet als ich. Neben ihr sah ich aus wie ein armseliger Trottel.

»Na ja, John und Brooke haben sich zwar richtig angezogen«, erklärte sie lächelnd, »aber wir sind jetzt nicht mehr John und Brooke. Wir sind Touristen.«

Was? Damit hatte ich nun überhaupt nicht gerechnet. »Wohin fahren wir?«

»Wir fahren in das exotische Clayton«, sagte sie. Dann wühlte sie in ihrer Tasche herum, zog eine Handvoll Kleidung heraus und reichte mir ein buntes Hawaiihemd. »Zieh das an.«

Damit waren meine Erwartungen hinsichtlich dieses Abends endgültig zerstört. Ich hatte damit gerechnet, dass wir angeln oder ins Kino gehen würden, aber jetzt erwartete mich etwas völlig anderes. Ein Dutzend Mal oder öfter hatte ich den Abend in Gedanken durchgespielt, aber so etwas wäre mir in meinen kühnsten Träumen nicht eingefallen.

Brooke zog noch mehr Sachen aus der Tasche – ein grellbuntes Hawaiihemd für sich selbst und einen großen schwarzen Fotoapparat mit einem bunten Riemen. Ich hatte nicht viele Verabredungen mit Mädchen gehabt, dies war erst meine zweite. Aber in der Stadt hatte ich noch nie jemanden mit einem Hawaiihemd als Tourist herumlaufen sehen. Bei Dates kam so etwas also sicher nicht sehr oft vor.

»Kannst du irgendeinen Akzent nachmachen?«, fragte

Brooke mich.

»Leider nicht.«

»Ich kann einen ziemlich dummen russischen Akzent nachmachen«, fuhr sie fort und setzte sich einen Sonnenhut mit breiter Krempe auf. »Das muss dann wohl reichen.«

Ich war unschlüssig, was ich nun tun sollte, aber es war schön, mit Brooke zusammen zu sein. Das war mir die Sache wert. Ich hob das Hawaiihemd hoch und betrachtete es. Dabei überlegte ich mir eine möglichst witzige Antwort.

»Meinst du, dein russischer Akzent ist dumm, oder klingt dein Akzent nach einem dummen Russen?« Da musste ich mir aber noch viel Mühe geben.

»Mach dich nicht lustig über Akzent.« Sie klang wie ein Schurke aus einem Bondfilm. Anscheinend übte sie oft. »Du bist Boris, ich bin Natascha. Zieh Hemd an.«

Sie streifte das Hawaiihemd über ihre anderen Sachen. Auf diese Weise bei ihr zu sein und sie ohne Verbote ansehen zu dürfen, erzeugte den gleichen verbotenen Kitzel, den ich beim Öffnen ihrer Tür empfunden hatte. Sie zog die Haare aus der übergroßen Verkleidung, sie fielen ihr in goldenen Wellen auf den Rücken hinunter. Es passte nicht mehr zusammen. Sie war immer noch Brooke, die unberührbare Phantasie, aber zugleich

auch jemand anders. Jemand, der real und, ja, sehr berührbar war.

Halt dich einfach an die Regeln.

»Weißt du«, sagte ich, »wenn man dich näher kennenlernt, bist du irgendwie komisch.«

Brooke zog melodramatisch eine Augenbraue hoch. »Du Plan nicht magst?«

»Machst du Witze?« Ich zog ebenfalls das Touristenhemd an und hatte auf einmal das verrückte Gefühl, jemand anders zu sein. So, als hätte ich John Cleaver mit einem Schlag hinter mir gelassen. Jetzt war ich Boris, und Boris hatte nicht die Probleme, die John hatte. »Das ist eine klasse Idee.«

»Gut.« Sie setzte sich eine bunte Plastiksonnenbrille auf. »In Reiseprospekt schöne Sachen über Clayton. Beginnen wir mit örtliche Restaurant: Friendly Burger.«

»Willst du wirklich im Friendly Burger essen?«, fragte ich. »Es gibt viel bessere Lokale.«

»Du nicht wissen«, ermahnte sie mich streng und wackelte mit dem Zeigefinger. »Boris noch nie in Clayton gewesen.«

Ich lehnte mich zurück und starrte sie an. Sie wollte das wirklich durchziehen und bestand darauf, die Regeln ihres

Szenarios streng einzuhalten. Na gut, konnte sie haben. Was lächerliche Regeln anging, war ich der Experte.

»Wenn ich noch nie hier war«, widersprach ich, »dann weiß ich nicht, wohin wir jetzt fahren müssen.«

Mit einem triumphierenden Lächeln zog Brooke einen Stapel Papiere aus der Tasche.

»Macht nix«, sagte sie. »Habe Karten aus Internet heruntergeladen.«

Lachend ließ ich das Auto an, und sie las die Karten und gab mir Anweisungen. Wir folgten ihnen buchstabengetreu und taten so, als wüssten wir rein gar nichts über den Ort. Mit einer nur geringfügigen Verzögerung trafen wir beim Friendly Burger ein. Kaum hatten wir das Auto abgestellt, sprang Brooke hinaus, schnappte sich eine Frau auf der Straße und drückte ihr den Fotoapparat in die Hand.

»Mein Freund und ich von weit weg diese Stadt besuchen«, sagte sie. Den russischen Akzent hatte sie wirklich drauf. »Du machen Foto?« Die Frau glotzte sie erschrocken an, dann nickte sie unsicher. Brooke und ich stellten uns vor das in Wind und Wetter verschlissene Schild des Friendly Burger und zeigten blöde grinsend darauf, damit die Frau uns knipsen konnte. Brooke bedankte sich bei ihr, nahm die Kamera wieder

an sich und wiederholte drinnen das Spiel. Die Leute fotografierten uns an der Theke, vor der Speisekarte und sogar vor der klapprigen alten Modelleisenbahn, die an der Wand ringsherumlief. Staunend sah ich zu, wie sie mühelos mit den Leuten ins Gespräch kam und sie verwirrt, aber fröhlich zurückließ. Schließlich bestellte sie »zwei käsige Bürger mit Fritzen«, und wir setzten uns und aßen. Ich biss hinein, spürte das Fleisch auf der Zunge und lächelte.

»Restaurant gefällt mir«, bemerkte sie, als sie an einem Stück Pommes frites knabberte. »Ist gut amerikanisch Essen. Macht uns dick wie Amis.«

Wenn sie kaute, schwollen ihre Halsmuskeln leicht an und entspannten sich wieder, glitten sinnlich unter der Haut auf und ab.

»Was kommt als Nächstes?«, erkundigte ich mich.

»Wir gehen anderswo«, sagte sie. »Wo Touristen gehen hin, wenn besuchen Stadt. Amtsgericht. Schuhmuseum.«

»Oh, ein Schuhmuseum!« Über diesen Einfall musste ich grinsen. Das Schuhmuseum war im Grunde nur das Wohnhaus eines verrückten Typs, der im Lauf seines Lebens Regal auf Regal mit Schuhen und anderen Dingen gefüllt hatte, die mit Schuhen zu tun hatten. Eine dieser unzähligen Einrichtungen im

Herzen Amerikas, die vom Kitsch lebten. Wer hier wohnte, amüsierte sich eher darüber, aber es war tatsächlich die einzige Touristenattraktion in Clayton, und es machte sicher Spaß, das Haus mit Brooke zu besuchen. Ich stellte mir vor, wie sie atemlos Fotos von den ausgestellten Schuhen machte und so tat, als staune sie über alles, was sie sah. Wieder lächelte ich.

»Wir Touristen«, erklärte sie mit Unschuldsmiene. »Tafel an Highway sagt: Besuche Schuhmuseum. Also wir besuchen Schuhmuseum.«

»Super«, stimmte ich zu. »Oder was sagt man noch gleich in Russland, wenn man etwas cool findet? Sputnik.«

Sie lachte. »Sputnik?«

»Das heißt cool auf Russisch«, erklärte ich. »Eigentlich ist der Name des Satelliten durch Zufall entstanden. Sie haben ihn gebaut und betrachtet und dabei gesagt: ›Sputnik!‹ So ist der Name entstanden, und seitdem ist es ihnen peinlich.«

Lachend schüttelte Brooke den Kopf. »Du wolltest natürlich sagen, dass es seitdem uns peinlich ist. Immerhin wir sind echt eingeborene Russki. Erstes Mal Reise außerhalb von eigenes Land.«

Es machte Spaß, jemand anderen zu spielen. Es war eine Befreiung, als hätte ich meinen ganzen Ballast und meine

Ängste hinter mir gelassen. Meine Anspannung war verschwunden, ich hatte keine Sorgen.

Es gab keine Konsequenzen.

Ich aß ein Stück Pommes und beugte mich vor. »Wer sind Boris und Natascha überhaupt? Woher kennen wir uns?«

Sie erwiderte meinen Blick und musterte mich ausgiebig durch ihre billige Plastiksonnenbrille hindurch.

»Wir zusammen in Kleinstadt außerhalb von Moskau aufgewachsen«, erklärte sie. »Claytonograd.«

»Also kennen wir uns schon unser Leben lang.«

»Viele Zeit, ja. Sind wir alte Freunde.«

»Wir müssen ziemlich gute Freunde sein, wenn wir zusammen so eine Reise unternehmen«, überlegte ich. »Ich meine, Boris fährt ja nicht mit jedem nach Amerika.«

Ein winziges Lächeln spielte um ihre Lippen. »Natascha auch nicht.«

Ich wollte die Hand ausstrecken und sie anfassen, ihre Haut mit den Fingern spüren. Bisher hatte ich mir nie gestattet, auch nur über eine Berührung nachzudenken. Das hatte natürlich die Träume nicht verhindern können, die ich jede Nacht gehabt hatte – wie sie tot auf dem Einbalsamierungstisch lag. Wie ich

ihr die Haare wusch und bürstete, wie ich ihre helle, kostbare Haut reinigte, wie ich die Totenstarre aus ihren Muskeln massierte, bis sie locker wurden und sich warm anfühlten. Es gab noch andere, dunklere Träume, doch die schob ich fort, wie ich es schon immer getan hatte. Über Gewalt wollte ich nicht nachdenken. Eins, eins, zwei, drei, fünf, acht, dreizehn.

»Ich glaube, diese Reise nach Amerika verläuft wirklich gut«, sagte ich. »Danke für die Einladung.«

»Danke für Kommen mit.«

Dieser Moment war der Dreh- und Angelpunkt der ganzen Welt. Ich wollte, ich musste ihre Hand nehmen. Das hätte ich früher nie gewagt, weil es gefährliche Gedanken weckte, aber das war der alte John. Es war der John, der sie nicht einmal anblicken durfte, und für ihn war es absolut ausgeschlossen, sie zu berühren. Das galt aber nicht für Boris. Boris konnte sie anschauen, Boris kannte keine Regeln und keine Furcht. Es war überhaupt nicht gefährlich, eine Hand zu berühren, die nur ein Ding am Ende eines Arms war. Die Hand hatte den Tisch, die Sitzbank, das Essen berührt – warum konnte sie nicht auch mich berühren? Völlig ruhig streckte ich den Arm aus und legte meine Hand auf die ihre. Die Finger waren glatt und weich, genau wie in meinen Träumen. Ich hielt sie einen Moment lang,

spürte ihre Haut und die Fältchen auf ihren Knöcheln, ein paar Salzkrümel von ihren Fritten. Sie erwiderte den Druck. Bebend, erregend, lebendig.

Sie lächelte. »Sputnik.«

Wir wechselten einen Blick, ein Summen entstand in unseren Fingern, das die ganze Welt zum Erstrahlen brachte – die Farben wurden kräftiger, die Kanten traten schärfer hervor, die Klänge waren voller und wärmer. Wir aßen einhändig und grinsten wie blöd, sprachen nicht über unsere verflochtenen Hände und trauten uns nicht, einander loszulassen. Zwischen uns war eine starke Verbindung entstanden, pulsierend, aufregend und …

… etwas stimmte nicht.

Ich schob den Gedanken fort, doch nachdem ich ihn erst einmal gefasst hatte, konnte ich ihn nicht mehr außer Acht lassen. So wundervoll der Moment auch war, es … es fehlte etwas. Etwas, das hätte da sein sollen, war nicht da. Wie ein hässliches Loch mitten in einem schönen Puzzle. Lag es wieder an meinen Erwartungen? War ich wütend, weil die Realität ihnen nicht gerecht wurde? Aber nein. Hundertmal oder tausendmal hatte ich mir diesen Augenblick oder einen sehr ähnlichen ausgemalt. Es fehlte nichts. Ich war aufgeregt,

konnte mich beherrschen und hatte die Situation im Griff. Brooke war schön und sehnte sich genauso danach wie ich. Wie konnte da etwas fehlen?

Und doch ließ mir das Gefühl keine Ruhe und zehrte mich auf wie ein Krebsgeschwür.

Suchend blickte ich mich um. Im Raum war niemand, den ich kannte – niemand lachte, weinte oder brüllte mich an. In einer Ecke lief ein Fernseher, ein Zapfhahn tropfte, auf der Theke standen Serviettenboxen, Strohhalme und weiße Plastikmesser in Spendern.

Dann fiel es mir ein.

Mein Blick blieb an den Plastikmessern hängen, und wie ein Schlag traf mich die Erkenntnis, dass die Verbindung, die ich zu Brooke empfand, nur ein kleiner Abklatsch der überwältigenden Verbundenheit war, die ich früher einmal empfunden hatte: zu Hause in der Küche, als ich ein Messer in der Hand gehabt hatte und meine Mutter vor Angst zurückgewichen war. Damals waren wir nicht mehr zwei Menschen gewesen, sondern ein überwältigendes Gefühl hatte uns in Körper und Geist vereint. Angst. Wir hatten uns gemeinsam bewegt und die Gefühle geteilt, gemeinsam zwei Seiten ein und derselben Gedanken gedacht. Es war eine reine,

ungezügelte Flut von Emotionen gewesen. Eine tiefe Verbindung, wie Soziopathen sie eigentlich nie erleben konnten. Ich hatte sie gefühlt, und es war realer und stärker gewesen als alles andere, was ich je empfunden hatte.

Hier hätte das Gleiche geschehen sollen. Es hätte sogar besser sein sollen, doch das war es nicht. Genau das war der Makel. In allen meinen Träumen von Brooke hatten wir die gleiche intensive Verbindung gespürt, und jetzt, da der Moment gekommen war, empfand ich nichts. Warum nicht? Hatte ich etwas falsch gemacht? Oder Brooke? Jetzt blickte ich sie an, und sie erwiderte den Blick, allerdings nicht mehr fröhlich, sondern besorgt. Ihr Mangel an Gefühlen weckte meinen Zorn, denn ich fürchtete, sie könnte die ohnehin schon dünne Verbindung endgültig auflösen, doch ich beruhigte mich. Sie spürte einfach nur den gleichen Makel wie ich. Da ich jetzt wusste, was fehlte, konnte ich für das nächste Mal entsprechende Vorkehrungen treffen und es ans Licht bringen. So leicht, als würde sich ein Knoten in den Haaren lösen.

Händchenhalten reichte anscheinend nicht. Ich brauchte mehr.

»Ich kann es nicht glauben«, sagte Brooke tonlos. »Ich glaub es nicht.«

Meinte sie etwa mich? Nein, sie sah mich überhaupt nicht mehr an, sondern bezog sich auf das Fernsehen. Alle Gäste starrten jetzt hinüber, stumm und bleich wie Leichen.

Auch ich wandte mich um und ahnte schon, was ich sehen würde.

»Die Polizei erklärte, die Tote sei noch stärker entstellt als die ersten drei«, berichtete der Reporter, »sie wurde jedoch unter ähnlichen Umständen gefunden. Bisher hat die Polizei noch keine Einzelheiten veröffentlicht, bittet jedoch dringend um Hinweise und Informationen. Sie, die Einwohner von Clayton County, sind jetzt die Einzigen, die diesen Killer aufhalten können.«

VIERZEHN



»Zweimal das Gleiche.« Brooke blieb auf der Veranda stehen. Zwei Verabredungen, und beide Male wurden Leichen gefunden. »Trotzdem danke, dass du mitgekommen bist. Willst du noch ein drittes Mal riskieren?« Sie lächelte unsicher.

»Aber klar.« Ich schob das Bild ihrer im See treibenden Leiche fort. »Das war nur ein blöder Zufall.«

»Ein schrecklicher Zufall«, stimmte sie zu. Wir schwiegen für einen Moment. »Wir sehen uns dann morgen.«

»Ja, bis morgen.«

Sie schloss auf, ging mit der Tasche voller Touristenzubehör hinein, und ich kehrte auf wackligen Beinen zum Auto zurück. Ein neues Opfer, eine neue Botschaft vom Killer. Was wollte er mir mit dieser Leiche sagen? Ich musste mehr erfahren.

Aus dem Fernsehen wusste ich, dass Forman am Tatort gewesen war. Er war am besten informiert, aber wie konnte ich ihn überreden, sein Wissen mit mir zu teilen? Er hatte mich schon einmal um Hilfe gebeten, und vielleicht nähme er sie jetzt als Gegenleistung für Informationen an. Selbst wenn ich mich nur auf der Wache herumtrieb, konnte ich vielleicht schon etwas in Erfahrung bringen. Es gab nur einen Weg, mir blieb nichts anderes übrig. Die Ungewissheit machte mich

verrückt.

Also stieg ich ein, wendete und fuhr in die Stadt zurück. Forman war vermutlich noch am Tatort, aber irgendwann musste er zur Wache zurückkehren, um Berichte zu schreiben und Beweismittel einzuordnen. Wenn nötig, würde ich die ganze Nacht warten.

Von außen wirkte die Polizeiwache düster und verlassen. Mit Interesse bemerkte ich allerdings, dass in Formans Büro das Licht brannte. Auch der Eingang war beleuchtet. Drinnen entdeckte ich Stephanie, die mit müdem, gehetztem Gesicht mit den Telefonhörern jonglierte. Ich trat ein und wartete auf eine Pause zwischen ihren Anrufen, doch sie sah mich nur kurz an und winkte mich zu Formans Büro weiter. Die Tür stand einen Spaltbreit offen, und ich trat ein.

»Hallo?« Forman blickte vom Schreibtisch auf, er wirkte ebenso gehetzt und übermüdet wie Stephanie. Sein Notizblock war voller Kringel, dunkel und mit hohem Druck gemalt. Mom machte es genauso, wenn sie kein Ventil für ihren Stress fand. Anscheinend setzte ihm die neue Leiche mächtig zu.

»John.« Auch seine Stimme klang angespannt. »Was willst du denn hier?«

»Was tun Sie hier?«, entgegnete ich. »Sind Sie am Tatort

schon fertig?«

»Nein, nein.« Er schüttelte den Kopf. »Die Abteilung ist noch im Einsatz, wahrscheinlich bleiben die Leute die ganze Nacht draußen. Willst du etwas Bestimmtes von mir?«

»Äh, ja«, antwortete ich. »Allerdings habe ich nicht damit gerechnet, Sie hier zu treffen.«

»Warum bist du dann gekommen?«

»Sie müssen mir etwas über die Leiche erzählen.« Ich setzte mich.

»Warum?« Er runzelte die Stirn. »Warum sollte ich gerade dir etwas erzählen? Du bist kein Cop.« Während er sprach, ließ seine Erschöpfung nach. Er saß nun aufrecht und wirkte konzentriert, seine Stimme klang fest. »Vielleicht kann ich dir helfen.« Er lehnte sich zurück und musterte mich aufmerksam. »Denk für mich über etwas nach, das hilft uns beiden, wachsam zu bleiben. Warum hat der Clayton-Killer seine Opfer getötet?«

»Glauben Sie, es ist der Clayton-Killer? Das passt doch gar nicht zusammen«, widersprach ich.

»Nein, keineswegs«, antwortete Forman. Er studierte wieder die vor ihm liegende Akte. »Allerdings glaube ich, dass es einen Zusammenhang gibt. Nun sag mir: Warum hat der

Clayton-Killer getötet?«

Das war leicht zu beantworten. Kriminologie, Einführungskurs. »Wie detailliert soll ich antworten?«, fragte ich. »Ganz platt gesagt – Serienmörder töten, weil sie ein Bedürfnis verspüren, und das Töten befriedigt dieses Bedürfnis.«

»Gut.« Forman las weiter in der Akte. »Was hat der Clayton-Killer gebraucht?«

»Warum fragen Sie das mich?«

»Wie gesagt, damit wir wachsam bleiben.«

»Warum wir? Warum sollen wir wachsam bleiben?«

»Willst du etwa nicht höchst aufmerksam sein?« Er blickte zum Fenster, als könne er die Jalousien und die Nacht durchdringen. »Du bist ein ausgesprochen kluger junger Mann«, sagte er. »Du kommst auch selbst drauf.«

Jedes Mal, wenn ich Forman begegnete, zeigte er mir ein neues Gesicht. Er war misstrauisch, distanziert, nervös. Was war es jetzt? Wachsam? Was hatte das überhaupt zu bedeuten?

»Der Clayton-Killer hat sich Körperteile angeeignet«, erklärte ich. »Also könnte man ganz einfach sagen, dass er Körperteile brauchte. Gewöhnlich steckt aber noch mehr

dahinter.«

»So ist es«, murmelte Forman. Er blickte unverwandt zum Fenster, schloss nun aber die Augen, als wolle er meditieren.

»Der klassische Serienkiller ist auf Kontrolle aus«, fuhr ich fort, während ich Forman genau beobachtete. Ich war nicht einmal sicher, ob er zuhörte. »Er hat Menschen getötet und ihnen Körperteile weggenommen, das ist eine Art und Weise, sie zu beherrschen. Deshalb behalten viele Serienmörder Erinnerungsstücke zurück. So üben sie selbst dann, wenn ihre Opfer längst tot sind, noch ein gewisses Maß an Kontrolle aus.«

»Du meinst also, dem Clayton-Killer sei es darauf angekommen, die Menschen zu beherrschen.«

Darauf fiel mir keine Antwort ein. Ich durfte Forman ja nicht verraten, wie viel ich tatsächlich wusste. Ich musste denken wie er, und das bedeutete, dass ich nur in Zusammenhängen denken durfte, die ihm bekannt waren. Alles andere musste außen vor bleiben. Er wusste nicht, dass Mr. Crowley der Mörder gewesen war, und ihm war nicht klar, dass Crowley ein Dämon gewesen und längst tot war. Aus seiner Sicht trieb sich der Clayton-Killer immer noch irgendwo da draußen herum.

Allerdings hatte Forman in der Vergangenheitsform über

den Killer gesprochen.

»Sie glauben, dass der Clayton-Killer tot ist«, sagte ich.

Forman stand auf und trat an die Landkarte, fuhr mit dem Finger an gewissen Straßen entlang und hielt manchmal inne, um auf einen farbigen Pin oder eine Bleistiftmarkierung zu tippen. Mich beachtete er überhaupt nicht.

»Sie glauben, der Clayton-Killer sei endgültig weg«, sagte ich etwas lauter. »Sie reden über ihn, als sei er tot und als gebe es keine Zweifel. Was wissen Sie?«

»Du machst das gut«, lobte er mich, ohne den Blick von der Karte zu wenden. »Konzentrier dich weiter.«

»Warum glauben Sie, es gebe eine Beziehung zwischen den Opfern, wenn Sie andererseits sicher sind, dass der Killer tot ist?« Er schwieg. »Gibt es einen zweiten Killer, der ihn nachahmt? Ist da draußen ein … ein ähnlicher Killer unterwegs?«

Jetzt wandte er sich zu mir um. »Ein ähnlicher Killer?«

Ich meinte damit einen anderen Dämon, aber das konnte ich nicht aussprechen. »Ein Organdieb«, ergänzte ich. »Aber den ersten drei Leichen fehlte nichts. Hat er denn der vierten Leiche etwas weggenommen?«

»Zu viele Fragen, John.« Er betrachtete wieder die Landkarte und tippte in der Nähe des Sägewerks noch einmal darauf. Aus den Nachrichten wusste ich, dass ungefähr dort die neueste Leiche gefunden worden war. Forman setzte sich wieder und nahm eine andere Akte zur Hand. »Hör auf, Fragen zu stellen, und beantworte sie lieber. Du bringst nur alles durcheinander.«

»Ich frage, weil ich die Antworten nicht kenne«, protestierte ich. »Sie verraten mir ja nichts.«

»Nun sei nicht so enttäuscht.« Er blätterte die Akte durch.

»Tun Sie das, um mich abzulenken? Ich will doch nur helfen und nicht abgewimmelt werden wie ein kleiner Junge.«

»Du bist ein kleiner Junge, und der Einzige, der dir helfen kann, bist du selbst.« Er sah mich voll an. »Der Tod fasziniert dich, und du kannst es nicht erwarten, bis diese Leiche in der Leichenhalle auftaucht, also soll ich dir alles sofort erzählen. Deshalb bist du hier. Tu nicht so, als sei es anders.«

Ich überlegte, was ich darauf antworten sollte, doch er unterbrach mich. »Du kannst mir trotzdem helfen, ob es dir nun bewusst ist oder nicht. Dazu musst du dich allerdings konzentrieren. Hier ist die zweite Frage, damit du bei der Sache bleibst: Warum hat der Clayton-Killer aufgehört?«

Offenbar spielte er mit mir, aber was wollte er damit erreichen? Meine Meinung über den Clayton-Killer konnte ihm nicht wichtig sein. Er war ein Profi vom FBI und verfügte über alle nur denkbaren Möglichkeiten und Hilfsmittel, um gegen einen Serienmörder zu ermitteln. Was sollte ihm meine Meinung mehr bieten als das, was er auf andere Weise bekommen konnte? Warum stellte er mir alle diese Fragen? Wohin führte er mich?

Einmal hatte ich seine Aufmerksamkeit gewinnen können. Vielleicht gelänge es mir ein zweites Mal, und ich erführe noch mehr, wenn ich weiter mit ihm redete.

»Mir fallen zwei Gründe ein, weshalb er aufgehört haben könnte«, fuhr ich fort und ließ weiterhin mein tatsächliches Wissen unberücksichtigt. »Entweder war sein Bedürfnis gestillt, oder er ist tot. Serienmörder sind aber praktisch nie zufrieden. Der Drang wird immer stärker, bis sie die Beherrschung verlieren und der Killer wieder zuschlägt.« Ich musste an das brennende Lagerhaus und an die Katze denken.

»Gut«, sagte Forman und blätterte die Akte durch. »Mach weiter.«

»Viele Serienkiller arbeiten in Schüben«, fuhr ich fort. »Sie töten mehrere Monate lang, dann verschwinden sie für Monate

oder gar Jahre. Der BTK-Mörder tauchte wieder auf, nachdem alle dachten, er sei längst verschwunden. Edmund Kemper stellte sich eines Tages der Polizei, weil er fand, es sei vorbei.«

»Ja, das hat er getan«, murmelte Forman.

»Sie glauben aber, dieser Killer habe von selbst aufgehört.« Ich beugte mich vor und wartete auf eine Reaktion in seinen Augen. Vielleicht bekam ich mehr heraus, wenn ich ihn direkt ansprach. »Sie sind ziemlich, aber wohl nicht hundertprozentig sicher, dass der Clayton-Killer nicht mehr da ist. Tot. Die vorliegenden Beweise lassen diesen Schluss jedoch nicht zu, also müssen Sie noch etwas anderes wissen.«

Forman blickte auf. »Woher willst du wissen, welche Beweise ich habe?«

Seine Augen waren dunkel, aber irgendwie auch strahlend und lebendig. Er wollte wachsam bleiben – meinte er das damit? Mir war, als trüge ich ein Duell gegen ihn aus. Immer wenn ich glaubte, die Oberhand zu gewinnen, parierte er und war genauso schnell wie ich.

Genauso wachsam.

Jetzt richtete er die Aufmerksamkeit auf mich. Es war Zeit, meinen Angriff vorzutragen. »Beim letzten Mal steckte ich mittendrin«, erklärte ich. »Ich sah alles, und nichts deutete

darauf hin, dass er mit dem Töten aufhören wollte. Wenn überhaupt, dann ist die Tatsache, dass er Dr. Neblin nichts wegnahm, ein Beweis dafür, dass er noch nicht fertig war. Er musste weiter töten, um irgendwie zu einem Abschluss zu kommen.«

Forman richtete die dunklen Augen auf mich, und ich erwiderte seinen Blick und machte weiter. »Sie sagten, zwischen den neuen und den alten Opfern bestehe eine Verbindung, aber wie kommen Sie zu dieser Hypothese?«

»Ich muss das jetzt mal zurechtrücken«, erwiderte Forman. »Du lebst in einer kleinen Stadt. Es ist höchst unwahrscheinlich, dass hier kurz nacheinander zwei Serienmörder auftauchen, zwischen denen keinerlei Verbindung besteht.« Er wirkte jetzt überhaupt nicht mehr abwesend, sondern konzentrierte sich völlig auf mich. Anscheinend war meine Munition verbraucht, und nun war er an der Reihe.

Genau das war meine Absicht gewesen. Er hörte mir interessiert zu und redete mit mir. Genau wie er es vorher mit mir gemacht hatte, stellte ich ihm Fragen, um seine Gedanken in die richtige Richtung zu lenken. »Worin könnte diese Beziehung denn bestehen?«

»Die einzig logische Erklärung lautet, dass sich ihre Wege gekreuzt haben«, erklärte er. »Ein Killer trifft den anderen, sie nehmen einander als Spiegelbilder wahr, und nur einer der beiden überlebt. Vielleicht ein Revierkampf, vielleicht ein Zufall, vielleicht etwas ganz anderes. Genau das herauszufinden ist mein Job.«

Mir lief es kalt den Rücken hinunter. Er hatte mich beschrieben, wenngleich so ungenau, dass er mich kaum erkennen konnte. Jedenfalls war er meinem Geheimnis näher gekommen, als ich je vermutet hätte. Die Besessenheit, mich mit den neuen Opfern zu befassen, wich schlagartig dem verzweifelten Bemühen, mich selbst zu schützen. Ich musste herausfinden, was er über den Killer wusste und vermutete.

»Gibt es denn Beweise, die Ihre Theorie stützen?«, fragte ich. »Oder war das ein Schuss ins Blaue? Serienmörder haben genau definierte Verhaltensmuster. Ich halte es für unwahrscheinlich, dass der Typ, der den großen männlichen Clayton-Killer tötete, sich auf einmal auf zierliche Frauen stürzt.«

»Der erste Mord eines Serienmörders geschieht häufig durch einen Zufall«, erwiderte Forman. »Möglich, dass die Gegenwart des ersten Killers beim zweiten eine bereits

vorhandene Psychose zum Ausbruch brachte, woraufhin zwischen ihnen ein Konflikt entstand. Als sich der Staub wieder gelegt hatte, war der erste Killer tot und der zweite geboren. Die folgenden Morde plante und führte er viel sorgfältiger aus. Die späteren Opfer passten dann natürlich auch besser zu der erwachten Psychose des neuen Mörders.«

Er war ganz nahe daran, mich mit allem in Verbindung zu bringen. Das Profil beschrieb mich erschreckend genau. Warum hatte er die Verbindung noch nicht hergestellt? Weil es vier neue Leichen gab, mit denen ich nichts zu tun hatte. Andererseits ermittelte er schon seit Monaten, und die verwirrenden neuen Leichen waren erst vor wenigen Wochen aufgetaucht. Es musste noch mehr dahinterstecken – etwas, das vor Monaten geschehen war und ihn davon abgebracht hatte, mich zu verdächtigen.

Aber natürlich. »Sie haben noch eine fünfte Leiche gefunden. Oder die erste, könnte man eher sagen. Schon vor Monaten, vielleicht schon im Januar, haben Sie ein weiteres Opfer desselben Killers gefunden.« Das passte haargenau – er war diesem neuen Killer viel länger auf den Fersen, als ich ahnte, weil er und seine Leute schon vor einer Weile auf ihn aufmerksam geworden waren. »Aus irgendeinem Grund haben

Sie das geheim gehalten.«

Agent Forman lächelte.

»Du kommst dir wohl sehr klug vor, weil du jetzt vermutest, es gebe noch ein weiteres Opfer.« Er zog eine Schublade seines Aktenschranks auf. »Du hast die Einzelteile zusammengesetzt und bist selbst darauf gekommen. Das ist interessant. Jeder andere wäre zu einer völlig anderen Schlussfolgerung gelangt.« Er zog eine Pistole aus der offenen Schublade und legte sie sachte auf den Tisch. »Nach der Einsicht, der Clayton-Killer müsse tot sein, hätten die meisten an deiner Stelle gefolgert, wir hätten seine Leiche gefunden. Das ist dir aber überhaupt nicht in den Sinn gekommen. Warum nicht, John?«

Denk nach. Er muss an alles denken, nur nicht an mich.

»Wenn Sie den Clayton-Killer gefunden hätten, dann hätten Sie es der ganzen Welt mitgeteilt.« Ich bemühte mich, langsam und ruhig zu atmen. »Er war ständig in den Nachrichten, alle haben darauf gewartet, dass er endlich gefasst würde. Hätten Sie seine Leiche gefunden, dann hätten Sie das nie geheim halten können.«

»Das Wesentliche an Soziopathen ist die Tatsache, dass sie viele Emotionen nicht haben – wie etwa Schuldgefühle –,

während andere Gefühle, und dazu zählt die Angst, sehr stark ausgeprägt sein können. Sie tun nicht nur so, sondern empfinden intensive Angst, die sogar ihr Leben bestimmt. Nun sag mir, John: Warum hast du Angst bekommen, als ich dir mitteilte, ich sei einem zweiten Killer auf der Spur?«

Woher wusste er, was ich empfand? Nicht einmal meine Mutter verstand mich so gut. »Da hätte doch jeder Angst«, erwiderte ich. »Der letzte Killer hätte mich beinahe erwischt, und deshalb ist völlig klar, dass ich mir wegen eines neuen Killers Sorgen mache.«

»Du hattest aber keine Angst, als ich die Existenz eines anderen Killers erwähnte«, widersprach Forman gelassen. »Du hattest Angst, als es darum ging, den neuen Killer zu schnappen . Genauer gesagt hattest du Angst, als wir darüber sprachen, dass der neue Killer den alten umgebracht hat. Möchtest du mir dazu etwas sagen?«

Fieberhaft erwog ich verschiedene Möglichkeiten und suchte einen Ausweg. So genau konnte er mich nicht durchschaut haben. Ich hatte mein Leben lang trainiert, zu erkennen, was in anderen Menschen vorging, und ihre Gefühle anhand äußerer Signale zu deuten, weil ich ihre Emotionen nicht mitfühlen konnte. Sogar ich hätte Mühe gehabt, eine

Andeutung von Angst in der Miene eines geübten, emotionslosen Soziopathen zu erkennen. Forman aber war es gelungen.

Er hatte mich in eine Falle gelockt, und ich spürte förmlich, wie sie zuschnappte. Er hatte keinen Beweis dafür, dass ich den Clayton-Killer getötet hatte, doch er hatte die Witterung aufgenommen und folgte der Fährte wie ein Bluthund. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass Forman mir eine Falle stellen würde – dazu war er zu offen und zu direkt. Mit Informationen über die letzten beiden Leichen war er unmittelbar nach ihrer Entdeckung an die Presse gegangen und hatte dem Reporter sogar verraten, dass es einen Zusammenhang zum Clayton-Killer gab, lange bevor er etwas Handfestes gefunden hatte. So verhielt sich kein Mann, der bei anderer Gelegenheit eher raffiniert vorging. Genau das hatte er aber getan, und jetzt lag seine Waffe auf dem Schreibtisch, während ich mich aus einer Falle zu befreien versuchte, die ich nicht einmal erahnt hatte.

Mühsam beruhigte ich mich und dachte nach. Ich starrte Forman an, und er erwiderte meinen Blick, die Hand auf die Waffe gelegt. Es passte doch einfach nicht zusammen, dass er manchmal raffiniert war und manchmal nicht – alles oder nichts, so hätte es sein müssen. Warum offenbarte er nun

etwas, das den Killer dazu trieb, sich zu verkriechen?

Es sei denn, er wollte den Mörder damit aufscheuchen.

»Sie haben die Toten als Köder benutzt«, sagte ich.

Er sah mich scharf an. »Als Köder?«

»Sie haben dem Reporter erzählt, die neuen Leichenfunde würden mit den früheren Morden zusammenhängen, weil Sie wussten, dass es den neuen Killer treffen und er sich möglicherweise offen zeigen würde. Die ganze Ermittlung war eine Falle.«

»Eine Falle, in der ich offensichtlich dich gefangen habe«, stellte er fest. »Ich hätte nur nicht damit gerechnet, dass du in mein Büro spaziert kommst.«

»Wenn Ihr einziger Vorwurf gegen mich darin besteht, dass ich Sie zu einer ungünstigen Zeit aufgesucht habe, dann dürften Sie vor Gericht einen schweren Stand haben.«

Er hob den Lauf der Waffe ein wenig an. »Sehe ich so aus, als müsste ich irgendetwas vor Gericht beweisen?«

»Wollen Sie mir etwa drohen, mich auf einer Polizeiwache zu erschießen?«

»Ich habe es nicht eilig«, erwiderte er eiskalt. »Ich kann dich überall erschießen.«

Seine Hände waren ruhig, sein Blick schwankte nicht, sein Gesicht war so hart wie Granit. Das war Neuland für mich – ich hatte Monate neben einem Mörder gewohnt, der jedoch erst am Ende erfahren hatte, wer ich war. Ich war immer in Sicherheit gewesen. Es war etwas völlig anderes, dass Forman mich jetzt beobachtete und von Angesicht zu Angesicht mein Leben bedrohte. Selbst wenn er mich nicht erschoss, er war jedenfalls von meiner Schuld überzeugt, und deshalb musste ich möglicherweise den Rest meines Lebens vor Gericht und im Gefängnis verbringen.

Oder auf der Flucht. Wenn ich aus dem Gebäude entkam, ohne erschossen zu werden, konnte ich weglaufen und würde nie mehr zurückkehren.

Aber nein, er war zu dicht vor mir und wusste sicher mit der Waffe umzugehen. Er hatte die Situation völlig im Griff, und ich war hilflos. Die Hilflosigkeit entfachte in mir eine wachsende Wut.

»Sie müssen der schlechteste FBI -Agent auf der ganzen Welt sein«, sagte ich. »Ja, auf der ganzen Welt. Wollen Sie jeden Jugendlichen erschießen, der hier reinkommt und Ihnen was erzählt? Keine Aufklärung von Verbrechen, kein ordentliches Verfahren? Sie stellen nicht einmal vernünftige

Fragen – Sie holen einfach nur die Kanone raus, wenn Ihr magischer Angstdetektor anspricht, und bedrohen Ihre Besucher. Das ist wirklich hervorragende Detektivarbeit.«

Forman hob die Waffe und zielte auf mein Gesicht. Die Mündung befand sich keinen halben Meter vor meiner Nase. »Hör zu, du kleiner Irrer: Es geht hier nicht um das FBI und auch um keinen Serienmörder. Es geht auch nicht um zwei Serienmörder. Ich suche etwas sehr Wichtiges, und du tauchst oft genug hier auf, um den Verdacht zu wecken, dass du mehr weißt, als du zugibst. Also hör auf mit diesem Machogehabe und sag mir, was du mir verschwiegen hast.«

»Was denn, ich soll der mit dem Machogehabe sein?«, erwiderte ich. »Haben Sie ganz vergessen, wer gerade eine Waffe herausgeholt hat und einen unbewaffneten Sechzehnjährigen bedroht?«

»Was weißt du?«, fragte er.

»Mich haben schon viele gefährliche Dinge bedroht«, antwortete ich. »Wenn Sie glauben, ich hätte vor Ihrer Kanone Angst, dann …«

»Was für Dinge meinst du?«, fragte er.

»Wie – Dinge?«

»Du sagtest Dinge hätten dich bedroht. Gefährliche Dinge.

Keine Menschen.«

»Glauben Sie denn, es gäbe nur Menschen? Haben Sie überhaupt eine Ahnung, was sich da draußen herumtreibt? Da gibt es Dinge, bei denen Sie sich vor Angst in die …«

Er riss die Augen weit auf – überrascht, aber nicht schockiert. Nicht verwirrt. Es war nicht der Blick eines Mannes, der ein Monster unterm Bett findet – dazu war seine Selbstbeherrschung viel zu gut. Außerdem dämmerte das Erkennen in seiner Miene. Agent Forman wirkte eher wie ein Mann, der damit rechnet, ein Monster unterm Bett zu finden, und es stattdessen im Schrank entdeckt.

Ich hatte ihn mit dem Dämon erschrecken wollen, aber irgendwie wusste Agent Forman bereits, was ich meinte.

Es arbeitete in ihm. Er schürzte die Lippen, sein Blick irrte hin und her, als suche er etwas. Mir ging es nicht besser, ich musste unbedingt meine Gedanken ordnen. Wusste er wirklich von dem Dämon? Aber woher?

Er hatte gesagt, er suche etwas sehr Wichtiges, das mit dem FBI nichts zu tun habe. Vielleicht war sein ganzes Leben ein Täuschungsmanöver, und er gab nur vor, nach Serienmördern zu fahnden, während er in Wirklichkeit einen Dämon aufspüren wollte. Oder gar mehrere – vielleicht war er ein professioneller

Dämonenjäger. Wer er auch war, er wusste über den Dämon Bescheid, und seinem verblüfften Gesichtsausdruck nach zu urteilen, war ihm klar, dass ich ebenfalls im Bild war. Sollte ich weglaufen? Mich dumm stellen? Was würde er jetzt tun?

Wir beobachteten einander, rührten uns nicht und lauerten offenbar darauf, dass der jeweils andere den ersten Zug machte. Seine Waffe schwankte nicht. Nach einer Weile stellte er mir eine Frage.

»Mkhai?«

Es war ein schweres altes Wort voller Staub und Geschichte und erfüllt von unergründlicher Traurigkeit. Fragend und besorgt starrte ich ihn an.

Seine Miene verdüsterte und verhärtete sich. »Dann ist er tot«, sagte Forman. Es hatte den Klang von etwas Endgültigem wie die Erklärung eines Arztes, allerdings nicht an einen einzigen Menschen gerichtet, sondern an die ganze Welt. Er starrte ins Leere, nicht einmal durch mich durch oder an mir vorbei, als existiere die Welt für ihn nicht mehr. Nach einer halben Ewigkeit richtete er den Blick wieder auf mich. »Davor hatten wir Angst«, sagte er, »aber ich konnte es nicht glauben. Du wirst mir alles erzählen.«

Dann lächelte er, und ich konnte mir kaum etwas

Unangebrachteres vorstellen.

So merkwürdig es klingt, ich konnte es an seinem Gesicht ablesen – er freute sich. Er strahlte beinahe, seine Augen weiteten sich, und er lächelte sogar. Auf einmal war er völlig locker und entspannt. Es war, als hätte jemand einen Schalter umgelegt – vor Kurzem noch war er bedrückt gewesen, als trüge er die unvorstellbare Last einer Welt auf den Schultern. Und nun plötzlich wirkte er munter und fröhlich.

»Freuen Sie sich etwa?«, fragte ich.

»Und ob, John.« Er grinste breit. »Und ich hasse es, wenn das passiert.«

»Es gefällt Ihnen nicht, wenn Sie sich freuen?«

»Freude, Trauer, was auch immer.« Er stand auf und ging an mir vorbei zur Tür. »Es ist nicht das Gefühl selbst, sondern die Intensität. Dazu habe ich jetzt allerdings keine Zeit.« Er öffnete die Tür. »Stephanie?«

»Ja, Mister Forman?«

»Sind die anderen schon zurück?«

»Nein, wir drei sind allein hier«, antwortete sie. »Übrigens, ich habe große Neuigkeiten …«

»Das dachte ich mir schon. Kommen Sie doch rein, und

erzählen Sie es uns.«

»Schön!«, rief sie. Ich hörte, wie sie den Stuhl herumdrehte, dann klapperten ihre Absätze über den Boden. Breit lächelnd trat sie ein, und es sprudelte förmlich aus ihr heraus. »Ich habe nämlich gerade mit meinem Freund telefoniert, und er …«

Agent Forman schwang seine Waffe wie eine Keule und traf sie mitten im Gesicht, das Nasenbein brach mit einem üblen Knacken. Sie taumelte gegen die offene Tür zurück und stieß ein ersticktes Gurgeln aus, weil ihr das Blut in den Hals lief. Forman schlug noch einmal zu, jetzt auf die Schläfe. Sie riss die Augen weit auf und war viel zu überrascht, um sich zu fürchten.

»Gefällt dir das?«, fragte er, als sie schwankte und kaum noch das Gleichgewicht halten konnte. »Hier wollen Leute arbeiten« – er schlug erneut zu –, »aber das können sie nicht« – ein weiterer Hieb –, »weil die fröhliche kleine Stephanie dauernd so verdammt glücklich ist.« Wieder schlug er sie, jetzt auf den Hinterkopf, und streckte sie endgültig nieder. Ich starrte erst sie, dann ihn schockiert an.

»Du hast sie wirklich tapfer verteidigt.« Er kehrte an seinen Schreibtisch zurück. »Stephanie wird dir ewig dankbar sein,

dass du sie gerettet hast.«

»Wer sind Sie?«, fragte ich.

»Genau.« Er hob seine Kaffeetasse. »Überleg's dir in Ruhe. Bleib wachsam.« Dann ging er mit der Tasse zu Stephanie, rollte sie mit dem Fuß herum und suchte den Teppich nach Blutspuren ab. Sie blutete aus der Nase, auch ihre Haare waren blutig, weil ihr der Pistolenlauf eine Platzwunde auf dem Kopf zugefügt hatte. Sie atmete, war aber bewusstlos. Forman wischte mit dem Ärmel ein wenig Blut vom Teppich und goss den Kaffee über den Blutfleck.

»Das ist die erste Lektion«, erklärte er. »In eine erbärmliche Kleinstadt kommt kein Spezialistenteam, um den Tatort mit der Lupe zu untersuchen. Sie sehen verschütteten Kaffee, denken an verschütteten Kaffee und kommen morgen wieder vorbei, um den Raum zu putzen. Jetzt heb sie hoch!«

»Warum?«

»Weil wir nach Hause fahren«, sagte Forman. »Betrachte es als eine Abmachung: Ich zeige dir meine Spielsachen, und du erzählst mir, wie du einen Gott getötet hast.«

FÜNFZEHN



»Ich habe ihn gefunden.« Forman telefonierte beim Fahren mit seinem Handy. Ich saß auf dem Beifahrersitz, die immer noch bewusstlose Stephanie lag hinten. »Nein, nicht ihn«, fuhr Forman fort, »sondern denjenigen, der ihn getötet hat. Ich weiß, ich habe mich geirrt. Aber jetzt kommt das Unglaubliche: Es ist bloß ein Junge. Menschlich. Nein, ich habe keine Ahnung, aber das finde ich noch heraus. Ich melde mich wieder.«

Forman schaltete das Handy aus und schob es in die Hemdtasche. In der Jackentasche, von mir aus gesehen auf der anderen Seite, steckte die Pistole. Wir hatten fast den Stadtrand erreicht, und ich wusste nicht, wohin wir fuhren. Ich hatte Angst, vor allem aber war ich verwirrt.

Hatte er nicht gesagt, Crowley sei ein Gott gewesen?

Auf dem Weg zum Auto hätte ich leicht weglaufen können, doch ich musste herausfinden, was er wusste. Forman kannte alle Antworten, die ich suchte, und ich hätte fast alles getan, um diese Antworten zu erhalten.

»Wer war das?«, fragte ich.

»Niemand«, lachte Forman. »Wo beginnen wir? Keine Ahnung. Die wichtigste Frage lautet wohl, wie du es getan hast.«

»Was habe ich getan?«

»Stell dich nicht so dumm«, sagte er. »Du hast ihn getötet – verdammt, ich weiß nicht einmal, wer er war. Sag du es mir.«

»Wer war … wen meinen Sie?« Ich wollte mich nicht dumm stellen, aber was hätte ich sagen sollen? Er warf mir vor, Mr. Crowley getötet zu haben, so viel war klar, und anscheinend wusste er, dass Crowley kein gewöhnlicher Mensch gewesen war. Mehr als das wusste ich nicht. Mit wem hatte er eigentlich telefoniert?

»Mkhai«, sagte er und schlug aufgebracht auf das Lenkrad. »Der Gott, den du getötet hast – der Clayton-Killer. Du weißt von ihm und bist nicht tot – das bedeutet, dass er tot ist. Also bist du vermutlich derjenige, der ihn getötet hat.«

»Es hat mich angegriffen«, sagte ich. »Es wollte mich umbringen. Ich wusste doch nicht …«

»Wessen Körper hatte er genommen?«, wollte Forman wissen. »Du dachtest wahrscheinlich, es sei jemand aus der Nähe, vielleicht sogar jemand, den du kanntest. Möglicherweise steckte er zuletzt sogar in Bill Crowleys Körper, als du ihn sahst.«

Aha. Forman wusste weniger, als ich angenommen hatte. Er dachte, der Dämon sei am Ende in Crowley hineingesprungen, nachdem er Neblin getötet hatte. Sein Wissen war lückenhaft, und daran klammerte ich mich wie an einen Rettungsring. Wenn ich etwas wusste, das ihm nicht bekannt war, dann besaß ich damit Macht – keine große Macht, aber besser als gar keine. Jedenfalls wollte ich ihm nicht mehr erzählen als unbedingt nötig.

»Es war ein Dämon«, sagte ich. »Es hatte große Klauen und scharfe Zähne. Viele Zähne. Mehr, als man so braucht. Große Augen, groß wie Untertassen, die im Dunkeln glühten.«

Wir fuhren an einer Laterne vorbei, und ich erkannte, dass Forman lächelte. Dann ließen wir den Lichtkegel hinter uns. Wir waren jetzt außerhalb von Clayton und fuhren auf einer einspurigen Straße in den Wald hinein. Die roten Lämpchen des Armaturenbretts warfen einen gespenstischen Schein auf sein Gesicht. Er lächelte grausam, raubtierhaft.

»Mkhai …«, wiederholte er.

»Sie sagten doch, er sei … er sei ein Gott gewesen.«

»Verglichen mit dir war er zweifellos ein Gott«, erklärte Forman. »Als deine Vorfahren aus dem Urschlamm krochen und in der Finsternis heulten, war er derjenige, der ihnen

antwortete. Groß und furchtbar war er.«

Schweigend beobachtete ich ihn. In seinen Augen flackerte ein schrecklicher Eifer.

»Damals waren wir alle Götter«, fuhr er fort. »So haben uns die Menschen jedenfalls genannt. Mkhai war für manche der Gott des Todes, für andere der Gott der Rache. In einem Königreich am Nil galt er als die Gottheit der Gesichter. Doch die Zeit bleibt nicht stehen, und der Ruhm verblasst. Das hat uns am Ende umgebracht: die Zeit.«

Er hatte uns gesagt. Ich hatte ihn für einen Jäger oder Anbeter gehalten, aber … war er am Ende vielleicht selbst ein Dämon, wie Crowley es gewesen war?

»Du hast schon wieder Angst.« Er warf mir einen raschen Blick zu. »Stephanie auch, aber nicht vor mir. Nicht direkt. Vor einem Spiegelbild von mir vielleicht, das irgendwo in ihrem Unterbewussten aufflackert. Der Albtraum, der ich für sie bin, wenn sie schläft. Ich versichere dir, dass die Realität weitaus schlimmer ist.« Wieder warf er mir einen Blick zu.

Dann konzentrierte er sich auf die Straße, packte das Lenkrad fester und gab Gas. Der Motor heulte auf, und wir rasten mit aberwitzigem Tempo weiter. Die Bäume neben der Straße verschwammen im Scheinwerferlicht, und ich hielt

mich an der Armlehne fest.

Forman stieß einen begeisterten Schrei aus.

»Dazu komme ich leider nur selten!«, rief er. Wir fuhren viel zu schnell um eine Kurve, das Auto schleuderte, fast wären wir von der Straße abgekommen. »Die meisten, die bei mir mitfahren, halten mich für einen Agenten der Regierung, also kann ich nicht so mit ihnen umspringen. Die anderen, die bei mir mitfahren, sind natürlich bewusstlos wie sie.« Lachend bog er um die nächste Kurve, dieses Mal ging es scharf nach links. Die Reifen quietschten und verloren zum Glück die Bodenhaftung nicht. Das konnten wir unmöglich überleben – vielmehr würde ich es wahrscheinlich nicht überleben. Falls Forman tatsächlich ein Dämon war, dann konnte er sich einfach regenerieren und weitermachen, als wäre nichts geschehen.

Abermals lachte er, und zugleich klang es auch nach einem Schrei. »Das gefällt mir, das gefällt mir!«

»Sie werden uns noch umbringen!«, rief ich. Inzwischen brauchte ich beide Hände, um mich festzuhalten.

»Ja, das werde ich!«, rief er oder kreischte beinahe. Anscheinend hatte er ebenso große Angst wie ich, doch er fuhr nicht langsamer. Die Straße war ein schmales helles Band, die Kurven und Buckel tauchten viel zu schnell auf, und wir rasten

weiter ins Unbekannte hinein.

»Wir sind fast zu Hause.« Er knirschte mit den Zähnen. »Ja, fast zu Hause. Meine Spielsachen hören uns kommen, sie werden mit ihren Ketten klappern. Da wären wir.«

Er bog um eine letzte Ecke, das Auto schleuderte noch einmal heftig, als er bremste, und dann tauchte vor uns ein altes Haus auf, das mitten im Wald auf einer kleinen Lichtung stand. Auf der nackten Erde und dem Kies brach das Heck des Wagens aus und prallte lautstark gegen zwei Mülltonnen. Stephanie rutschte vom Rücksitz und schlug gegen die Rückenlehnen, ehe sie in den Fußraum fiel. Laut wie Gewehrschüsse explodierten die vorderen Airbags. Einer traf mich mit der Wucht eines kräftigen Faustschlags an der Schläfe. Noch einmal krachten wir gegen die Mülltonnen und pressten sie gegen die Hauswand, dann standen wir endlich.

Forman gackerte wie ein Irrer. Ein lautes bellendes Lachen, das sich rasch in ängstliches Schluchzen verwandelte. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Der Zusammenstoß hatte mich nicht nur äußerlich erschüttert, und ich hatte die Orientierung verloren. Was ich jetzt noch sah, war albtraumhaft und unmöglich. Warum lachte er bloß? Warum gab er ständig sinnloses Zeug von sich? Ich atmete schnell und

flach und wollte nur noch verschwinden. Blindlings fingerte ich an der Tür herum, bis ich sie endlich öffnen und die frische Luft in tiefen Zügen einatmen konnte. Gleichzeitig kämpfte ich mit dem Sicherheitsgurt, der sich vorübergehend in ein unbekanntes, feindliches Wesen verwandelt hatte, als hätte ich noch nie im Leben in einem Auto gesessen. Forman zuckte, krümmte sich und brach in Tränen aus. Endlich fand ich den Knopf und öffnete die Verriegelung. Noch bevor sich der Gurt ganz gelöst hatte, fiel ich aus dem Wagen. Die Riemen hielten mich fest wie ein Spinnennetz. Voller Panik schüttelte ich sie ab.

Endlich war ich frei. Das Auto stand parallel zum Haus, die Scheinwerfer erfassten die Straße und die Bäume auf der anderen Seite. Wie weit wir gefahren waren und wie weit Clayton oder andere Menschen entfernt waren, wusste ich nicht, doch ich hatte mir immerhin die grobe Richtung eingeprägt. Die Luft war schneidend kalt und stach mir spitze kleine Eisnadeln in die verschwitzte Haut. Ich biss die Zähne zusammen und lief über die kiesbestreute Zufahrt. Nach wenigen Schritten hörte ich einen Schuss, und unmittelbar vor mir flog ein Erdbrocken hoch. Ich rannte weiter, und es passierte noch einmal – ein lauter Knall hinter mir, und vor mir schlug die Kugel auf dem Asphalt der Straße Funken.

»Bleib stehen!«

Ich hatte gerade erst den Straßenrand erreicht und war weit von jeglicher Deckung entfernt. Auf diese Entfernung konnte er nicht besonders genau zielen, doch er hätte Zeit für vier oder fünf Schüsse, ehe ich die Bäume erreichte, und das wäre mehr als genug. Ich blieb stehen und hob die Hände.

»Du musst die Hände nicht heben, das ist kein Überfall.«

Ich ließ die Arme wieder sinken und wandte mich langsam um. Forman stand neben der offenen Beifahrertür und richtete die Waffe auf mich.

»Komm her und hilf mir, sie ins Haus zu tragen!«, befahl er.

Er hatte sich wieder in der Gewalt. Was war mit ihm geschehen? Meine Neugier gewann die Oberhand über die Angst, und ich ging langsam zu ihm zurück. Ich musste herausfinden, wer er war und was das alles zu bedeuten hatte. Als ich das Auto erreicht hatte, öffnete ich die hintere Tür und beugte mich über Stephanie. Wie ich es in der Leichenhalle gelernt hatte, legte ich ihr eine Hand auf das Gesicht. Sie lebte noch, ich spürte den schwachen, aber warmen Atem.

»Pack sie an den Füßen und zieh sie heraus!«, befahl

Forman knapp. Ich wollte jedoch vorsichtig sein, fasste sie unter den Armen und richtete sie auf, ehe ich zurücktrat und sie heraushob. Forman stellte den Motor und die Scheinwerfer ab und führte mich zur Vordertür herum. Eine Veranda gab es nicht, nur eine schmale Holztreppe. Er öffnete, und ich folgte ihm hinein. Drinnen legte ich die Bewusstlose sanft auf einem durchgesessenen alten Sofa ab.

Forman schaltete das Licht ein und ließ sich ruhig und zufrieden auf einem alten Stuhl nieder. »Was hast du mit ihr vor?«, fragte er mich.

»Sie haben sie hergebracht«, wandte ich ein. Wahrscheinlich hatte er ihr die Nase gebrochen, auf Mund und Hals klebte getrocknetes braunes Blut.

»Sei nicht blöd«, erwiderte Forman. »Du bist mit einem hübschen Mädchen in einem einsamen Haus – nun zeig doch etwas Phantasie. Betrachte sie als mein Geschenk an dich.«

Das Haus wirkte so karg und lieblos eingerichtet, als habe Forman ein teilmöbliertes Sonderangebot erstanden und sich keinerlei Mühe gemacht, irgendetwas zu ergänzen.

»Wie lange wohnen Sie schon hier?«, fragte ich.

»Drei Monate.« Er schüttelte den Kopf. »Du solltest aber nicht das Thema wechseln.«

»Ich werde ihr nichts antun«, erklärte ich.

»Und ob«, widersprach er. »Du willst doch allen wehtun. Warum sollte es bei ihr anders sein?«

»Ich werde ihr nicht wehtun, nur weil Sie es verlangen.«

»Du hast meinem Freund wehgetan. Du hast ihn getötet – ein Wesen, das praktisch die reine Macht verkörperte. Du hast es getötet. Wie hast du das angestellt?«

Ich blieb dabei – von mir würde er nichts erfahren. Vielleicht konnte mein Wissen sich zu irgendeinem Zeitpunkt einmal als nützlich erweisen.

»Sie sind auch einer, nicht wahr?«, fragte ich.

Forman lächelte leicht. »Ein Gott?«

»Ich nannte ihn einen Dämon«, sagte ich. »Wahrscheinlich sehen Sie ihn in einem positiveren Licht.«

»Man hat uns schon früher Dämonen genannt«, erwiderte Forman. »Schatten, Gespenster, Werwölfe, der schwarze Mann. Wir galten auch als Serienmörder. Wir können sein, wer immer wir sein wollen – genau wie sie.« Er deutete auf Stephanie, die reglos auf dem Sofa lag.

»Ist sie etwa eine von Ihnen?«

»Natürlich nicht.« Er stand auf und trat zu ihr hinüber.

»Für sich allein besitzt sie überhaupt keine Macht – nicht mehr als jeder andere von euch, doch mit unserer Hilfe, ah … sie kann alles sein, wonach es dich gelüstet. Brauchst du eine Sklavin? Eine Geliebte? Ein Beutetier, das du draußen jagen kannst? Alles das kann sie sein.«

Er beugte sich über sie und zupfte an einer Haarsträhne – nicht sanft, sondern fast achtlos wie beim Ziehen eines Parkscheins. »Unterschätz die Macht der Folter nicht«, sagte er. »Das ist ein wahrhaft erstaunliches Werkzeug. Natürlich nicht, um die Wahrheit herauszufinden – wenn man Informationen braucht, muss man andere Mittel einsetzen, und deshalb foltere ich dich nicht. Dank der Folter – und nur dank ihr – gewinnt man eine absolute, vollständige Formbarkeit. Nun komm schon, was soll sie für dich sein?«

Er war tatsächlich ein Dämon, auch wenn er sich bisher nicht verwandelt hatte. Also fragte ich ihn.

»Stehlen Sie auch Körper?«

»Heute Abend habe ich zwei gestohlen«, antwortete er. »Da zähle ich dich jetzt einfach mit.«

»Nein, ich meine, machen Sie es wie der, den ich getötet habe? Sie sagten, er konnte Körper übernehmen und aussehen wie jemand, den ich kannte. Können Sie das auch?«

Er beäugte mich. »Es wäre entsetzlich langweilig, wenn alle Götter gleich wären. Natürlich könntest du uns alle anbeten, wenn du einen Körper stehlen willst, aber an wen würdest du dich wenden, wenn du etwas ganz anderes willst?«

»Ich glaube nicht, dass es einen Schutzherrn oder Gott der Körperdiebe gibt«, sagte ich.

»Du weichst meinen Fragen aus, also antworte ich auch auf deine nur indirekt.«

»Ohne Gegenleistung erzähle ich Ihnen nichts.«

»Dabei biete ich dir das, was du schon immer wolltest!«, rief er. »Ein Opfer ganz allein für dich, bewusstlos und bereit für alle Spiele, die du damit treiben willst. Natürlich ist sie keine Barbie, aber zweifellos doch sehr attraktiv. Viele Männer gäben wahrscheinlich ihr linkes Auge dafür, sie in einer solchen Situation vorzufinden.«

Ich schwieg.

»Vielleicht hast du auch einen ganz anderen Geschmack.« Er beäugte mich. »Ich frage mich nur, was du willst. Wir könnten den Küchentisch abräumen und sie drauflegen und gleich hier einbalsamieren. Wie gefiele dir das, John?«

Ich wollte – Sie können sich gar nicht vorstellen, wie dringend ich es wollte. Da er mich wohl so oder so töten

würde, konnte ich alles vielleicht noch etwas hinauszögern, wenn ich mitspielte. Konnte ich mir Zeit erkaufen, indem ich Stephanie folterte? In gewisser Weise waren meine Handlungen belanglos geworden – ich war entweder so gut wie tot oder ewig sein Gefangener. Was immer ich in diesem Haus täte, es käme nie ans Licht.

Stephanie war schön – langes blondes Haar und helle Haut wie Brooke. Ich hätte so viele meiner Träume ausleben können.

Ich wollte es, aber ich würde es nicht tun. Was immer Forman aufbieten mochte, ich war stärker. Welche Pläne er auch hatte, ich würde sie vereiteln. Wenn er wollte, dass ich dem Mädchen wehtat, aus welchen perversen Gründen auch immer, dann würde ich es mir zur Aufgabe machen, sie zu beschützen.

»Ich werde überhaupt nichts tun«, antwortete ich. »Ich bin nicht wie Sie.«

»Nein, das bist du nicht«, stimmte er zu. »Du würdest dich aber wundern, wie sehr ich bin wie du.«

»Was haben Sie mit mir vor?«, fragte ich.

»Ich bin nicht sicher. Bist du denn bereit, meine Fragen zu beantworten?«

»Über den Dämon, den ich getötet habe? Auf keinen Fall.«

»Dann bist du vorläufig hier drinnen gut aufgehoben.« Er trat zu einem großen Wandschrank. Die Tür war mit einem Vorhängeschloss gesichert. Er öffnete und winkte mir, ich solle mich dort hineinbegeben. Als ich mich nicht bewegte, winkte er noch einmal und wurde ernst. »Stell meine Geduld nicht auf die Probe, John! Du hast jemanden getötet, der mir sehr wichtig war, und deshalb bin ich nicht gut auf dich zu sprechen. Allerdings finde ich dich interessant und empfehle dir, diesen kleinen Vorteil nicht zu verspielen.«

Ich zögerte für einen Moment, gerade lange genug, damit er die Waffe heben konnte, und betrat den Schrank. Lächelnd schloss Forman die Tür hinter mir. Draußen rastete mit einem Klicken das schwere Vorhängeschloss ein.

»Wir sehen uns morgen früh.« Er klopfte an die Tür. »Da du sie ja nicht wolltest, habe ich Stephanie jetzt ganz für mich allein.«

Ich hörte Schritte, dann grunzte er. Anscheinend hob er die Bewusstlose hoch. Weitere Schritte, schwerer und langsamer. Er ging an meinem Schrank vorbei in einen anderen Raum – erst gedämpfte Schritte auf dem Teppich, dann zielstrebige und laute Geräusche auf einem harten Untergrund wie Linoleum,

dann wieder leisere, als er abermals über einen Teppich ging. Schließlich ein lautes Poltern, das ich als Erschütterung im Boden spürte, und ein ferner Knall.

Ich rüttelte an der Tür, doch es gab innen keinen Griff, und das Schloss auf der anderen Seite war stabil. Dann tastete ich nach einer Lücke oder einem Loch oder … ich weiß es nicht. Nach irgendetwas eben. Nun saß ich im Haus eines Irren fest – eines irren Dämons –, der mir als Gutenachtgeschichte erzählt hatte, wie schön es sei, jemanden zu foltern. Hier wollte ich nicht bleiben, aber die Tür bot mir keinen Ansatzpunkt. Also musste ich mindestens die Nacht über bleiben.

Als ich die verputzten Innenwände absuchte, fand ich tiefe Risse, einige so schmal wie Finger, als hätte jemand versucht, sich hinauszugraben. Andere waren groß und ungleichmäßig, als hätte jemand ein Loch schlagen wollen. Hinter den Rigipsplatten war die Wand mit Holz verstärkt, als hätte der Besitzer von vornherein mit Gefangenen gerechnet. Eine der Wände hatte keine größeren Löcher, doch als ich tiefer vordrang, stieß ich abermals auf Holz und gab auf. Der Besitzer hatte das Haus offensichtlich umgebaut, damit seine Gefangenen nicht entkamen.

Möglicherweise konnte ich die Bretter oder sogar die Tür

aufbrechen, aber damit würde ich viel Lärm machen und das Holz zertrümmern, was Forman gewiss nicht sonderlich erfreuen würde. Aus naheliegenden Gründen war ich im Moment nicht scharf darauf, ihn zu verärgern.

Welche anderen Möglichkeiten hatte ich sonst noch? Sollte ich warten, bis er mich holte? Was wollte er mir antun? Selbst wenn ich floh, wohin sollte ich mich wenden? Er wusste, wo ich wohnte, und war offensichtlich bereit, das Gesetz zu brechen, wenn es ihm in den Kram passte. Außerdem wusste ich immer noch nicht, welche dämonischen Kräfte er besaß.

Da hörte ich die ersten Schreie.

Sie drangen gedämpft und aus einer gewissen Entfernung durch Wände und Türen, waren aber immer noch laut genug. Es klang, als rufe jemand »Warum tun Sie mir das an?« oder »Ich habe Ihnen doch nichts getan!«. Der Rest ging in einem unartikulierten Gurgeln unter.

Ein Teil in mir wollte sich abwenden – sich die Ohren zuhalten und so tun, als wäre gar nichts passiert –, aber das kam nicht infrage. Vielmehr lauschte ich aufmerksam, strengte mich sogar an, um jedes Wort zu verstehen, und malte mir das Szenario aus. Wahrscheinlich hatte die gefolterte Leiche, die ich im Einbalsamierungsraum gesehen hatte, zu Formans

sogenannten Spielsachen gezählt, und er selbst war der zweite Killer, über den wir uns unterhalten hatten. Demnach hatte ich bereits gesehen, was er mit seinen Opfern anstellte, und genau das tat er jetzt Stephanie an. Die spitzen Schreie kamen vermutlich vom Feuer, das tiefe Grunzen von Schlägen und Stichen. Ich wusste, was jeder Laut bedeutete, und hätte es ausblenden können, doch es war einfacher, mich nicht davon berühren zu lassen. Wie in so vielen Nächten, die ich als Kind in meinem Zimmer verbracht hatte, rollte ich mich im Dunkeln zusammen und schaltete mich selbst ab.

Nach einer Weile gesellte sich eine zweite zu der ersten Stimme. Formans Stimme. Es war ein entsetzliches Geräusch. Er schrie sie an, schrie zugleich auch mit ihr und teilte ihre Angst. Die beiden Stimmen schwollen zu einem Höhepunkt des Grauens an, bis irgendwo eine Tür knallte und eine kreischende, weinende Stimme den Flur entlang an mir vorbei zum Eingang eilte. Die Schritte waren fest und schnell, er wollte fluchtartig das Haus verlassen. Die Vordertür klapperte und wackelte, bis sie endlich mit einem Krachen aufflog. Die Schritte bewegten sich nach draußen, und dort stieß Forman einen urtümlichen Schrei aus, der mir einen kalten Schauer über den Rücken jagte. Das Gebrüll hielt sekundenlang an, dann erstarb es, und ich hörte nichts mehr außer dem Wind in den

Bäumen und der Tür, die der Luftzug gegen die Wand warf.

Langsam kehrten die Schritte zurück, dieses Mal näherten sie sich jedoch geradewegs meinem Verschlag. Ein Stöhnen, und die Tür knarrte, als Forman sich dagegenlehnte.

»Hilf mir, John!«, raunte er mit gepresster Stimme. Anscheinend bebte er am ganzen Körper, denn die Schranktür knarrte unablässig. »Hilf mir, hilf mir!«

»Was haben Sie …« Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. »Was ist geschehen?«

»Zu viel«, antwortete er. »Zu große Schmerzen. Schrecken. Ich halte das nicht aus, ich halte das nicht aus.«

Forman war ein Monster, ein Dämon. Das hatte er mir selbst verraten. Was konnte ihn denn so sehr ängstigen? »Ich kann Ihnen nicht helfen, solange ich hier eingeschlossen bin«, sagte ich. Ob sich mir dadurch eine Fluchtmöglichkeit bot? »Lassen Sie mich raus, und erzählen Sie mir, wovor Sie Angst haben.«

Etwas Schweres prallte gegen die Tür. Seine Faust. Er hatte die Faust aufs Holz gedroschen.

»Forman? Hören Sie mich?«

Er keuchte, dann noch einmal, als käme ein Ertrinkender

endlich an die Oberfläche und würde erleichtert nach Luft schnappen.

»Forman? Lassen Sie mich raus, ich kann Ihnen helfen!«

»Das hast du schon getan.« Seine Stimme klang wieder ruhig. Die Tür bebte, als er sich noch einmal anlehnte, dann richtete er sich wieder auf. Die Dielen knarrten, er entfernte sich.

»Was meinen Sie damit?«, rief ich. »Forman!«

»Du bist wie ein Hauch frischer Luft, John. Bis morgen früh dann.«

Damit ging er, und es wurde still im Haus. Nach und nach entstanden jedoch Geräusche in der Stille: ein gedämpftes Flüstern, ein Schluchzen und abgehackte Schreie, die so schnell abbrachen, wie sie begonnen hatten. Überall knackte Holz – im Dach, in den Wänden, im Boden. Aus dunklen Winkeln unter dem Holz drang ein ständiges leises Klirren, Kratzen und Schlurfen herauf. Das Haus weinte, das Haus stöhnte, es atmete, fürchtete und hasste.

Ich schloss die Augen und träumte vom Tod.


SECHZEHN



Das Geräusch von laufendem Wasser weckte mich – eine Dusche. Unter der Schranktür fiel ein Lichtschimmer herein, schwach zuerst, dann in meinen müden Augen fast blendend hell. Es war Morgen. Das Duschbad dauerte nicht lange, danach hörte ich krachende Schritte, dann das Quietschen alter Bettfedern. Ein Quietschen, als Kleiderbügel auf einer Stange im Schrank hin und her rutschten. Das ganze Haus schien den Atem anzuhalten und zu lauschen. Bald waren wieder Schritte zu hören, wurden lauter, näherten sich und zogen vorbei, wurden wieder leiser. Die Vordertür ging auf und wurde geschlossen. Schlüssel klimperten, fern und gedämpft durch das Holz. Riegel und Bolzen glitten an ihren Platz.

Schließlich knallte eine Autotür, der Motor brummte, und der Kies knirschte unter den Rädern, als das Auto wegfuhr. Der Motor drehte in der Ferne höher, dann verklang das Geräusch.

Wir waren allein.

Angespannt wartete ich, solange ich es aushielt, ehe ich die Tür zu öffnen versuchte. Ich musste sichergehen, dass Forman nicht unversehens zurückkehrte oder womöglich gar nicht weggefahren war. Vielleicht versteckte er sich nur nebenan. Mir war fast schlecht vor Angst. Quälend langsam verstrichen die Minuten. Als ich endlich Gewissheit hatte, dass nichts zu

befürchten war, stemmte ich mich mit dem Rücken gegen die hintere Wand des Schranks und stieß mit den Füßen so fest wie möglich gegen die Tür. Sie gab nicht nach.

Ich rückte herum, setzte den linken Fuß auf den Rahmen und trat mit dem rechten etwas höher zu. Dort fiel ein schmaler Lichtstreifen herein, und ich zielte genau daneben. Bumm. Nichts. Wieder trat ich zu, und noch einmal, immer fester. Die Tür war vermutlich ebenso verstärkt wie die Wände.

»Wer macht das da?«

Ich zuckte erschrocken zusammen, damit hatte ich nicht gerechnet. Die Stimme war leise und weit weg. Es war eine Frau.

»Stephanie?«, rief ich zurück.

»Wer ist Stephanie? Und wer bist du?« Die Sprecherin befand sich irgendwo im Haus, doch in einer entfernten Ecke, wahrscheinlich sogar hinter mehreren geschlossenen Türen. Die Fragen klangen … ärgerlich.

»Ich heiße John!«, rief ich zurück. »Forman hat mich gestern Abend hergebracht.«

»Bist du derjenige, mit dem er gespielt hat?«

Gespielt. Er hatte seine Spielsachen erwähnt. Also waren damit wirklich Menschen gemeint. »Nein«, antwortete ich. »Das war Stephanie. Sie ist die Empfangsdame in der Polizeiwache.«

»Es ist völlig egal, wer sie ist«, erwiderte die Stimme. »Warum machst du da etwas kaputt?« Der zornige Unterton war noch deutlicher zu hören.

»Ich bin in einen Schrank eingesperrt und versuche auszubrechen.«

»Glaubst du, das wüsste ich nicht?«, gab sie zurück. »Du machst ihn nur wütend, und ich schwöre dir, das willst du nicht.«

Ich hielt inne und dachte an Stephanies Schreie am vergangenen Abend. Warum wurde diese Frau wütend, wenn ich zu fliehen versuchte? »Sind Sie hier auch gefangen?«, rief ich.

»Verdammt noch mal, was denn sonst?«

»Ich kann fliehen«, sagte ich. »Ich komme hier raus, und dann hole ich Hilfe.«

»Nein!«, rief sie. Die Wut war noch da, aber jetzt gesellte sich etwas anderes dazu. Verzweiflung. »Wie war noch gleich dein Name?«

»John.«

»Hör zu, John. Du glaubst, du kannst entkommen, aber das ist nicht möglich. Wir haben es alle versucht. Meinst du, wir sind zum Zeitvertreib hier unten? Niemand konnte bisher fliehen, und je näher jemand daran ist, desto mehr tut er uns weh.«

Abermals versetzte ich der Tür einen festen Tritt. Sie splitterte leicht an einer Ecke.

»John!«, rief die Stimme aufgebracht. »John, hör auf damit!«

Wieder trat ich zu, ein Stück vom Rahmen entfernt, um eine Hebelwirkung zu erzielen. Der Aufprall bog das Holz durch.

»Du bist schuld, wenn er jemanden umbringt!«, rief sie. »Hoffst du etwa, er wird es nicht tun? In den letzten paar Wochen hat er vier von uns getötet.«

»Janella Willis!«, rief ich und trat erneut gegen die Tür. Sie bog sich weiter durch. »Victoria Chatham. Die anderen Namen weiß ich nicht.«

»Woher kennst du die beiden?«

»Er hat sie so hingelegt, dass wir sie leicht finden konnten.

Er wollte mich in eine Falle locken.« Noch ein Tritt, und das Holz splitterte. Ein langer Riss und ein Loch waren entstanden. »Allerdings habe ich nicht die Absicht, hier gefangen zu bleiben.«

»Verdammt!«, rief sie. Ich beugte mich vor und drückte das gebrochene Stück mit den Händen nach außen. Es war groß genug, um durchzukriechen, aber bequem würde es nicht werden. »Glaubst du, er lässt dir das durchgehen? Glaubst du, es passiert nichts weiter? Er wird nicht aufhören, wenn er mit dir fertig ist. Er wird es an uns allen auslassen.«

Ich wich den Splittern und Zacken der aufgebrochenen Tür so gut wie möglich aus und spähte in den Raum. Bei Tageslicht wirkte er noch schäbiger – schmutzig und leer. Die Möbel waren alt und schief, an einer Wand lehnte eine vergilbte Tapetenrolle.

Vorsichtig streckte ich einen Arm aus und drückte mich hoch, bis ich Kopf und Schultern durch das Loch zwängen konnte. Die Splitter zerkratzten mir den Rücken, doch ich zwängte mich durch und zog den zweiten Arm hinterher. Wund und rot gelangte er durch das gezackte Loch. Dann konnte ich mit beiden Armen den Oberkörper befreien, wobei ich tief ausatmete, um mich so schmal wie möglich zu machen.

Als meine Hüften durch waren, folgten die Beine von selbst. Ich schnitt eine Grimasse und stand auf. Der linke Arm und mein Rücken bluteten. Immer noch schrie mich die Frau an, und inzwischen stimmte ein ganzer Chor von Klagelauten mit ein.

»Wie viele seid ihr denn?«, rief ich.

»Vier im Keller«, antwortete die Stimme, »und die, mit der er letzte Nacht gespielt hat.«

»Sind es ganz sicher nicht mehr?« Ich ging zum vorderen Fenster und spähte hinaus. Wir waren mitten im Wald, das Auto stand nicht vor der Tür. »Das Haus ist ziemlich groß.«

»Wir hören es, wenn er jemanden mitbringt«, erklärte mir die Stimme, »und wir wissen es, wenn er jemanden tötet, weil er dann stundenlang schreit. Es ist nicht schwer zu verfolgen, wer noch lebt und wer tot ist.«

Auf halbem Wege zur Küche hielt ich inne. »Warum schreit er so?«

»Weil er ein kranker Schweinehund ist«, knurrte die Stimme. »Was kümmert es dich?«

»Wenn ich hier raus bin, wird er mich verfolgen.« Ich betrat die Küche. Sie war dreckig – auf den Ablageflächen und dem Herd standen benutzte Teller, die Wände waren voller Fettspritzer. Eine Tür des Küchenschranks fehlte, und einer der

beiden Stühle am Tisch war ein nacktes Metallgestell mit durchlöchertem Polster. »Wenn er das nächste Mal kommt, will ich vorbereitet sein. Deshalb muss ich wissen, wie er vorgeht.«

»Du kommst hier sowieso nicht raus«, beharrte die Frau.

Formans Haus war ein schäbiges Spiegelbild meiner dunkelsten Träume. Überall die Anzeichen von Gefangenschaft, Folter und Tod. Blutflecken an den Wänden, in einer Ecke war eine lange, schwere Kette befestigt, Kratzer und Schnitte auf allen Oberflächen. Quer über den Fußboden verlief eine Spur von getrocknetem braunem Blut bis unter die Tür der Speisekammer. In einem Topf auf dem Herd schwamm etwas Dunkles und Zähes, und er war voller formloser Stücke, die irgendwie nach Fleisch rochen. Das Küchenfenster war vergittert. Im Flur hinter der Küche hörte ich abgerissene, mühsame Atemzüge, und irgendwo unter mir, im Keller, summten die verzweifelten Stimmen von Formans Spielsachen.

»John«, rief die Frau, »bitte, hör mir zu! Wenn du glaubst, du könntest fliehen, machst du es nur noch schlimmer, denn es wird dir nicht gelingen. Du musst mir glauben. Ich sage dir dies zu deinem eigenen …«

»Ich bin schon draußen«, antwortete ich. »Wie komme ich

in den Keller?«

Schweigen. Ich verließ die triste Küche, folgte den Atemzügen und drang tiefer in das Haus ein.

»Hallo?«, rief ich. »Hört mich jemand?«

Im Keller schrie eine andere Frau auf. »Hilf uns!«

»Ruhig!«, antwortete die erste Frau. Es klang jetzt viel näher. »Was meinst du damit, dass du draußen bist?«

»Ich habe die Schranktür aufgebrochen und bin draußen. Nun sagen Sie mir, wie ich Sie finde.«

»Wir sind im Keller!«, rief die zweite Frau. »Das ist die Tür in der Küche.«

»Tut euch das nicht an!«, rief die erste Frau. »Ich will hier ebenso herauskommen wie ihr, aber wir dürfen uns nicht selbst eine solche Enttäuschung einbrocken. Ich halte das nicht mehr aus.«

Ich kehrte in die Küche zurück. Dort gab es nur eine Tür, die ich für den Zugang zur Speisekammer gehalten hatte. Ich packte den Griff, die Tür krachte im Rahmen, doch sie war abgeschlossen. Wieder rüttelte ich. Auf der anderen Seite hörte ich ein leises Geräusch, fast zu leise, um es wahrzunehmen. Ich legte das Ohr an die Tür.

Jemand schluchzte. »Bitte, bitte, bitte, bitte …«

Ich zog mich etwas zurück und zerrte weiter an der Tür. »Hat er den Schlüssel bei sich?«

»Woher soll ich das wissen?«, rief die Frau, offenbar sehr aufgebracht.

»Na gut«, sagte ich. »Nur die Ruhe, ich sehe mich um.«

»Beeil dich!«, rief die zweite Frau.

Ich kehrte in den Flur zurück und sah mich im hinteren Teil des Hauses um, wobei ich wieder den gequälten Atemzügen folgte. Sie führten mich zu einer geschlossenen Tür, die jedoch nicht versperrt war. Ich öffnete sie vorsichtig und rechnete schon mit einer Falle, doch nichts geschah. Es war ein kleines Schlafzimmer mit einer leeren, unbezogenen Matratze in einer Ecke auf dem Boden. Die Blumentapete war verblichen und zerkratzt. Ich öffnete die Tür etwas weiter, trat ein und keuchte auf.

Stephanie hing an der Wand, die Handgelenke waren mit dicken Stricken gefesselt, die zu zwei gezackten Löchern in der Decke hinaufliefen. Sie zogen ihr die Arme seitlich hoch, gerade weit genug, damit sie nicht knien konnte. So hing sie bewusstlos an der Wand, als hätte jemand sie gekreuzigt. Die Kleidung vom Vortag war noch da – die Bluse und der Rock,

mit denen sie zur Arbeit gekommen war –, doch sie war von Schweiß und Blut beschmutzt, und unter ihren Füßen war das Blut in den Teppich gesickert und ergänzte eine ältere, viel größere Blutlache. Stephanie war nicht das erste Opfer, das hier gelitten hatte. Ihr Kopf hing leblos nach vorn, das schmutzige blonde Haar war nur noch eine klebrige Masse und verdeckte das Gesicht und den Oberkörper. Es roch nach altem Rauch und verbrannter Haut.

Ehrfürchtig staunend trat ich ganz ein. Es war eine schreckliche, widerwärtige und schöne Szene. Hier, in diesem einen Raum, hatte vieles, was mein Leben ausmachte, eine feste Form angenommen. Alle jene Träume, die mich um den Schlaf gebracht hatten, weil ich sie vermeiden wollte, alle meine dunkelsten Phantasien darüber, was ich den Menschen antun wollte. Wie oft hatte ich mir schon genau diese Szene mit meiner Mutter vorgestellt, damit sie endlich lernte, mich nicht immer zu gängeln. Wie oft hatte ich im Geist Brooke hier vorgefunden, die sich danach sehnte, dass ich sie rettete, und bereit war, alles zu tun, um meine Gunst zu gewinnen. Das ganze Leben lang hatte ich mich bemüht – ich hatte die Regeln aufgestellt und meine zwischenmenschlichen Kontakte eingeschränkt –, dieses Zimmer nie zu betreten. Genau dadurch waren aber meine Vorstellungen so bedeutsam

geworden und hatten immer wieder triumphiert. Es war gleichzeitig eine Privathölle und ein unerreichbares Ideal. Es war alles, was ich mir immer versagt hatte, und dadurch unweigerlich auch das, was ich immer schon gewollt hatte.

Stephanie atmete keuchend und unter Schmerzen. Wahrscheinlich machte ihr die unnatürliche Stellung der Arme Schwierigkeiten und behinderte die Atmung. Immerhin kamen die Atemzüge gleichmäßig und ruhig. Sie lebte noch, und da sie weder auf mein Eintreten noch auf meine laute Unterhaltung mit den Frauen im Keller reagiert hatte, schlief sie vermutlich tief. Ich näherte mich ihr und betrachtete sie genauer. Die Bluse hatte kurze Ärmel, auf den Armen hatte die Frau rote Male – flache Schnitte und böse hellrote Brandwunden. Ich beugte mich vor und erspähte durch den Vorhang der Haare ihr Gesicht. Es war geschwollen und voller blauer Flecken, die Nase war nach Formans Angriff in der Wache gebrochen.

Ich schloss die Augen, als ich mich an ihre Schreie erinnerte.

Nur wenige Schritte entfernt stand eine Kommode mit einer Werkzeugsammlung. Es waren keineswegs die ordentlich aufgereihten Folterwerkzeuge, die man in Agentenfilmen immer sieht, sondern eine bunte Sammlung von

Küchenmessern und anderen Gegenständen: Schraubenzieher, verschiedene Zangen, ein Hammer. Ein Nadelkissen voller Nadeln und seltsamerweise auch ein Bündel Wunderkerzen. Ich nahm eine Kombizange in die Hand. An den Backen hing etwas Schwarzes, Ausgefranstes. Ich legte sie wieder weg und nahm ein Schälmesser. Die kurze Klinge war mit mehreren getrockneten Blutschichten bedeckt, als hätte sie hundert Opfer geschnitten und sei nie gesäubert worden.

Stephanie hing reglos an den Seilen. Völlig still wie eine Leiche. Ich näherte mich dem Körper mit erhobenem Messer, als wolle ich ein Opfer darbringen. So viele Träume …

Unten knirschte der Kies, und ich schaute jäh auf.

»John!«, rief die Frau im Keller.

Ich ließ das Messer fallen und tat einen Schritt zur Tür, dann hielt ich inne, kehrte zurück und schnappte mir abermals das Messer. Ich wusste nicht, ob ich damit gegen einen Dämon etwas ausrichten konnte, doch es war besser als gar nichts. Wenn ich Glück hatte, konnte ich sogar fliehen, ohne mich ihm stellen zu müssen.

So leise wie möglich schlich ich durch das Haus und hoffte, die Dielenbretter würden nicht quietschen. Es musste doch einen Hinterausgang geben. Zuerst fand ich ein weiteres

Schlafzimmer, das wahrscheinlich Forman benutzte. Auch dieser Raum war nur spärlich möbliert, doch immerhin gab es einen Schrank voller guter Anzüge und sauberer weißer Hemden. Dahinter lag das Bad. Die Fliesen waren gesprungen und voller Schimmel, und wieder dahinter lag ein weiteres Zimmer, das jedoch abgeschlossen war. Einen Hinterausgang gab es nicht. Ich konnte mich in irgendeinem Raum verstecken und warten, bis er wieder ging – aber nein, sobald er das Haus beträte, würde er bemerken, dass ich geflohen war. Die geborstene Schranktür fiele ihm sofort auf, und sobald ihm klar wäre, dass ich draußen war, würde er mich suchen.

Die Haustür öffnete sich, ich hörte die Schlösser und Schlüssel klirren, und dann rief Forman: »Dachtest du wirklich, du könntest entkommen, John?« Er hielt kurz inne. »Das war eine neue Tür, John. Jetzt muss ich wohl eine Stahltür einsetzen.«

Er hatte zu reden begonnen, bevor er überhaupt das Haus betreten hatte. Er hatte gewusst, dass ich geflohen war, bevor er die Tür gesehen hatte. Wie war das möglich?

»Bist du verwirrt, John? Das ist kein Wunder. Haben die Spielsachen dich nicht gewarnt, dass niemand je entkommen kann?«

Leise schlich ich zurück zu dem Raum, in dem Stephanie bewusstlos an der Wand hing. Dort gab es ein Fenster; vielleicht konnte ich es öffnen und hinausklettern, bevor er mich erreichte.

»Ah«, sagte Forman. »Hoffnung. Ja, da spüre ich eine starke Hoffnung. Es ist lange her, dass hier jemand so etwas empfunden hat.« Er war noch mehrere Räume entfernt, näherte sich aber rasch. »Wenn du Hoffnung hast, dann hast du einen Plan, aber du bist nicht annähernd wütend genug, um mich anzugreifen, und das bedeutet, dass du zu fliehen hoffst. Nein, es gibt keine Hintertür, und die Fenster kommen auch nicht infrage. Was bleibt dann noch?«

Ich huschte in Stephanies Zimmer und blickte zum Fenster – es war verrammelt wie die Küche. War denn das ganze Haus derart gesichert?

»Nun gewinnt die Verzweiflung die Oberhand.« Forman kam immer näher. »Dein Plan gelingt nicht, oder ich mache dir Angst – vielleicht auch beides. Wie auch immer, du hast keine Möglichkeiten mehr.«

Hätte ich mich bei meinem ersten Besuch nicht so sehr auf Stephanies Folterungen konzentriert, dann hätte ich die Gitter vor den Fenstern sofort bemerkt. Was war mir sonst noch

entgangen? Ich drehte mich hastig um und suchte nach irgendeinem Hilfsmittel, das ich benutzen konnte, um zu fliehen oder mich zu wehren. In einer Ecke stand ein kleiner Schrank, dem jedoch die Tür fehlte, und der Stapel Kartons darin war zu klein, um mich dahinter zu verbergen. Ich konnte die Schubladen der Kommode durchwühlen, doch er war jetzt ganz nahe – er würde alles hören, was ich tat. Verzweifelt und aufgeregt sah ich mich nach etwas Brauchbarem um. Die Matratze war alt, die einsame Glühbirne ausgeschaltet, die Rückwand bestand aus neuen, kahlen Rigipsplatten. Da war ein …

In der Wand waren Augen.

Etwas oberhalb meiner Augenhöhe entdeckte ich ein Loch, durch das zwei Augen spähten. Erschrocken fuhr ich zurück und wäre fast hingefallen. Dort lauerte nicht Forman – es war jemand anders, schmutzig und reglos. Ich hielt inne und wartete darauf, dass sich die Augen bewegten oder die Person den Kopf schüttelte, auf irgendein Lebenszeichen. Die Augen blinzelten und schimmerten. Tränen.

Es war eine weitere Gefangene. Forman hatte die neue Wand um jemanden herum eingebaut und nur einen Augenschlitz frei gelassen, von dem aus seine Folterstation auf

der anderen Seite gut zu erkennen war. Die Frau hinter der Wand, stumm und eingesperrt, war gezwungen gewesen, alles mit anzusehen, was Forman in der vergangenen Nacht mit Stephanie angestellt hatte.

Außerdem hatte sie beobachtet, was ich in dem Raum getan hatte.

»Überraschung.« Auf einmal stand Forman in der Tür und zielte mit der Pistole auf mich. »Oder sogar ein Schock. In diesem Raum befinden sich die beiden Dinge, die dich am stärksten erschrecken. Aber anscheinend findest du es nicht sonderlich anregend.«

»Wer ist sie?« Ich deutete auf die Augen.

»Ein Experiment«, erklärte Forman. »Gewissermaßen eine Verbesserung des Verlieses, eine Verstärkung.«

»Was soll sie denn verstärken?«

»Zwei Opfer zum Preis von einem«, sagte Forman. »Unten kann ich natürlich eine ähnliche Wirkung erzielen, aber wenn eine von ihnen tatsächlich in der Wand gefangen ist, kommt ein Hauch von Verzweiflung hinzu, den ich auf andere Weise nicht erzielen kann. Du musst nämlich wissen, ich bin so etwas wie ein Feinschmecker.«

»Beim Foltern?«

»Von Emotionen, John. Das Foltern ist die Methode, nicht das Ziel.«

Emotionen. So hatte er meinen Weg durch das Haus verfolgt, und deshalb hatte er mich am Vorabend so gut durchschauen können. Er konnte mich nicht bloß gut einschätzen, sondern spürte meine Gefühle. Im Auto hatte er Angst gehabt, weil ich Angst gehabt hatte, und nachdem er Stephanie in der letzten Nacht gefoltert hatte, war er am Ende gewesen, weil er ihre Angst empfunden hatte – und zugleich auch die Gefühle der Frau in der Wand.

»Das Verstehen dämmert«, meinte Forman. »So langsam reimst du dir alles zusammen.«

»Sie fühlen, was wir fühlen.«

Er nickte lächelnd.

»Konnte das auch der andere Dämon? Mahai oder wie Sie ihn nannten?«

»Mkhai«, berichtigte er mich. »Nein, das konnte er nicht. Denn wenn er es gekonnt hätte, dann hättest du ihn nicht töten können. Er hätte gewusst, dass du kommst, noch bevor du ihn erreicht hättest.«

»Können Sie Gedanken lesen?«

»Nein, es hat nichts mit Gedankenlesen zu tun, John. Es geht um Gefühle – ich spüre, was du empfindest.« Er tat einen Schritt auf mich zu, die Waffe drohend erhoben. »Ich spüre die Vorahnung, wenn jemand in der Nähe auf etwas wartet. Wenn jemand erregt ist. Dann empfinde ich ein wenig Furcht und weiß, dass der Betreffende auf etwas Gefährliches wartet. Nehme ich etwas Dunkles wahr wie Hass oder Zorn, dann weiß ich, dass der Betreffende jemandem wehtun will, weil ich mich auf einmal so fühle, als wollte ich jemandem wehtun. Es bedeutet auch, dass ich es im gleichen Moment wie du spüre, falls du jemals planst, das Ding da gegen mich einzusetzen.« Er deutete mit dem Lauf der Waffe auf das Schälmesser, das ich in der Hand hielt.

Ich betrachtete es und legte es wieder auf die Kommode.

»Wenn Sie die Emotionen anderer Menschen fühlen, warum tun Sie ihnen dann weh? Sollten Sie dann nicht überall auf der Welt Glück und Freude verbreiten und allen gute Gefühle schenken?«

»Gefühle sind weder gut noch schlecht.« Er trat näher. »Sie sind nur schwach oder stark. Liebe ist beispielsweise schwach. Jemand liebt dich, du erwiderst die Liebe, du bist eine Weile glücklich, dann verfliegt alles wieder. Wenn aber einer der

Liebenden den Partner betrügt, dann kommen echte Emotionen auf – dann entsteht etwas Starkes und hinterlässt Spuren, die du nie wieder loswirst. Betrug ist das köstlichste Gefühl überhaupt, nur dauert es eine Weile, um alles passend einzurichten. Furcht kann ebenso intensiv sein, wenn man weiß, was man tut.«

Abermals kam er ein Stück näher. Er lächelte leicht. »Du kennst die Furcht. Als du Mkhai begegnet bist, musst du eine viel stärkere Angst empfunden haben, als sie die meisten anderen Menschen jemals kennenlernen. Furcht, Betrug, Zorn, Verzweiflung – die anderen Emotionen verblassen im Gegensatz dazu.«

Ich wich nicht vor ihm zurück. »Ich bin ein anerkannter Soziopath, Forman. Es dürfte ausgesprochen schwierig sein, mir starke Emotionen zu entlocken.«

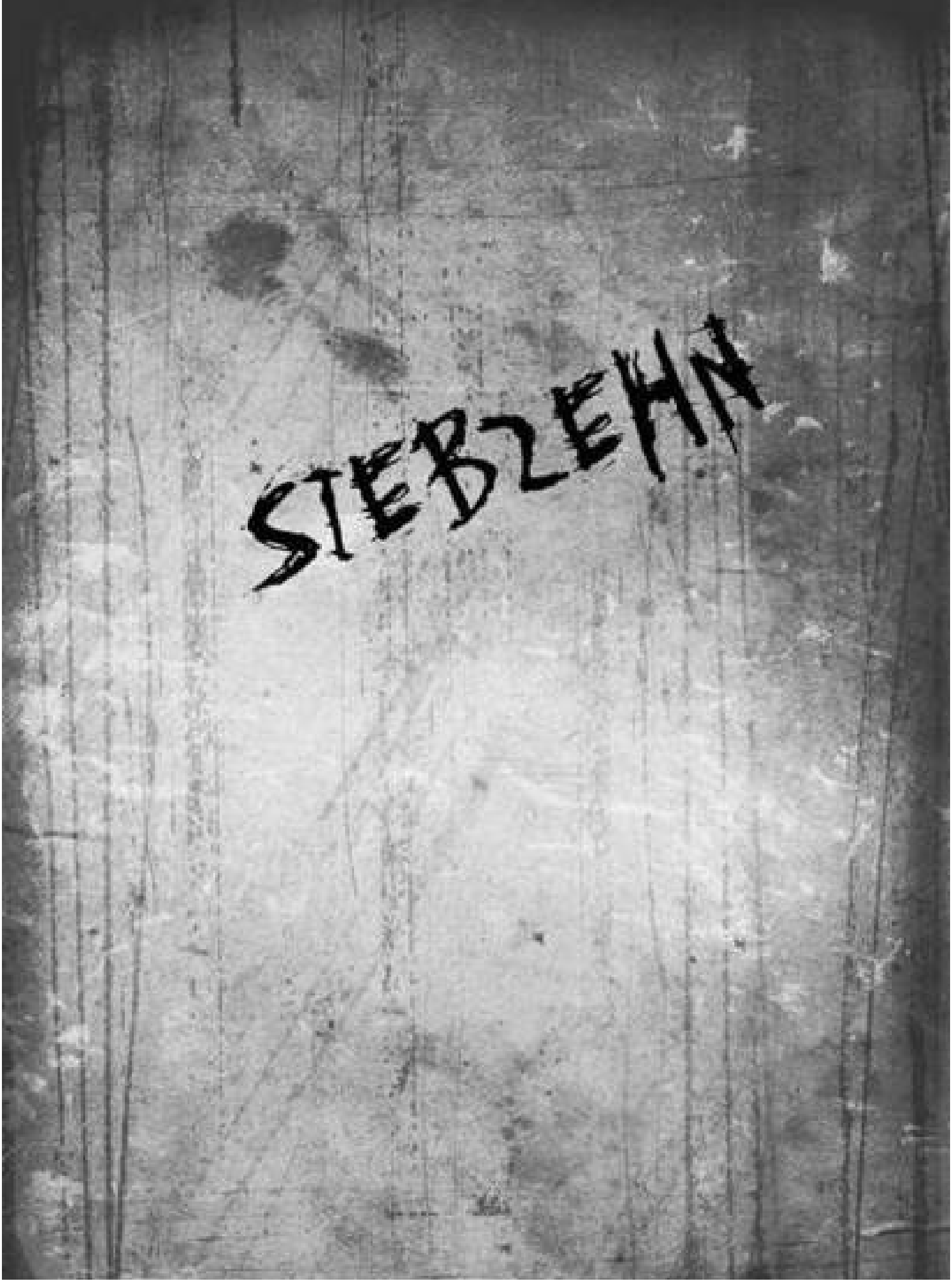
»Du bist nicht zum Vergnügen hier«, sagte er. »Du bist hier, weil du mir etwas über Mkhai erzählen sollst.«

»Aber Sie wissen doch viel mehr als ich«, antwortete ich. »Sie kannten ihn seit Jahrhunderten.«

»Seit Jahrtausenden«, berichtigte er mich. »Doch vor vierzig Jahren ist er verschwunden, und jetzt ist er tot. Du weißt, wo er in dieser Zeit war, und du wirst es mir sagen.«

»Werden Sie mich durch Folter dazu zwingen?«

»Nichts, was du mir unter Folter sagst, könnte für mich von Wert sein«, erklärte Forman. »Du wirst es mir sagen, wenn du dazu bereit bist. Jetzt aber ist es Zeit, dass ich dir die anderen Spielsachen vorstelle.«


SIEBZEHN



Forman zog einen Schlüsselbund aus der Tasche und warf ihn mir zu. »Mach auf! Es ist der kleine runde Schlüssel.«

Wir standen in der Küche, und Forman bedrohte mich mit der Pistole. Die Waffe fand ich interessant – Crowley/Mkhai hatte nie eine Waffe gebraucht, weil er die Hände in Klauen verwandeln konnte. War auch Forman dazu fähig? Bisher hatte ich angenommen, dass die Dämonen einander mehr oder weniger ähnlich seien, doch anscheinend traf diese Vermutung nicht zu. Crowley hatte die Fähigkeit besessen, Körper zu stehlen, doch dieses Spiel mit Emotionen war mir völlig neu. Steckte hinter Formans menschlichem Äußerem ebenfalls eine dämonische Gestalt, oder war er auf einen bestimmten Körper festgelegt?

Ich fand den richtigen Schlüssel und öffnete die Tür. Von unten wehte ein übler, beißender Geruch herauf wie aus einem Abwasserkanal.

»Was ist dort unten?«, fragte ich.

»Meine Spielsachen«, sagte Forman. »Radha, Martha und … nein, ich glaube, Martha ist nicht mehr da. Für mich sehen sie alle gleich aus, vor allem, wenn sie schon mehrere Monate lang im Keller stecken.«

»Wollen Sie mich auch da unten einsperren?«, fragte ich.

»Tja, ich kann dich doch kaum hier oben herumlaufen lassen, oder? Türen sind teuer.« Er versetzte mir einen Stoß mit der Mündung seiner Waffe. »Steig da runter!«

Die Treppe war steil und schmal, ich musste mich am Geländer festhalten, um nicht zu stürzen. Hoch in der gegenüberliegenden Wand entdeckte ich ein schmutziges kleines Fenster, durch das nur schwaches Licht hereinfiel. Meine Augen hatten sich noch nicht auf die Dunkelheit eingestellt, und ich war völlig blind, bis ich die Treppe halb hinunter war. Dann schaltete Forman hinter mir das Licht ein.

»Bleib stehen!«, befahl er.

Grelles gelbes Licht erfüllte den Raum. Vier verdreckte, ausgemergelte Gestalten kauerten dort wie vertrocknetes Unkraut. Es waren Frauen, alle in Lumpen gekleidet. Drei verbargen ihre Gesichter. Die Wände bestanden aus nacktem Beton, in den Ecken verliefen Rohre, an die die Frauen angekettet waren. In die Decke waren mehrere Haken eingelassen. Auch der Boden schien aus Beton zu bestehen, war jedoch mit einer Schicht Dreck, Unrat und Blut bedeckt. In einer Ecke lagen Bretter, auf denen drei gedrungene Metallfässer standen.

»Das sind meine Spielsachen«, flüsterte Forman mir ins

Ohr. »Es sind diejenigen, die meine ersten Tests überlebt haben. Unsere gemeinsame Freundin Stephanie wird aber nicht hierherkommen.«

»Warum nicht?«

»Sie ist zu schwach«, erklärte Forman. »Ich werde ihrer sehr, sehr bald schon überdrüssig sein. Die da drüben hingegen ist meine Favoritin.« Er deutete auf die Frau in der hinteren Ecke – die Einzige, die es gewagt hatte, seinen Blick zu erwidern. Sie starrte uns zornig an. »Sieh sie dir an!«, drängte Forman mich. »Sie kaut vor Wut förmlich an der Kette. Ich muss zurück zur Wache, aber … wir haben Zeit. Nimm die Schlüssel und bring sie zu mir!«

»Ich helfe Ihnen nicht.«

Forman stieß mich mit der Waffe weiter, und ich verlor das Gleichgewicht. Gerade eben konnte ich mich noch am Geländer festhalten, doch er drosch mir den Pistolengriff auf die Finger, und ich musste loslassen. Ich stürzte die Treppe hinunter und schlug mit dem Kopf schwer gegen die Stufen, dann prallte ich mit dem Rücken auf den Betonboden und war eine Weile außer Atem.

»Du widersetzt dich mir nicht noch einmal«, sagte Forman ohne besondere Betonung. »Diese Lektion haben die anderen

Spielsachen bereits gelernt.«

Stöhnend kam ich auf die Knie hoch und blieb sitzen, bis das Dröhnen im Kopf nachließ. Am Ende des Geländers zog ich mich auf die Füße.

»Sehr gut«, sagte Forman. »Jetzt bring sie zu mir!«

Ich durchquerte den Raum und wich den Abfallhaufen und den herumliegenden Hundefutterdosen aus. Die Frauen zogen die Köpfe ein, als ich vorbeikam. Sie waren stark abgemagert und völlig verdreckt, ihre Kleidung war zerfetzt und zerrissen. Darunter kam vernarbte Haut zum Vorschein, unter der sich die Rippen abzeichneten.

Hier unten im Keller hielten sich vier Frauen auf, oben mindestens noch zwei. Das ganze Haus war ein Abgrund des Schreckens und von einem fast körperlich spürbaren Abscheu erfüllt. Wie konnte Forman das nur ertragen? Wie er selbst erzählt hatte, konnte er den Empfang von Emotionen nicht einfach abschalten. Ständig fing er auf, was die anderen rings um ihn herum fühlten. Wahrscheinlich blieb er deshalb auf der Treppe stehen und verlangte von mir, sein Opfer zu holen. Hier unten empfand er womöglich so große Angst, dass er kaum noch handlungsfähig war.

Ob ich das gegen ihn einsetzen konnte?

Die Frau in der Ecke starrte mich an, als ich mich ihr näherte, genau wie die Katze im Lagerhaus. Ihre Haut war dunkel, doch ich konnte nicht erkennen, ob es Schmutz oder ihre natürliche Hautfarbe war. Vermutlich war sie kaum älter als Lauren, doch angesichts ihrer Verfassung war ich mir nicht sicher.

»Sie waren es, nicht wahr?«, flüsterte ich, als ich vor ihr niederkniete.

»Fahr zur Hölle!«

»Wer ist die Frau in der Wand?«, fragte ich.

Misstrauisch beäugte sie mich. »Wer?«

»Oben«, erklärte ich leise, während ich ganz langsam das Schloss der Kette öffnete, um Zeit zu gewinnen. »In der Wand ist eine Frau gefangen.«

»Welche Wand?«

Ich suchte nach den richtigen Worten. »In der Folterkammer.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Sie müssen sie doch bemerkt haben.«

»Wer bist du?«, fragte sie.

»John Cleaver.«

»Das war einmal. Jetzt bist du einer von uns. Vielleicht auch etwas ganz anderes.« Sie kniff die Augen zusammen. »Wir sind nur Spielzeug. Du bist ein Haustier.«

»Trödle nicht herum, John!«, rief Forman.

»Wie heißen Sie?«, fragte ich.

»Radha.«

»Radha?«

»Ein indischer Name«, knurrte sie.

»Schön«, sagte ich. »Passen Sie auf – wir haben nicht viel Zeit. Ich glaube, ich kann ihn töten, aber dazu brauche ich Ihre Hilfe.«

»Du wirst scheitern, und dann lässt er es an uns aus«, prophezeite Radha.

»Er wird es an mir auslassen.«

»Sei nicht so dumm!«, fauchte sie. »Du hast seinen Schrank und wer weiß was sonst noch zerbrochen, und jetzt frag dich, wen er dafür bestraft.«

Ich schüttelte den Kopf. »Er bestraft niemanden«, widersprach ich. »Wie holt er euch rauf, wenn ich nicht da bin? Wie hat er die anderen geholt?«

»Was interessiert dich das?«

»Sagen Sie es mir einfach – kann er hier herunterkommen?«

Sie schnaubte und blickte an mir vorbei. »Er steht da auf der Treppe. Er kann alles, was er will.«

»Ja, er kann, aber tut er es auch?« Ich sah ihr tief in die Augen, damit sie sich konzentrierte. »Ich muss wissen, ob er jemals hier heruntergekommen ist und was dabei geschehen ist.«

Sie blickte über meine Schulter. »Er wird ungeduldig.« Sie strich sich mit den Fingern über eine Reihe hässlicher Narben auf der Brust.

»Antworten Sie!«, drängte ich sie.

»Natürlich kommt er hier herunter. Glaubst du denn, wir gehen von selbst rauf?«

»Hat er Angst, wenn er hier unten ist? Wirkt er unruhig, zittert er oder so?«

»Warum soll er denn vor uns Angst haben?«, fragte Radha. »Er hat eine Waffe, und wir sind angekettet. Wie willst du Trottel ihn da aufhalten?«

Sie kochte vor Wut. Aha.

»Sie sind es«, sagte ich und sah mich rasch um. »Sie sind

wütend, und darauf konzentriert er sich.«

»Ich habe auch allen Grund dazu«, zischte sie zurück.

Deshalb also war Radha seine Favoritin. Sie besaß viel Willenskraft und war zornig, und das konnte er benutzen, um weiterzumachen, wenn ihn die Ängste der anderen eher zum Fortlaufen drängten. Deshalb war er in der vergangenen Nacht vor Stephanie geflohen. Sie war voller Angst gewesen, und das Gleiche hatte er empfunden. Er war zu mir gekommen, um sich zu beruhigen.

»Sie dürfen nicht wütend sein«, sagte ich. »Sie müssen Angst haben wie ich. Das ist der einzige Weg.«

»Er kommt«, sagte Radha.

»Er kann sich auf ein Gefühl konzentrieren und die anderen wegschieben. So hat er mich im Haus gefunden, obwohl Ihre Gefühle hier unten gestört haben. Er kann das wegschieben und …«

»Was erzählst du da?«, fragte sie.

»Ich sage, dass Sie meiner Ansicht nach recht haben. Er benutzt mich tatsächlich als Haustier. Er benutzt mich, um sich zu beruhigen, nachdem er Ihnen wehgetan hat.«

Sie konnte mir nicht folgen. Wusste sie denn nicht, dass er

Emotionen absorbierte?

»Was heißt das?«, fragte sie.

»Es heißt, dass mein Plan nicht funktionieren wird«, gab ich zu. »Ich muss eine andere Schwäche finden …«

Etwas Hartes traf mich unvermittelt an der Schläfe, und ich sah vorübergehend nur noch grelle Blitze. Ich stürzte, hielt mir den Kopf und hörte wie aus großer Ferne Formans Stimme über mir, kaum verständlich im Dröhnen, das meinen Kopf erfüllte. Ich wollte mich aufrichten, doch er versetzte mir einen kräftigen Tritt in den Bauch, worauf ich herumrollte und mich vor Schmerzen krümmte.

»Hat sie dich nicht davor gewarnt, etwas gegen mich zu planen?«

Ich hustete trocken, drehte mich auf die Seite und übergab mich.

»Für eins bin ich dir allerdings dankbar«, sagte er. »Du hast Radha tatsächlich Hoffnung gemacht, nur eine Sekunde lang, und dadurch wird die folgende Enttäuschung nur noch süßer.«

Wieder hustete ich, hielt mir mit einer Hand den Bauch und mit der anderen den Kopf.

»Steh auf!«, befahl er. Ich rührte mich nicht. »Steh auf!«,

brüllte er und feuerte einen Schuss ab. Es war ein ohrenbetäubender Knall, und eine der Frauen kreischte laut. Verletzt war ich nicht, der Warnschuss hatte nur die Wand getroffen.

Die Frau neben mir wimmerte, und ich dachte an die Angst, die Forman jetzt durchflutete. Als ich aufblickte, lächelte er jedoch beinahe höhnisch, und seine Augen waren weit aufgerissen. Er wirkte auf mich, als sei er betrunken.

Es war eine Droge.

»Steh auf!«, sagte er. Mühsam drückte ich mich auf die Knie hoch, und er versetzte mir abermals einen Tritt – nicht ganz so fest dieses Mal, und einfach nur, um mir zu zeigen, wer das Sagen hatte. Ich hielt auf Knien inne und rang keuchend nach Luft, dann setzte ich einen und endlich auch den zweiten Fuß auf den Boden. Einen Moment lang stand ich noch gekrümmt da, die Hände auf die Knie gestützt, und bemühte mich, tief durchzuatmen und die Schmerzen auszublenden.

Radha schwieg, sie kauerte an der Wand. Trotz ihrer Wut hatte sie offenbar gelernt, ihn nicht offen herauszufordern.

»Heb das auf.« Er warf etwas vor mir auf den Boden. Es war mein Taschenmesser.

»Heb es auf!«, wiederholte er. Ich gehorchte und bückte

mich. »Da du dich so mit Radha angefreundet hast, solltest du sie vielleicht noch etwas besser kennenlernen. Schneid sie.«

»Nein.«

Er versetzte mir einen Tritt in die Kniekehle, und ich stürzte wieder auf den Boden. Als ich mich abfangen wollte, ließ ich das Messer fallen.

»Ich habe dir schon gesagt, du sollst dich mir nicht widersetzen. Jetzt steh auf!«

Ich nahm das Messer an mich und rappelte mich auf. Radha starrte mich voll unbändiger Wut an, die dunklen Augen schmal und die Zähne gebleckt.

»Ich habe die Akten deines Psychologen gelesen«, erklärte Forman. »Du bist vom Tod besessen. Dank unserer Unterhaltung gestern Abend weiß ich auch, dass du bereits eine Person getötet hast, und ich kann mir gut vorstellen, wie dir die Erinnerungen in den Monaten danach zugesetzt haben. Wahrscheinlich brennst du darauf, wieder jemandem wehzutun.«

Radhas Gesicht war hart und gefasst, wie eine Totenmaske. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt.

»Ich habe mein Leben lang Leute wie dich studiert, John, und ich weiß ganz genau, was in dir vorgeht.« Forman war

hinter mir, doch seine Stimme erfüllte den ganzen Raum. »Du träumst davon, Menschen zu verletzen. Du quälst Tiere. Du reißt Fliegen die Flügel aus. Mehr ist sie nicht, John – nur eine Fliege, ein Insekt. Sie ist ein Nichts. Schneid sie!«

Sie starrte mich an, die Augen geweitet und der Blick nicht mehr ganz so fest. Sie hatte angenommen, ich sei auf ihrer Seite, und jetzt bekam sie Zweifel. Sie fürchtete sich ein wenig vor mir.

Irgendwie war die Klinge des Taschenmessers in meiner Hand aufgeklappt. Ich hob es und betrachtete das Licht, das sich im Metall spiegelte und wie Honig über die Schneide tropfte.

Das Messer fühlte sich … richtig an. Vergiss alles, denn der bist du wirklich: ein Mann mit einem Messer, gefürchtet und respektiert. Du hast die Freiheit, alles zu tun, zu sagen und zu sein, was immer du willst. Vor Monaten hatte ich mich schon einmal in einer solchen Situation befunden und hatte auf genau diese Weise ein Messer gehalten. Vor mir hatte sich meine Mutter vor Angst gewunden, und ich hatte die Macht gehabt zu tun, was immer ich wollte. Ich war ein Gott gewesen, genau wie Forman ein Gott gewesen war, und das hatte ich alles weggeworfen. Warum nur? Nur um mich in eine schlecht

sitzende Verkleidung zu zwängen und den Rest meines Lebens mit einer quälenden Lüge zu leben? Nur damit ich die Tage in Einsamkeit und die Nächte mit einem verlorenen Kampf gegen mein eigenes Wesen verbrachte? Sechzehn Jahre hatte ich damit verschwendet, jemand sein zu wollen, der ich nicht war, und die ganze Zeit über die falsche Frage gestellt.

Statt Wie lange kann ich das noch aushalten? hätte die Frage lauten müssen: Warum soll ich das überhaupt noch länger aushalten?

Radha erkannte es – eine Veränderung in meinem Blick, in meiner Körperhaltung oder in den Bewegungen meiner Hände. Sie wusste, dass ich es tun würde. Sie hatte Angst. Sie wusste, wie heftig ich sie zu schneiden, zu öffnen, kreischen zu hören begehrte. Nur für mich.

Für mich? Oder für Mr. Monster?

Seit Tagen hatte ich nicht mehr an Mr. Monster gedacht. Er hatte sich in mir ausgebreitet wie eine Infektionskrankheit und war gewachsen, und doch hatte ich keinen Gedanken mehr an ihn verschwendet, seit … seit ich im Lagerhaus die Katze umgebracht hatte. Danach war er nicht wieder in den Hintergrund getreten, sondern mit meinem Bewusstsein verschmolzen, bis ich mich vollends in ihn verwandelt hatte.

John dagegen war praktisch verschwunden.

Ich hob das Taschenmesser und starrte die Schneide an. So viele Möglichkeiten, so viele Klingen und Werkzeuge: ein Dosenöffner, eine Säge, ein Korkenzieher. Ich wollte sie alle ausprobieren. Radha sollte sich unter mir anspannen, wenn ich ihr das Messer in den Rücken trieb, ich wollte ein schmerzliches Wimmern hören, leise und voller Angst. So war ich eben.

Aber so wollte ich nicht sein.

Ich setzte einen Finger auf den Rücken der Klinge und klappte das Messer langsam zusammen. Sie rastete ein.

»John …«, sagte Forman langsam. Was empfing er jetzt von mir?

Ich hielt das Taschenmesser fest in der Faust und sah Radha tief in die Augen. Trotzdem konnte ich sie nicht genau betrachten, denn mein Blick schien sich zu trüben, und alles verschwamm vor mir. Ich weinte und ließ das Messer fallen, und als es fiel, zerriss es mir die Seele und schnitt Mr. Monster aus mir heraus wie ein riesiges Geschwür. Ich war verletzt, ich war zerbrochen, aber ich war wieder ich selbst.

»Du bist ein Narr.« Dann schlug Forman mich wieder, versetzte mir einen wuchtigen Hieb auf den Hinterkopf, der mich auf der Stelle zu Boden schleuderte. Radha fing mich auf

und federte in der Hocke meinen Sturz ab. Hinter mir fluchte Forman erbost, und ich hörte ein lautes, metallisches Klicken.

»Du Narr«, sagte Forman. »Du dummer, kranker Narr. Glaubst du, ich könnte dir nichts tun? Frag doch deine neue Freundin, wie schön es in der Grube ist.«

Ein lautes Kreischen ertönte, und Radha zog mich näher an sich heran, ein Stück weiter weg von Forman. Etwas Schweres fiel mir auf den Fuß und quetschte mir die Zehen. Eine schwere Planke war daraufgefallen. Forman hatte die drei Fässer aus der Ecke weggezogen und die Bretter hochgehoben. Darunter tat sich ein großes Loch im Beton auf, in dem ich nichts als Schwärze sah.

»Gib niemals nach«, flüsterte Radha. »Ganz egal, wie schlimm es wird, und ganz gleich, was er von dir will. Gib niemals nach.«

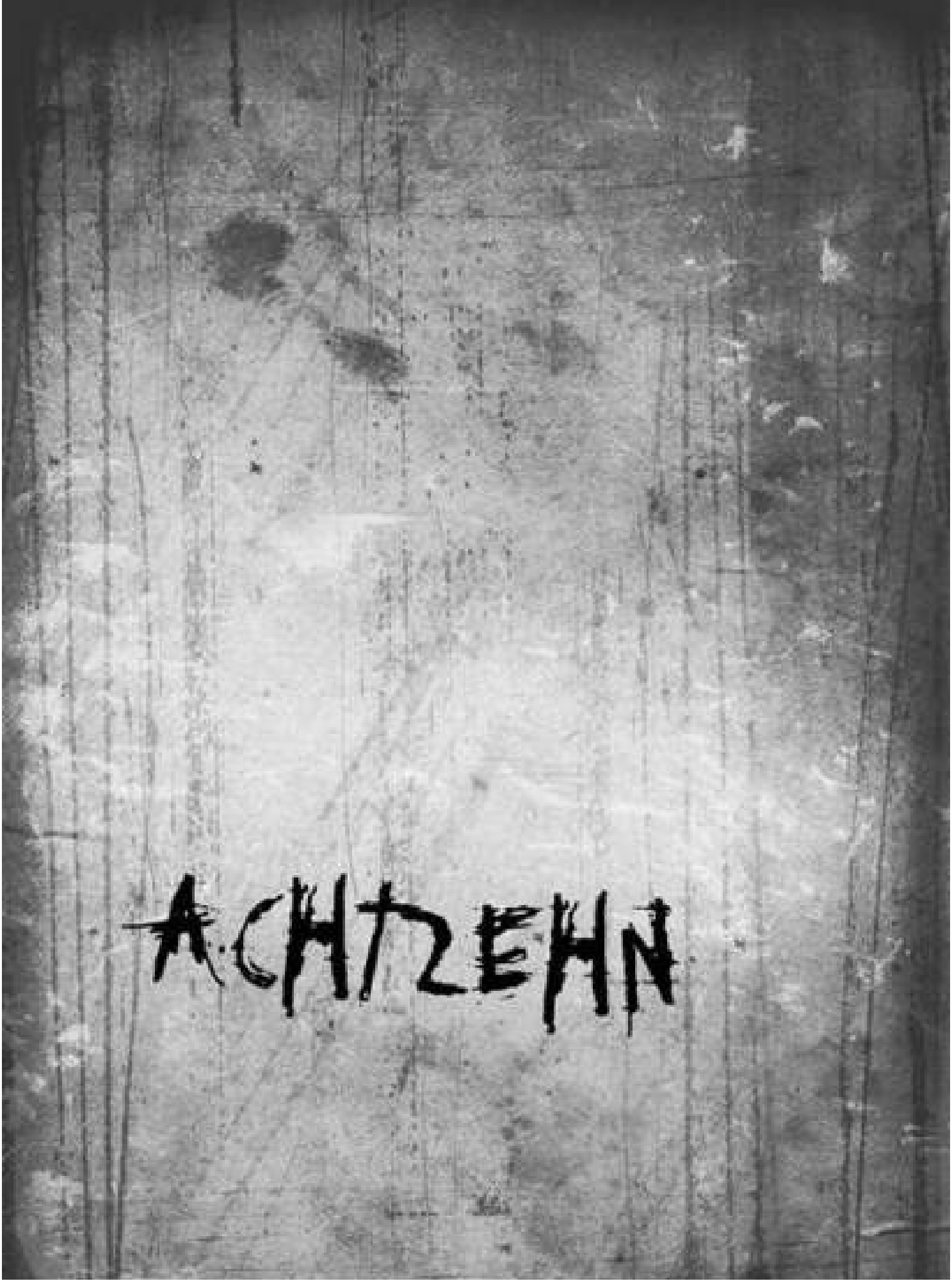
Dann packte Forman mich von hinten, riss mich von Radha weg und zerrte meinen Fuß unter der Planke hervor.

»Es wird dir da unten gefallen«, prophezeite Forman. »Das ist ein schöner Platz für einen Idioten wie dich – nichts zu tun, nichts zu sehen, nichts zu bedenken außer deinem Selbsthass.« Er schleifte mich über den Boden, und nun sah ich, dass unten im Loch eine ölige braune Brühe stand. Ich wollte mich

wehren, doch Forman war zu stark. Er zerrte mich zum Rand und stieß mich hinab.

Das Wasser war nicht so tief, wie ich befürchtet hatte, höchstens dreißig Zentimeter. Schmerzhaft und unerwartet früh prallte ich verdreht auf den Boden. Das Wasser war schmierig und kalt. Ich richtete mich auf, um mich zu orientieren, da knallte mir schon eine schwere Planke auf den Kopf. Ich fiel mit dem Gesicht voran ins Wasser, und auf einmal war alles still. Die Geräusche waren fern und leise und verklangen schließlich ganz.

Von mir aus konnten sie ewig verklingen.


ACHTZEHN



»John!« Es war ein scharfes Flüstern, zugleich eindringlich und leise. »John, bist du in Ordnung?« Durch die Bretter drang es nur gedämpft zu mir durch.

Ich fror, in meinem Kopf wummerte ein Dampfhammer. Sobald ich mich bewegte, schoss mir der Schmerz wie mit spitzen Nadeln durch den ganzen Körper. Schmutziges Wasser schwappte mir ins Gesicht.

»Er hat sich bewegt, er lebt noch«, sagte die Stimme.

»Hörst du uns?«, fragte eine andere.

Die Schmerzen im Schädel hatten ihren Ursprung genau in der Mitte. Ich hob die Hand, um den Kopf abzutasten, rutschte aber sofort weg und tauchte unter. Also nahm ich den Arm herunter und drückte mich spuckend wieder hoch. Das Wasser war so tief, dass ich nicht liegen konnte, weshalb ich mich mit den Armen aufrecht halten musste. Andererseits waren die Planken über mir so niedrig, dass ich nicht bequem aufrecht sitzen konnte. Beim nächsten Versuch bewegte ich mich etwas vorsichtiger. Es war schwierig, in die richtige Stellung zu kommen, aber endlich ertastete ich eine pochende große Beule. Sie war riesig. Ich konnte von Glück reden, dass ich nicht ertrunken war.

»John?«, fragte die Stimme. Dann, etwas leiser und zu

jemand anders: »Er hat doch gesagt, sein Name sei John, oder?«

Ich wollte antworten, aber meine Kehle war wund, und ich bekam nur ein heiseres Krächzen heraus. Ich hustete, schluckte und versuchte es noch einmal.

»Radha?«

»Er hat sie mit nach oben genommen«, erklärte die Stimme. »Sie kommt erst morgen zurück. Ich bin Carly.«

Ich dachte an Stephanie, die oben hing, und daran, was Forman ihr angetan hatte. Das Gleiche würde er jetzt mit Radha tun. Irgendwo in mir sehnte sich Mr. Monster, dabei zu sein, wenn die Frauen gefoltert wurden. Er wollte dazugehören. Das war gut, denn wenn mir die Gegenwart von Mr. Monster bewusst war, dann waren wir wieder voneinander getrennt, und ich hatte die Kontrolle.

»Oben ist noch eine weitere Frau«, sagte ich. »Sie heißt Stephanie. Er hat sie zusammen mit mir hergebracht.«

»Wenn sie überlebt, schleppt er sie früher oder später hier herunter«, erklärte Carly. Sie schwieg, dann erhob sich eine andere Stimme.

»Wo sind wir?«

»Was meinen Sie damit?«, fragte ich zurück.

»Ich bin aus Atlanta«, sagte die neue Stimme. »Wir sind doch sicher nicht mehr dort, oder?«

Atlanta. Hatte Forman früher dort gelebt, bevor er hierhergekommen war? Keine dieser Frauen stammte aus Clayton, denn wir hätten es aus den Nachrichten erfahren, wenn jemand verschwunden wäre. »Nein«, antwortete ich. »Wir sind nicht in der Nähe von Atlanta. Sind Sie alle von dort?«

»Wir kommen aus dem ganzen Land«, antwortete eine weitere Frau. Damit hatten sich außer Radha, die oben war, alle zu Wort gemeldet. »Welchen Tag haben wir heute?«

Ich überlegte, es schien schon so lange her zu sein. »Heute ist der zwölfte Juni.«

»Drei Monate«, stellte eine Frau fest.

»Bei mir sind es vier.« Das war Carly.

»Fast fünf Wochen«, berichtete die dritte.

Forman lebte seit beinahe sieben Monaten in Clayton, doch er war oft unterwegs. Hatte er die Frauen im ganzen Land eingesammelt?

»Sie da aus Atlanta«, sagte ich, »hat er Sie dort vor drei

Monaten geschnappt?«

»Nein«, antwortete sie. »In Nebraska.« Nach einer Weile fügte sie hinzu: »Ich bin Jess.«

»Jess«, wiederholte ich. »Sind Sie seitdem hier drinnen?« Mein Kopf pochte wieder heftig, und ich rückte vorsichtig hin und her, damit die Beule nicht gegen die Wand drückte.

»Nicht hier«, erwiderte sie. »Aber so lange bin ich schon gefangen, ja.«

»Er hatte früher ein anderes Haus«, erklärte Carly. »Die meisten von uns sind aus dem alten Haus mitgekommen, aber er war nicht oft dort. Einmal in der Woche ist jemand vorbeigekommen, um uns zu füttern. Wir wissen nicht, wer es war. Forman war jedoch oft genug da, um uns Angst einzujagen. Irgendwann hat er uns in einen Möbelwagen gepackt und ist hierhergekommen. Jess hat er an einer Tankstelle aufgelesen.«

»Ich war unterwegs«, sagte Jess leise.

»Mich hat er in Minnesota gefangen«, berichtete die dritte Frau. Nach kurzem Zögern ergänzte sie: »Ich heiße Melinda.«

»Also ist er vor sieben Monaten hergekommen, um gegen den Clayton-Killer zu ermitteln, und hat dabei genug Zeit gefunden, durchs Land zu reisen und Sie alle zu entführen –

und dazu die vier, die er bereits getötet hat.« Es war wie eine Sucht, er konnte nicht lange leben, ohne jemanden zu foltern. Er brauchte die emotionale Erregung wie eine Droge. Konnte ich das irgendwie gegen ihn verwenden? Es musste doch einen Ausweg geben. »War die Grube schon da, als Sie gekommen sind?«

»Ja, auch die Ketten und die Seile in den Deckenbalken oben«, bestätigte Carly.

»Die Wände sind verstärkt«, berichtete ich. »Er hat eine Weile dazu gebraucht, aber er hat es gründlich vorbereitet, damit er ein funktionierendes Verlies hatte, als er Sie geholt hat. Das war ein größerer Umzug.«

»Er hat das schon vorher mindestens einmal gemacht«, erklärte Jess. »Radha erinnert sich an ein drittes Haus. Sie ist am längsten bei ihm.«

Natürlich. Radha war seine Favoritin, weil sie eine Kämpferin war. Jeden Tag entschied sie sich von Neuem, ob sie Widerstand leisten und sein liebstes Opfer sein oder ob sie aufgeben und sterben wollte.

»Wie lange ist sie schon da?«, fragte ich.

»Ein Jahr«, antwortete Melinda.

Ein Jahr. Früher oder später hätten die meisten Menschen den Tod vorgezogen. Nicht so Radha.

Dann setzten ihre Schreie ein, hallten von oben herunter wie die Prophezeiung des Untergangs. Wir verstummten, und ich rutschte im Wasser herunter, bis es meine Ohren bedeckte und ich den Lärm nicht mehr hörte.

Das ölige Wasser stank. Wahrscheinlich hatten schon mehrere Gefangene darin gesteckt, und vermutlich war es nie ausgewechselt worden. Als ich pinkeln musste, hielt ich es so lange aus, wie ich nur konnte, doch irgendwann musste ich einfach loslassen. Das Wasser erwärmte sich etwas, und ich hörte endlich zu bibbern auf.

Hin und wieder schlummerte ich kurz ein, doch auch im Schlaf waren mir Kopf und Arme und der Wasserspiegel bewusst. Ich versuchte, mich schräg hinzuhocken und die Bretter hochzudrücken, doch sie waren zu schwer. Die Fässer über mir waren vermutlich voller Erde oder Wasser.

Schließlich lag ich an einer Wand, mein Kopf klemmte in der Ecke, und die Arme hatte ich unter dem Kopf verschränkt. Wenn ich beide Hände zu Fäusten ballte und übereinanderlegte, waren sie gerade groß genug, damit der Kopf über Wasser

blieb. So lag ich reglos, atmete ruhig und döste eine Weile.

Seit meinem Date mit Brooke hatte ich weder gegessen noch getrunken. Nach einigen Stunden in der Grube wurde mir übel vor Hunger, und ich wurde schwach. Außerdem war ich so durstig, dass ich kaum schlucken konnte. Da es außer dem Wasser, in dem ich lag, nichts weiter gab, trank ich vorsichtig ein wenig davon und versuchte zu schlafen.

»Ist er noch da unten?«

»Ja. Er redet nicht viel, aber ab und zu hören wir das Wasser plätschern, also lebt er noch.«

»Dann schläft er.« Die Stimme war schwach, aber ich kannte sie. Radha war wieder da.

»Ich bin wach.« Ich stemmte den Kopf und die Arme etwas fester gegen die Wand. Das Wasser schwappte in kleinen Wellen um mich herum.

»Wer bist du?«, fragte Radha.

»Ich heiße John Cleaver«, antwortete ich.

»Deinen Namen kenne ich«, erwiderte Radha. »Aber wer bist du? Warum bist du hier?«

»Aus dem gleichen Grund wie Sie alle«, erwiderte ich.

»Aber bisher hat er noch nie einen Jungen mitgebracht«, wandte Carly ein.

»Er hält dich für einen Mörder«, sagte Radha.

»Ich …« Ich hielt inne. Was konnte ich den Frauen schon erzählen? Noch wichtiger – was konnte ich von ihnen erfahren? Sie waren schon länger bei Forman, als ich ihn überhaupt kannte. Wenn er sich in einen Dämon verwandeln konnte, dann mussten sie es wissen. »Haben Sie mal beobachtet, dass Forman irgendwie … anders aussah?«

»Meinst du verkleidet?«, fragte Radha. »Das habe ich noch nie gesehen.«

»Nein«, antwortete ich. »Ich meine, haben Sie ihn … ich weiß auch nicht … hat er mal Klauen bekommen oder so? Reißzähne vielleicht? Hat er mal ausgesehen wie ein Monster?«

Schweigen. Schließlich ergriff Radha das Wort.

»Er halluziniert«, sagte sie leise.

»Das macht die Grube mit einem«, stimmte Melinda zu.

»Nein«, widersprach ich. »Das ist real. Einer seiner Freunde war …« Ich unterbrach mich. Ich wusste nicht einmal, ob Forman nicht vielleicht zuhörte, und diese Information hatte ich ihm noch nicht gegeben. Das war ja angeblich der Grund,

warum er mich festhielt – er wollte herausfinden, was mit dem Dämon Mkhai geschehen war.

Die Verwirrung der Frauen hatte meine Frage jedoch schon beantwortet – hätte er in ihrer Gegenwart jemals die Gestalt gewechselt, dann hätten sie sofort gewusst, worauf ich anspielte. Warum sollte ich ihnen mehr als nötig verraten?

»Schon gut«, sagte ich. »Es war ein Freund von ihm. Ich wollte aber niemandem wehtun.«

Schweigen.

»Kannst du Forman töten?«, fragte Melinda.

Die anderen keuchten, Radha grollte protestierend.

»Hört auf«, sagte sie. »Habt ihr eine Ahnung, wie viele Frauen er umgebracht hat, nur weil sie fliehen wollten?«

»Was ist denn die Alternative?«, gab Melinda zurück. »Wenn du dich lange genug von ihm foltern lässt, bist du am Ende so oder so tot, genau wie die anderen.«

»Ich warte auf den richtigen Augenblick«, erklärte Radha. »Ich bin schon ein Jahr hier, Melinda, ein ganzes verdammtes Jahr. Ich weiß, wie er denkt, und ich weiß, was ich tue. Manchmal nimmt er mich zum Kochen mit nach oben, er vertraut mir. Eines Tages wird er mir so weit vertrauen, dass

sich eine Gelegenheit bietet, und die werde ich ergreifen. Dann hole ich uns alle hier heraus. Vorher dürfen wir aber nichts unternehmen, sonst verlieren wir alles.«

»Was passiert in der Zwischenzeit?«, wollte Melinda wissen. »Lässt du dich wieder an eine Batterie anschließen und hundertmal stechen?«

Sie wurden zu wütend – das würde er spüren, und dann würde er misstrauisch.

»Still!«, beschwichtigte ich. »Sie locken ihn sonst noch herunter.«

»Er hört uns nicht«, antwortete Radha.

»Aber er fühlt Sie«, erklärte ich. »Wissen Sie das nicht?«

»Das hast du schon einmal gesagt«, schaltete sich Carly ein. »Was meinst du damit?«

»Forman ist wie … er ist wie ein emotionales Vakuum. Alles, was Sie fühlen, fühlt auch er. Deshalb hat er solche Angst, wenn er Ihnen Angst macht, und deshalb weiß er immer, was hier unten passiert.«

»Kannst du ihn töten, wenn du herauskommst?«, fragte Melinda.

Ich zögerte. »Ich bin nicht sicher. Er könnte stärker sein,

als wir ahnen. Vielleicht hat er neben diesen emotionalen Fähigkeiten noch andere Kräfte. Reißzähne und Klauen, wie ich schon sagte.« Mein Kopf kam in Bewegung, Gedanken fügten sich zusammen, und ein Plan entwickelte sich. »Vielleicht können wir ihn aber überrumpeln.«

»Wie denn?«, fragte Jess.

»Können Sie mich hier herausholen?«, fragte ich zurück.

»Von hier aus kann ich die Fässer fast erreichen«, sagte Melinda. Ihre Kette kratzte über den Boden. »Wahrscheinlich lässt sich eins weit genug wegstoßen, damit du ein Brett verschieben kannst.«

Das würde reichen; ich konnte mich durchquetschen und ihm auflauern, wenn er das nächste Mal herunterkam. Falls er aber irgendetwas Ungewöhnliches spürte – Hoffnung, Erregung, Vorfreude –, dann würde er sofort erkennen, dass wir etwas im Schilde führten. Meine eigenen Gefühle konnte ich vielleicht verbergen, aber das mussten auch die Frauen tun.

»Denken Sie an Ihre Angehörigen«, beschwor ich die Frauen. »Denken Sie daran, wie sehr Sie sie vermissen und wie lange Sie sie schon nicht mehr gesehen haben, und an alles andere, was Sie traurig macht. Ich weiß, es klingt schrecklich, aber Sie müssen traurig sein. Achten Sie nicht auf Melinda,

achten Sie nicht auf mich, versuchen Sie einfach nur, so traurig wie möglich zu sein.«

»Was hast du vor?«, fragte Jess.

»Zuerst die Traurigkeit«, sagte ich. »Sie müssen mir vertrauen.«

Schweigen.

»Bitte!«, flehte ich.

Es war lange still, und dann sprach Radha. »Abgemacht«, entschied sie. »Aber wenn er etwas merkt, erzähle ich ihm alles. Ich darf das Vertrauen nicht verspielen, das ich mühsam erworben habe.«

»Gut«, willigte ich ein. »Melinda, fangen Sie an. Aber denken Sie nicht darüber nach, was Sie tun. Seien Sie einfach nur traurig.«

Wieder hörte ich ihre Kette klirren, dann tat sich etwas über mir – erst ein leises Klopfen, ein Kratzen und Scharren und dann ein Knirschen, als sich das Fass langsam über das Holz bewegte – nicht sehr weit, aber es bewegte sich.

Das wird nie im Leben funktionieren, sagte ich mir, um jede in mir aufkeimende Hoffnung zu ersticken. Ich sehe meine Angehörigen nie wieder. Auch Brooke habe ich für immer

verloren. Sie wird älter werden, einen Job im Sägewerk annehmen und Rob Anders heiraten, und er wird sie jeden Abend schlagen. Ich wurde wütend und bemühte mich sofort, das Gefühl zu unterdrücken. Nein, sie wird Rob nicht heiraten. Sie wird jung sterben. Sie wird von einem Auto überfahren. Jung und unschuldig, auf dem Highway platt gewalzt.

Abermals ruckte das Fass über mir.

Auch Lauren und Margaret würden sterben, nur Mom nicht – sie würde noch Jahrzehnte leben, alt und einsam. Wahrscheinlich war es sogar ihre Schuld, dass die anderen beiden starben. Jedenfalls würde sie sich ihr Leben lang Vorwürfe machen. Ich hielt inne. Es funktionierte nicht. Ich hätte traurig sein müssen, aber ich fühlte mich nicht traurig. Warum nicht?

Weil mich das Unglück anderer nicht weiter störte. Ich war ein Soziopath.

Auf einmal begann eine der Frauen zu weinen. Ich wusste nicht, wer es war. Hatten wir es bald geschafft? Wie lange würde es noch dauern? Erneut kratzte das Fass über das Holz, und gleich darauf drang durch einen Spalt zwischen den Brettern Licht in mein Loch. Irgendjemand hatte die Lampe eingeschaltet.

»Wie interessant«, sagte Forman so leise, dass ich es fast nicht hören konnte. Er war noch weit entfernt, doch seine Stimme wurde allmählich lauter. Anscheinend kam er die Treppe herunter. »Ein Haus voll ängstlicher, zorniger, verzweifelter Menschen wird plötzlich traurig – schrecklich verzagt, einfach so. Glaubt ihr wirklich, das fällt mir nicht auf?«

Die Frauen schwiegen.

»Und jetzt stelle ich fest, dass jemand versucht hat, die Grube zu öffnen.« Forman war sehr viel näher gekommen. »Dabei wisst ihr doch ganz genau, dass es euch nicht erlaubt ist, die Grube zu öffnen. Habe ich recht?«

Schweigen.

»Wenn also eine von euch die Grube geöffnet hat, dann darf ich das wohl so auffassen, dass sie hinein will, nicht wahr? Dabei will ich gern helfen.« Auf einmal krachte es laut über mir, dann ein zweites und ein drittes Mal. Die Fässer waren weg, und die Bretter beförderte Forman mit einem Tritt zur Seite. Licht strömte herein und blendete mich. Ich kniff die Augen zusammen.

»Komm raus, John! Eins meiner Spielzeuge hat sich angeboten, deinen Platz einzunehmen. Ich vermute, sie will

auch mal was Schönes erleben.«

Ich überwand mich und öffnete die Augen. Er hatte eine Verlängerungsschnur in der Hand und stand an der Wand. Der Stecker war jedoch abgeschnitten, und die beiden Leitungen waren blank und voneinander getrennt. So waren zwei Ausläufer von jeweils zehn Zentimetern Länge entstanden. Als er die Drähte zusammendrückte, sprühten Funken.

»Ihr wisst ja schon, wie viel Spaß das mit euren Ketten macht«, erklärte er den Frauen. »Stellt euch vor, wie viel schöner das erst im Wasser ist.«

Mit steifen, schmerzenden Beinen richtete ich mich auf und hielt mich an der Kante fest.

»Nun muss ich nur noch wissen, wer von euch versucht hat, die Grube zu öffnen.« Forman hielt inne und wartete, und nach einer Weile drückte er die Drähte wieder zusammen. »Na?«

Ich blickte zu Radha hinüber, und auch die anderen Frauen starrten sie an. Genau davor hatte sie uns gewarnt, und jetzt war der Augenblick gekommen, ihre Ankündigung umzusetzen. Es war ihre Gelegenheit, Formans Vertrauen zu gewinnen. Es war klug. Es würde länger dauern, aber letzten Endes funktionieren. Sie konnte freikommen.

Radha erwiderte mit dunklen, klaren Augen meinen Blick, zögerte kurz und wandte leicht den Kopf, damit das baumelnde Haar ihr Gesicht vor Forman verbarg. Als ich näher hinschaute, sah ich sie hauchen: Gib niemals nach!

Sie wandte sich wieder an Forman. »Ich war es.«

»Wie bitte?«, fragte Forman.

»Entschuldigung«, antwortete sie. »Ich wollte sagen: Ich war es, du bescheuerter Drecksack.«

Was hatte sie vor?

»In die Grube!«, befahl Forman, hart wie Stahl.

»Aber klar«, erwiderte Radha. »Ich springe einfach aus der Kette heraus und hüpfe da runter, kein Problem.«

War sie völlig verrückt? Sie wurde wütend, viel wütender als vorher, und zwang ihn damit, ebenfalls wütend zu werden. Aber warum? Ich begriff es nicht.

»Steig aus der Grube heraus, John!« Forman warf die Drähte weg und stürzte an mir vorbei. Radha bereitete sich auf einen Kampf vor, doch er schlug sie beinahe lässig und traf mit dem Handrücken ihr Gesicht. Sie brach sofort zusammen. Klapperdürr war sie, wie eine Vogelscheuche. Forman zückte die Schlüssel und löste ihre Kette vom Abflussrohr, dann zerrte

er sie damit zur Grube. »Ich sagte, du sollst heraussteigen, John.«

Klatschnass und bibbernd gehorchte ich und setzte mich auf den dreckigen Betonboden. Forman warf Radha ins Loch und stapelte die Bretter wieder obenauf. Das Ende der Kette hielt er mit dem Fuß fest.

»Hol die Fässer, John!«

»Nein.«

Er zog die Waffe und schoss auf meine Füße, verfehlte sie nur um wenige Zentimeter. »Ich sagte, hol die Fässer.«

Die drei Fässer waren klein, aber schwer. Wahrscheinlich mit Erde gefüllt. Ich rollte eins zu den Brettern und stellte es auf. Als ich das zweite holen wollte, drang von unten eine gepresste, aber trotzige Stimme herauf.

»Kannst du das nicht einmal von Angesicht zu Angesicht tun, du Feigling?«

Legte sie es etwa darauf an, dass er sie tötete?

Forman rannte an mir vorbei, schnappte sich das Verlängerungskabel und trat damit an die Grube. Als er die blanken Drähte auf Radhas Kette legte, schrie sie auf. Die Bretter bebten, und ich malte mir aus, wie sie sich in dem Loch

aufbäumte. Kaum eine halbe Sekunde später zog er die Drähte wieder zurück.

»Sie bringen sie um«, sagte ich.

»Nein, du bringst sie um«, erwiderte Forman.

Er hob die Drähte und winkte mir, zu ihm zu kommen. Radha keuchte und würgte, dann deckte sie Forman mit Beleidigungen ein.

»Nein«, wiederholte ich.

Er versetzte ihr einen weiteren Stromschlag, und dieses Mal brach ihr Schrei gurgelnd ab, als sie im Wasser versank. Wieder klapperten die Bretter, und sogar das schwere Fass wackelte hin und her. Forman zog die Drähte zurück.

»Du kannst es beenden, John«, sagte Forman. »Der Schock, den du ihr verpasst, wird der letzte sein, das verspreche ich dir, aber bis dahin …« Er tat es noch einmal, und wieder bewegten sich die Bretter über der Grube. »Bis dahin mache ich einfach weiter.«

Was sollte ich tun? Wie sah Radhas Plan aus? Sie hatte ein Jahr lang versucht, sein Vertrauen zu gewinnen, und jetzt hatte sie alles weggeworfen – warum? Um Melinda ein paar Stromstöße zu ersparen? Das schien es nicht wert zu sein.

Ich konnte sie retten – ich konnte mich fügen und ihr einen Stromstoß verpassen, dann würde Forman sie in Ruhe lassen. Konnte ich ihm überhaupt vertrauen? Und selbst wenn ich ihm vertrauen konnte, was hätte Radha dann erreicht? Nichts, abgesehen davon, dass ich Forman gehorcht hatte. Das konnte sie keinesfalls wollen. Sie hatte mir eigens eingeschärft, niemals nachzugeben.

Wieder versetzte er ihr einen elektrischen Schlag, und sie stieß einen lauten Schrei aus, der nicht mehr menschlich klang. Die anderen Frauen weinten und krümmten sich vor Angst, wollten sich der Welt entziehen, die rings um sie verrückt geworden war. Forman zog die Drähte zurück und bot sie mir abermals an.

War Radhas Plan ein Trick? Hatte sie geahnt, dass Forman mich einspannen würde? Hatte sie einzig und allein die Absicht verfolgt, mir eine Waffe in die Hände zu spielen, damit ich ihn angreifen konnte? Doch wie sollte sie vorhergesehen haben, dass es dazu käme? Sie wusste nur das, was ich ihr erzählt hatte – dass ich jemanden getötet hatte, obwohl ich kein Mörder sein wollte.

Gib niemals nach.

Ich blieb stehen, wo ich war. »Ich tue es nicht.«

»Bist du sicher?«, fragte er.

»Ich tue es nicht.«

»In der Hölle sollst du schmoren, Forman«, sagte Radha mit schwacher, heiserer Stimme.

»Du zuerst«, antwortete Forman und hielt erneut die Drähte an die Kette.

Wieder schrie sie auf, die Bretter über der Grube bebten, wackelten und klapperten. Dieses Mal zog Forman die Drähte nicht zurück, sondern hielt sie fest und beobachtete die Bewegungen. Ich wollte auf ihn losgehen, doch er hob mit einer Hand die Waffe und drückte mit der anderen die Drähte auf die Kette. Die drei anderen Frauen kreischten, und ich musste ohnmächtig zusehen. Wir hatten schreckliche Angst, nur Formans Gesicht war vor Wut verzerrt. Radha erfüllte ihn mit ihrem Zorn, und er nahm ihn dankbar in sich auf.

Dann auf einmal bewegten sich die Bretter nicht mehr, und Radhas Wut war verebbt.

Es war eine sichtbare, körperliche Veränderung. Die Muskeln in Formans Gesicht und Körper, noch eben vor Zorn angespannt, wurden schlaff und verkrampften sich sofort von Neuem, dieses Mal jedoch vor Angst. Er lauerte nicht mehr wie ein Raubtier gebückt über der Kette, sondern wich mit weit

aufgerissenen Augen entsetzt zurück. Sein Atem ging schneller, er ließ die Drähte fallen, presste die Hände vor die Brust und schluckte schwer. Er schwitzte, wich noch weiter zurück, wollte sich aufrichten und wegrennen, doch dann ließen ihn die Beine im Stich. Er kroch zu den Frauen hinüber, als suche er dort Schutz. Diese pressten sich voller Angst an die Wand. Forman heulte, es war ein animalischer, panischer Schrei, und rollte sich auf dem Boden zusammen. Nicht weit entfernt lag seine Waffe auf dem Boden. Forman war ausgeschaltet.

Das also war Radhas Plan gewesen. Auch die Frauen wussten, dass Forman jedes Mal zusammenbrach, nachdem er eine von ihnen getötet hatte – die Emotionen der anderen Frauen und des Opfers im Augenblick des Todes überwältigten ihn. Dieses Wissen hatten sie nie ausnutzen können, weil sie immer angekettet gewesen waren, doch ich war frei. Radha hatte sich geopfert, um ihn in diesen Zustand zu versetzen, und dies war der Augenblick, da ich daraus einen Vorteil ziehen und ihn erledigen sollte.

Die Drähte waren näher als die Pistole, nur ein paar Schritte entfernt. Ich hob sie rasch auf und achtete darauf, nur das Plastik zu berühren. Als ich mich Forman näherte, brachen seine Schreie ab – er spürte meine Klarheit, schüttelte die

Angst der Frauen ab und riss sich zusammen. Viel Zeit blieb mir nicht. Ich beschleunigte meine Schritte und sprang ihn mit den erhobenen Drähten an, doch im letzten Moment schossen seine Hände nach oben, und er packte mich an den Handgelenken.

Wie konnte er nur so schnell sein?

Ich wehrte mich und wollte die Drähte senken, um ihn irgendwo mit dem blanken Metall zu berühren, doch er war zu stark. Langsam kam er wieder zu sich, und zugleich nahm seine Entschlossenheit zu. Er bog mir die Arme zurück. Ich rechnete schon damit, dass er die Drähte auf mich richten werde, doch er lenkte sie zur Seite ab. Er durfte mich nicht unter Strom setzen, denn ich war völlig nass, und wenn ich einen Schlag bekäme, würde auch er etwas davon abbekommen. Anscheinend wollte er das vermeiden, und dies wiederum bedeutete, dass es ihm wehtun würde.

Wenn es ihm wehtat, dann wollte ich es tun.

»Gib niemals nach«, sagte ich und zog die Hände in eine andere Richtung, zu mir hin statt von ihm fort. Weißes Feuer durchzuckte mich, alle Muskeln im Körper verkrampften sich und brannten höllisch, dann wurde es schwarz um mich.

NEUNZEHN



Mein drittes Date mit Brooke erwies sich als unmittelbare Fortsetzung unserer zweiten Verabredung. Wir trugen bunte Touristenkleidung und besuchten das Schuhmuseum, hielten Händchen und lachten in den Räumen und Gängen zwischen den ausgestellten Schuhen. Es gab graue Gamaschen, die zu alten Uniformen gehörten, bunte Turnschuhe mit Klettverschluss aus den Achtzigerjahren. Verstellbare Holzschuhe aus England, Pantinen und hohe Sandalen aus Japan, schwere Clogs aus Dänemark. Stiefel aus Alligatorleder, Schlangen- und Haifischleder. Laufschuhe mit langen Metallstollen. Schneeschuhe, Stelzen.

Irgendwo unten im Flur hörte ich eine Stimme, vertraut zwar, aber unmöglich zu erkennen. Ich wandte mich zu Brooke um und wollte sie fragen, ob sie die Stimme erkenne, doch auf einmal war sie weg. Erneut hörte ich etwas, und dieses Mal war es ganz sicher Brookes Stimme. Ich folgte dem Klang durch ein Gewirr von Schuhen und Regalen. Die Gänge waren lang und liefen weit vor mir in einem einzigen Punkt zusammen. Hinter jeder Ecke entdeckte ich weitere Räume und noch mehr Schuhe, bis ich schließlich erkannte, dass sogar die Wände aus Schuhen bestanden, aus riesigen Haufen, als hätte jemand in einem gewaltigen Berg aus Schuhen eine Höhle gegraben.

Brooke rief mich und drängte mich zu erwachen. Meine eigenen Schuhe waren verschwunden, ich hatte kalte und nasse Füße. Als ich mir ein neues Paar Schuhe aus der Wand nehmen wollte, berührte ich nackten Beton.

Ich war in Formans Keller, ich war wach, und mir war kalt. Mit Handschellen war ich an ein Rohr in einer Ecke gefesselt, die Füße nackt und im Mund ein Geschmack von Erbrochenem. Vorsichtig tastete ich die Brust ab. Alle Muskeln taten mir weh. Schließlich fand ich zwei Brandwunden, wo der Strom durch die Haut eingedrungen war.

»John?«

Die anderen Frauen beobachteten mich. Inzwischen war auch Stephanie da und hockte angekettet in der Ecke, wo vorher Radha gesessen hatte. Es fiel mir schwer, die Stimmen, die ich vorher gehört hatte, den Gesichtern zuzuordnen.

»Was ist passiert?«, fragte ich benommen.

»Du hast einen Stromstoß bekommen«, sagte eine Frau. Sie war jünger als die anderen beiden, nur wenig älter als Stephanie. Vielleicht war sie Jess? »Danach wart ihr beide bewusstlos.«

»Er lag zu weit weg, wir konnten ihn nicht erreichen«, erklärte eine andere. »Ich glaube, ich habe mir das Handgelenk

verrenkt, als ich ihn packen wollte.« Das musste Melinda sein.

»Wollten Sie seine Schlüssel holen?«

»Oder ihn töten.« Kalt zuckte sie mit den Achseln. Ja, das war eindeutig Melinda.

»Wo lag denn die Waffe?«, fragte ich.

»Die ist da drüben gelandet.« Sie deutete zur Treppe und sprach leise. »Er hat sie mitgenommen.«

»Demnach ist er als Erster aufgewacht«, überlegte ich. Vielleicht konnte er sich ebenso regenerieren, wie Crowley es vermocht hatte. »Wie lange war er bewusstlos?«

»Ein oder zwei Stunden«, sagte die letzte Frau, die ich jetzt an der Stimme als Carly erkannte. »Genau wie du. Du hast dich sogar zuerst wieder bewegt, doch er kam vor dir zu sich und hat dir eine Spritze verpasst. Wir dachten zuerst, es sei Gift.«

»Es war ein Beruhigungsmittel«, erklärte Jess. »Damit hat er auch mich behandelt.«

Demnach war meine Vermutung hinsichtlich der Elektroschocks richtig gewesen – er reagierte darauf ebenso empfindlich wie ein normaler Mensch. Vielleicht konnte er sich doch nicht regenerieren. Wenn ich einen Weg fände, ihn zu schocken, ohne mich selbst zu treffen, könnte ich ihn vielleicht

erledigen.

»Wo ist er jetzt?« Das starke Hungergefühl passte zu dem Eindruck, dass ich mehrere Stunden lang geschlafen hatte. Insgesamt war ich wohl seit ungefähr achtundvierzig Stunden hier und hatte ebenso lange nichts mehr zu mir genommen.

»Er ist weggefahren«, berichtete Jess. »Er hat dich angekettet und sie nach unten gebracht, dann ist er gefahren.« Sie deutete auf Stephanie, die ich jetzt erst näher betrachtete. Sie kauerte verängstigt in der Ecke und weinte still vor sich hin.

»Geht es wieder?«, fragte ich. Sie nickte benommen. »Was ist mit der Frau in der Wand?«

Sie stöhnte. »Die Augen?«

»Ist sie noch dort?«

Jetzt schluchzte Stephanie haltlos.

Ich schloss die Augen. Mitgefühl hatte ich nicht. Ich empfand auch keine Sorge, sondern vielmehr Verantwortungsgefühl. Genau wie bei Mr. Crowley schwor ich mir, dass Forman niemanden mehr töten würde, wenn ich es verhindern konnte. Ich würde ihn ausschalten, und dann hätte es mit seinen Morden ein Ende.

Plötzlich fuhren die drei älteren Gefangenen auf, neigten die

Köpfe und lauschten mit weit aufgerissenen Augen. »Er ist wieder da«, sagte Carly.

Ich lauschte, konnte aber erst etwas hören, als er die Haustür öffnete. Über uns polterten Schritte, dann war ein dumpfes Kratzen zu hören. Er schleppte etwas herum. Eine neue Gefangene?

Schweigend verfolgten wir, wie sich die Schritte in die Küche wandten, dann zum Flur, weiter in den rückwärtigen Teil des Hauses. Nach einigen Minuten kehrte er zurück und drehte in der Küche den Wasserhahn auf. In dem Rohr, an das ich angekettet war, rauschte das Wasser hinauf, gleich danach plätscherte es im dickeren Abflussrohr wieder herab. Es war, als sei das ganze Haus eine Erweiterung von Formans Körper, die zusammen mit ihm reagierte und sich bewegte. Er umgab uns, er beherrschte uns vollständig.

Dann öffnete sich die Tür über uns, und aus der Küche fiel Licht herab. Formans Silhouette tauchte auf und verwandelte sich langsam in einen richtigen Körper, während sich meine Augen auf die Helligkeit einstellten.

»Du bist wach«, sagte er. »Ausgezeichnet.« Rasch kam er zu mir, weder drohend noch vorsichtig. Ich war zu schwach, um ihn anzugreifen, selbst wenn ich es gewollt hätte. Von den

Drogen und nach zwei Tagen ohne Nahrung war ich viel zu benommen. »Du solltest etwas wissen«, sagte er, während er niederkniete und nach meinen Handschellen griff. »Du wirst jetzt offiziell wegen Mordes an Radha Behar gesucht.«

»Ich habe sie nicht angerührt« entgegnete ich.

»Die Spuren sprechen eine andere Sprache«, sagte Forman. »Deine Haare sind mit ihren vermischt, deine Schuhe wurden in der Nähe gefunden. Aber keine Sorge – da ich die Ermittlungen leite, wäre es leicht für mich, sie in eine andere Richtung zu lenken. Immer vorausgesetzt natürlich, du fügst dich meinen Wünschen.«

»Sie wollen etwas über Mkhai erfahren.«

»Ich habe dir zwei Gelegenheiten gegeben.« Er schloss meine Handschellen auf. »Beide hast du ausgeschlagen. Dies ist die dritte. Wir gehen nach oben.«

Mühsam stand ich auf und rieb mir das Handgelenk. »Welche beiden Gelegenheiten?«

»Zwei Gelegenheiten, du selbst zu sein«, erwiderte er. »Das Leben zu führen, das dir zusteht. Du bist nicht einer von denen da.« Er deutete auf die vier verschreckten Frauen. »Du bist kein Spielzeug, du bist kein Opfer, das in einer Ecke kauert. Du bist ein Krieger, wie sie in den alten Legenden erwähnt

werden. Du hast einen Gott getötet, John. Willst du seinen Platz einnehmen?«

Er ergriff mich am Arm und zog mich zur Treppe. Auf wackligen Beinen folgte ich ihm und gab mir alle Mühe, mich nicht auf ihn zu stützen. Die Beine wollten mir nicht gehorchen, und mir war schwindlig.

»Ich bin nicht wie Sie«, widersprach ich.

»Niemand ist so, wie ich bin.« Forman gab mir einen Stoß, und ich taumelte zur Treppe, wo ich das Geländer packte und mich hochzog. »Es war auch niemand wie Mkhai«, fuhr er fort. »Und niemand ist so wie du. Du bist ein kostbares Einzelstück. Und jetzt mach, dass du da hochkommst!«

Ich quälte mich die Treppe hinauf, blieb in der Küche stehen und redete meinen Beinen zu, endlich zu erwachen, während Forman die Kellertür abschloss. Ich war frei, aber viel zu schwach, um irgendetwas zu unternehmen. Selbst halb bewusstlos am Boden liegend hatte er noch meine Absichten gespürt und sich schützen können. Ob ich einen Unfall herbeiführen konnte?

Formans Handy klingelte. Er zog es aus der Tasche, betrachtete die Nummer und lächelte. »Niemand«, sagte er. »Wie schön, dass du anrufst.« Er hörte schweigend zu. »Nein,

immer noch nichts. Wir werden es allerdings herausfinden.« Er blickte mich an. »Er ist stärker, als wir dachten, und zugleich auch schwächer. Ich kann es gar nicht erwarten, bis du ihn siehst.« Wieder eine Pause. »Ja, wie gesagt, ich rufe an, sobald ich es weiß. Nur Geduld.« Eine Pause. »Bis dann.« Er steckte das Handy weg und deutete auf den Flur. »Nach dir.«

Ich befolgte die Anweisung und stützte mich, während ich ging, an der Wand ab. Unterdessen fragte ich mich, ob in den Wänden noch mehr Opfer steckten, für immer und ewig begraben und versiegelt.

»Vor dir hockte die angekettete Radha, du hattest ein Messer, und dennoch hast du dich geweigert, ihr wehzutun. Dabei mochte sie es, wenn man ihr wehtat. Sie war immer so zufrieden, wenn wir fertig waren.«

»Das lag sicher nur daran, dass sie überlebt hatte.«

»Ihr Sterblichen findet es wichtig zu überleben«, sagte er. »Euer Leben ist durch den Tod definiert, und jedes Mal, wenn ihr dem Tod begegnet, werdet ihr stärker. Ihr lernt mehr und spürt mehr. Es klingt töricht, es so auszudrücken, aber nicht zu sterben macht euch lebendiger.«

»Was definiert euch Dämonen?«, fragte ich.

»Das, was uns fehlt.«

Wir kamen an seinem Schlafzimmer vorbei und gingen durch den Flur zur Folterkammer. Allmählich konnte ich mich wieder auf die Beine verlassen, der Blutkreislauf kam in Gang, und ich verlor nicht mehr so oft das Gleichgewicht.

Ich fragte mich, wer sich in dem Zimmer aufhielt. Es musste jemand sein, den ich kannte. Wen sollte ich nun auf sein Geheiß foltern? Meine Mutter? Meine Schwester? Brooke?

»Die zweite Gelegenheit hast du gehabt, als sie in der Grube steckte«, fuhr Forman fort. »Das hätte dir doch leichtfallen müssen. Du hättest sie nicht einmal körperlich berühren oder ihr Gesicht betrachten müssen. Es hätte ausgereicht, die Drähte auf die Kette zu drücken. Das wäre sogar freundlich von dir gewesen, weil du ihr damit das Leben gerettet hättest. Trotzdem hast du nichts getan.«

»Ich will niemandem wehtun«, beharrte ich.

»Das sagst du immer, aber das hat dich nicht davon abgehalten, Mkhai wehzutun, und du bist auch nicht davor zurückgeschreckt, mich im Keller anzugreifen. Natürlich hat jeder seinen eigenen Geschmack, und mir wird allmählich klar, dass ich deinen nicht getroffen habe. Wahrscheinlich hast du Radha nichts getan, weil sie unschuldig war und weil du nur den Bösen wehtust. Deshalb habe ich dir jemanden

mitgebracht, der böse ist.«

Wir betraten die Folterkammer, und da war er: Curt, der meine Schwester verprügelt hatte, gefesselt und geknebelt und gänzlich meiner Gnade ausgeliefert.

Er war bei Bewusstsein und hatte die Augen weit aufgerissen. Der Mund war mit einem breiten Streifen Klebeband versiegelt, die Füße fest im Boden verankert. Forman hatte die Dielenbretter aufgebrochen und dicke Ketten um die Balken im Boden gelegt. Die Handgelenke waren mit Seilen gefesselt, die nach oben zu den Löchern in der Decke führten. Stephanie war eher locker aufgehängt gewesen, bei Curt dagegen waren die Stricke straff angezogen. Er streckte alle viere von sich und konnte keinen Finger rühren.

Curt starrte mich entsetzt an und hatte offenbar nicht die geringste Ahnung, was hier vor sich ging. Ich wurde seit fast zwei Tagen vermisst, davon hatte er mit Sicherheit gehört, und nun stand ich auf einmal vor ihm – mit Dreck aus der Grube besudelt, mit Brandmarken auf dem Hemd, verkrustetes Erbrochenes auf der Kleidung – und konnte mich kaum auf den Beinen halten. Unverkennbar war ich ebenfalls ein Opfer und ein Gefangener. Dennoch war ich nicht gefesselt, und Forman behandelte mich höflich. Wie einen Gleichgestellten. Falls Curt

Formans Worte im Flur halbwegs verstanden hatte, dann musste er noch verwirrter sein.

Und noch verängstigter.

»Da ist er«, sagte Forman. »Wenn man bei der Polizei arbeitet, hört man eine Menge – beispielsweise, dass alle fünfzehn Minuten eine gewisse Mrs. Cleaver anruft und sich über den gewalttätigen Freund ihrer Tochter beschwert. Verhaften Sie ihn, sperren Sie ihn ein, töten Sie ihn. In solchen Fällen können die Behörden leider nicht viel tun.« Er trat zur Kommode und kramte in den Werkzeugen herum. »In gewalttätigen Beziehungen sind Frauen häufig bereit, die Misshandlungen weiter hinzunehmen. Die arme kleine Lauren war viel zu eingeschüchtert, um gegen ihren Peiniger Anzeige zu erstatten. Den Sanitätern hat sie sogar erzählt, sie sei aus dem Bett gefallen, kannst du dir das vorstellen?« Er hob einen Schraubenzieher, prüfte die Klinge und legte ihn wieder weg. »Die Sanitäter konnten es auch nicht glauben, ihnen waren jedoch die Hände gebunden. Wenn das Opfer erklärt, es habe keine Misshandlungen gegeben, dann sagt das Gesetz, es war keine Misshandlung. Das Gesetz ist in dieser Hinsicht hilflos.« Er wandte sich um und hielt ein schmutziges altes Skalpell hoch. »Du dagegen bist nicht hilflos.«

Er kam zu mir und bot mir das Skalpell an. »Das willst du doch, oder? Du bist ein Racheengel. Du willst niemandem wehtun, aus welchem Grund auch immer, falls er es nicht verdient hat – und wer verdient es mehr als Curt? Du hast gesehen, was er deiner Schwester angetan hat. Glaub nur nicht, dass er irgendwann aufhört. Immerhin ist er damit durchgekommen, was sollte ihn also davon abhalten, es noch einmal zu tun? Er kann sie ohrfeigen und verprügeln, bis sie bewusstlos zusammenbricht, und wird immer wieder davonkommen. Nichts kann ihn aufhalten.«

Er drückte mir das Skalpell in die Hand. »Nichts und niemand außer dir.«

Curt schüttelte heftig den Kopf, Tränen traten ihm in die Augen. Als Opfer sah ich ihn allerdings nicht – ich sah immer nur Laurens Gesicht vor mir, rot, blau und schwarz. Sie hatte an der gleichen Stelle wie ich einen Riss auf der Wange. Ich hob die Hand und berührte die Narbe. Die meine hatte ich verdient, doch Lauren war völlig unschuldig. Curt hatte sie kaltblütig verprügelt.

Ich tat einen Schritt auf ihn zu. War es nicht die gleiche Entscheidung, die ich schon einmal bei Mr. Crowley getroffen hatte? Es ging doch darum, einen bösen Menschen daran zu

hindern, Unschuldigen etwas anzutun. Anfangs hatte ich sogar die Cops gerufen, doch sie waren gestorben. Die Ordnungshüter waren mit Crowley nicht zurechtgekommen, und da niemand sonst dazu in der Lage gewesen war, hatte ich eingreifen müssen, und das traf auch jetzt wieder zu. Die Polizisten konnten nichts tun außer herumsitzen und tatenlos zusehen, wie er sie weiter schlug, immer wieder, bis sie sich endlich dazu überwand, ihn anzuzeigen. Durfte ich das guten Gewissens zulassen? Nicht, wenn ich das gleich hier und jetzt ein für alle Mal unterbinden konnte.

Ich tat einen weiteren Schritt.

Aber nein, diese Situation war anders. Crowley war ein Mörder gewesen, ein Killer mit übernatürlichen Kräften. Ihn zu töten war die einzige Möglichkeit gewesen, ihn aufzuhalten. Am Ende hatte er jede Woche mehrere Menschen getötet. Wie viele andere Menschen wären jetzt, sechs Monate später, bereits tot, wenn ich nicht eingegriffen hätte? Curt dagegen war kein Killer, und seine Strafe durfte nicht der Tod sein. Das war zu hart. Ich konnte es nicht tun. Ich wich zurück.

Andererseits … ich konnte ihm wehtun. Es musste ja nicht mit seinem Tod enden. Schließlich hatte ich auch Mrs. Crowley wehgetan, die ganz sicher keine solche Schuld auf sich geladen

hatte wie Curt. Ich ging weitere zwei Schritte auf ihn zu, bis ich seinen Schweiß roch und seinen stockenden Atem hörte. Er hatte anderen Schmerzen zugefügt, also sollte er zur Strafe auch Schmerzen erleiden. Das war vernünftig und gerecht. Ein blaues Auge für ein blaues Auge.

Und dann?

Ich wandte mich um und trat ans Fenster. Es war Abend, der Himmel über dem dichten Kiefernwald war königsblau. Was würde geschehen, nachdem ich Curt verletzt hätte? Wir konnten ihn doch nicht einfach gehen lassen, denn dann würde er allen erzählen, was wir ihm angetan hatten. Wir konnten ihn hierbehalten, angekettet im Verlies. Er hatte es verdient, im Gefängnis zu schmoren, und die Strafe sollte er auch bekommen. Aber doch nicht für immer.

Ich wandte mich zu Curt um. Er hatte die Augen geschlossen, vielleicht betete er oder hatte einfach nur zu viel Angst, um meinen Blick zu erwidern. Er war ein grober, überheblicher Mistkerl, der jeden unterbutterte, der ihm begegnete. Er beleidigte die Frau, die ihn liebte, und wenn es Schwierigkeiten gab, dann schlug er sie – erbarmungslos und körperlich weit überlegen. Er zerstörte das Leben anderer Menschen, genau wie Crowley es getan hatte. War ich ein

Heuchler, wenn ich Crowley Einhalt gebot, Curt aber nicht? Wenn es aber bei Curt in Ordnung war, warum sollte ich dann bei ihm aufhören? Wo lag die Grenze? Und wenn keine Grenze erkennbar war, warum sollte ich dann überhaupt eine ziehen?

Hinter alldem, hinter aller Vernunft lauerte natürlich auch die unausweichliche Wahrheit, dass ich es tun wollte – ich wollte ihm wehtun, ihm blutende Wunden zufügen, bis er kreischte, bis er still dalag wie ein Toter.

Abermals tat ich einen Schritt auf Curt zu. Bis ich auf einmal aus den Augenwinkeln eine winzige Bewegung in der Ecke des Raums wahrnahm, nicht größer als eine flatternde Motte. Ich sah näher hin und entdeckte zwei Augen, die mich anstarrten. Gefangen und stumm, ewig beobachtend. Ich starrte zurück. Niemand wusste, wer sie war, vielleicht nicht einmal Forman. Sie blinzelte – die einzige Kommunikationsmöglichkeit, die sie hatte.

Woher kam sie? Was mochte sie, was verabscheute sie? Was liebte und was hasste sie? Wer war sie?

Wer war ich?

Ich bin John Cleaver und lebe in Clayton County in einem Haus am Stadtrand, mit einer Leichenhalle. Ich habe eine Mutter, eine Schwester und eine Tante. Ich bin sechzehn Jahre

alt, lese und koche gern und habe eine Freundin namens Brooke. Ich will tun, was richtig ist, gleichgültig, was es mich kostet. Ich will ein guter Mensch sein.

Das war allerdings nur die eine Hälfte von mir.

Ich bin Mr. Monster. Ich habe Dutzende von Verhaltensmustern, die zu Serienmördern passen, und phantasiere über Gewalt und Tod. In der Nähe von Leichen fühle ich mich wohler als in Gegenwart lebender Menschen. Ich habe einen Dämon getötet und verspüre jeden Tag das Bedürfnis, erneut zu töten. Es ist wie ein bodenloses Loch mitten in meiner Seele.

Diese beiden Hälften meines Wesens lagen im Streit miteinander, und jede erhob Anspruch auf Alleinherrschaft über mich. Wenn ich mich für die eine Seite entschied, verleugnete ich die andere und damit auch mich selbst. Gab es irgendwo in der Mitte so etwas wie mein wahres Ich?

Es gab tatsächlich eine andere Seite, die ich selbst noch nie gesehen, sondern immer nur durch die Augen anderer bemerkt hatte. Ich war nicht John der Versager oder John der Spinner oder John der Psycho. Ich war John der Held. Ich konnte mit Brooke und ihren Freundinnen am Lagerfeuer sitzen, den Menschen, die mir begegneten, in die Augen sehen und

Achtung in ihren Blicken entdecken. Ja, ich hatte mich wirklich wie ein Held gefühlt. So wollte ich mich wieder fühlen.

Ein Held sein bedeutete, Curt zu retten, einerlei, wie widerlich ich ihn fand. Es bedeutete, alle Gefangenen zu retten, so schwer es auch werden sollte. Es bedeutete, dass ich den Schurken – Forman – aufhalten musste, selbst wenn ich dabei meine Regeln brechen musste. Auch wenn ich ihn verletzen musste. Selbst wenn ich ihn töten musste.

Aber wie konnte ich ihn töten, wenn ich nicht wusste, wie er funktionierte? Was hatte er noch gleich über sich und die anderen Dämonen gesagt? Sie definierten sich durch das, was ihnen fehlte.

Was fehlte ihm?

Ihm fehlten Emotionen. Da er keine eigenen hatte, stahl er die Gefühle anderer Menschen. Er war leer, ein riesiges Loch, das mit nichts zu füllen war. Genau wie ein Serienkiller hatte er ein Bedürfnis, das gestillt werden musste, und er hatte sein Leben so eingerichtet, dass er dies auf Kosten aller anderen tun konnte.

Auch Mkhai war durch das definiert gewesen, was er nicht besessen hatte. Mangels einer eigenen Identität hatte er fremde Körper übernehmen müssen. Immer und immer wieder. Er war

von Ort zu Ort und von Identität zu Identität gezogen, bis … bis er aufgehört hatte. Bis er eines Tages Mr. Crowley geworden war. Von da an hatte er nie wieder den Körper gewechselt. Irgendetwas hatte sich in ihm verändert, etwas sehr Grundlegendes, und von diesem Tag an war er nicht mehr Mkhai gewesen. Er hatte sich nicht mehr darüber definiert, was ihm fehlte, sondern vielmehr darüber, was er hatte. Was hatte er gehabt? Mrs. Crowley.

Er hatte Liebe gehabt.

Jetzt sah ich ihn nicht mehr als Dämon, sondern als den freundlichen alten Mann von gegenüber. Die Liebe hatte Mkhai aus seiner Existenz des Todes und der Täuschung herausgerissen und in ein Leben geführt, das der Normalität recht nahe kam – ein Leben, in dem er viel weniger hatte, aber doch so viel mehr gewann. Forman begriff das nicht, und ich wusste nicht, ob er es je begreifen würde. Genau darum ging es ihm aber im Grunde. Forman wollte wissen, was mit Mkhai geschehen war. Eigentlich wollte er Curt gar nicht wehtun. Er wollte mich nur auf seine Seite ziehen und mein Vertrauen gewinnen. Ich sollte mich ihm anschließen, weil ich ihm dann irgendwann das Geheimnis offenbaren würde, dem er in Clayton nachspüren wollte.

Er hatte gesagt, Liebe sei schwach und nutzlos. Verstünde er es überhaupt, wenn ich es ihm erzählte? Der Dämon Mkhai hätte mich beinahe besiegt, weil ich die Liebe nicht verstand. Jetzt zeigte Forman genau die gleiche Schwäche, und das konnte ich vielleicht gegen ihn verwenden. Ein Plan zeichnete sich ab, doch ich musste vorsichtig vorgehen. Schon das kleinste emotionale Schwanken konnte mich verraten.

»Sie sind nach Clayton gekommen, um Ihren Freund zu suchen.« Ich wandte mich zu Forman um. »Sie sagten, er sei vor vierzig Jahren verschwunden, und Sie wüssten den Grund nicht. Nun, ich kenne den Grund. Er tat es aus Liebe.«

»Lass diese Spielchen.« Forman schüttelte den Kopf.

»Glauben Sie mir«, beharrte ich. »Von einem Soziopathen zum anderen: Wenn Sie etwas nicht verstehen, dann geschieht es immer aus Liebe.«

Schweigend betrachtete er mich. Was empfing er jetzt von mir? Wusste er, dass ich mir einen Plan zurechtgelegt hatte? Ich log ihn nicht an – alles, was ich ihm sagen wollte, entsprach der Wahrheit. Spürte er, dass es trotzdem ein Trick war? Spürte er meine Nervosität inmitten des Aufruhrs von Unsicherheit und Angst, der sich bereits in dem Haus ausbreitete? Ich beobachtete ihn und versuchte, so aufrichtig und hilfsbereit wie

nur möglich zu wirken.

»Nun gut«, sagte er. »Erzähl es mir.«

»Zuerst brauche ich etwas zu essen. Ich habe seit zwei Tagen nichts mehr zu mir genommen.«

Er warf einen Blick zu Curt hinüber, der unseren Austausch mit entsetzt aufgerissenen Augen verfolgt hatte. Ich legte das Messer auf die Anrichte.

»Für den haben wir später immer noch Zeit«, sagte ich.

Forman nickte und deutete zum Flur. »Wir gehen in die Küche, und dann will ich hören, was du zu sagen hast.«


2WAN2G



»Setz dich.« Forman deutete zum Küchentisch. Ich gehorchte, und er ging zum Kühlschrank. Als er ihn öffnete, erblickte ich nicht etwa eine Sammlung von Köpfen und Armen, sondern den üblichen Vorrat eines unzulänglich eingerichteten Junggesellen: Grapefruitsaft, ein Glas Senf, eine Bäckereitüte, eine Styroporschachtel mit den Resten eines Restaurantessens. In einer Ecke stand ein halb volles Glas mit eingelegten Gurken. Ich starrte sehnsüchtig die Schachtel aus dem Restaurant an, doch Forman nahm die Papiertüte heraus und warf sie auf den Tisch.

»Ich esse nicht oft hier«, erklärte er. »Ich will das Essen genießen und spüre dabei nicht gern, wie traurig die Spielsachen sind.«

Ich öffnete die Tüte und zog ein Stück hartes braunes Brot heraus. Es kostete mich eine gewisse Überwindung, langsam zu kauen, damit mir nicht schlecht wurde. Es schmeckte köstlich, aber das lag wohl vor allem an meinem Hunger.

Forman lehnte mit verschränkten Armen an der Anrichte und beobachtete mich. Nach ein paar Bissen ergriff er abermals das Wort.

»Demnach weißt du also erheblich mehr über Mkhai, als du zugibst.« Er benahm sich merkwürdig. Anscheinend tat er so,

als sei er wütend, doch er war nicht wütend. Dann fiel mir ein, dass er nur wütend wurde, wenn er meinen Zorn spürte. Im Augenblick waren wir ruhig, vorsichtig und wachsam.

Er war ein unbeschriebenes Blatt, und es war Zeit, es zu füllen. Er sollte mir vertrauen, also konzentrierte ich mich darauf, ihm zu vertrauen. Ich durfte nicht nur so tun, denn das würde nicht klappen. Ich musste ihm tatsächlich vertrauen, mich auf ihn verlassen und mich so fühlen, als würden wir gemeinsame Sache machen. Wenn ich mich auf ihn konzentrierte, erreichte ich nichts. Ich wusste, wie er tickte, konnte mich aber nicht mit ihm identifizieren. Empathie war mir nicht möglich. Also konzentrierte ich mich auf meine eigenen Reaktionen auf ihn und die Situation und versuchte, mich mit den Beschränkungen abzufinden, die Forman unserer Beziehung auferlegt hatte. Ich entspannte mich und bemühte mich, ihn ebenso zu behandeln wie Mom oder meinen Freund Max.

»Im Auto haben Sie gesagt, Ihrer Meinung nach könne Mkhai kurz vor seinem Tod Mr. Crowleys Körper übernommen haben. Das ist sehr einleuchtend, weil Crowleys Leiche nie gefunden wurde. Wäre Crowley einfach so gestorben, dann wäre die Leiche aufgetaucht, doch falls Crowley gestorben ist,

nachdem Mkhai seinen Körper übernahm, dann hat er sich zu Brei aufgelöst und ist verschwunden.«

Forman nickte. »Anscheinend weißt du recht gut über ihn Bescheid.«

»Dabei haben Sie allerdings übersehen, dass Mkhai die ganzen vierzig Jahre, während Sie ihn suchten, schon Crowley war.«

Formal lächelte höhnisch. »Aus Liebe.«

»Ja«, bestätigte ich. »Aus Liebe. Vor vierzig Jahren kam Mkhai in einem nagelneuen Körper hierher und wollte ein neues Leben beginnen, wie er es schon oft getan hatte. Wie lange blieb er gewöhnlich in einem Körper, ehe er weiterzog?«

»Höchstens ein Jahr«, antwortete Forman. »Wenn du alles erreichen, wenn du jedermann sein kannst, dann gibt es keinen Grund, länger zu verweilen.«

»Hier hat er einen Grund gefunden«, sagte ich. »Ihr Name ist Kay.«

Forman lachte unvermittelt und herablassend. »Kay Crowley? Mkhai war jahrtausendealt. Königinnen und Kaiserinnen waren ihm zu Willen, er hatte Sklavinnen und fanatische Anhängerinnen, Priesterinnen und Anbeterinnen. Was hatte ihm Kay im Gegensatz zu einer ganzen Historie

schöner Frauen schon zu bieten?«

»Liebe.«

»Liebe bekam er genug.«

»Keine wahre Liebe.« Ich beugte mich vor. »Sie wissen gar nicht, was das ist. Falls jemand Sie liebt, Forman, dann erwidern Sie die Liebe, und wenn der andere damit aufhört, dann ist es auch bei Ihnen vorbei. Sie kennen keine Verpflichtung, deshalb ist nichts wirklich wichtig. Nichts ist real. Die wahre Liebe aber ist wie ein Schmerz. Echte Liebe bedeutet, sich zu opfern. Mkhai empfand wahre Liebe, als ihm bewusst wurde, dass Kay ihn nie als den akzeptiert hätte, der er war, sondern nur als guten Menschen. Deshalb ließ er die üblen Angewohnheiten sein und besserte sich.«

Gespannt starrte mich Forman an. »Wie kann ein Soziopath etwas über die Liebe wissen?«

»Ich habe eine Mutter, die ihr Leben dafür hingibt, Kindern zu helfen, die es weder bemerken noch schätzen und die ihr nie zurückgeben werden, was sie getan hat. Das ist Liebe.«

Wir betrachteten einander, beobachteten einander, dachten nach. Das war der entscheidende Moment. Jetzt musste das Vertrauen der Sehnsucht weichen. Er musste fühlen, dass ihm etwas fehlte, weil ich genau wusste, was er tun würde: das

Gleiche wie immer. Er würde hinausgehen, das Fehlende suchen und herbringen, um es durch Misshandlung zu unterwerfen. Das war für ihn die einzige Art und Weise, mit dieser Welt zurechtzukommen. Während er fort war, würde ich die nächste Phase meines Plans in Angriff nehmen.

Ich dachte an die Menschen, die ich vermisste.

»Die Menschen werden nicht durch den Tod definiert«, erklärte ich, »und ebenso wenig durch das, was ihnen fehlt. Sie definieren sich über ihre Beziehungen.«

Ich dachte an meine Mutter und an alles, was sie für mich getan hatte. Wie sie mich sechs Monate zuvor beschützt hatte, als ich den Dämon getötet hatte und wir nicht wussten, was wir tun sollten. Wie sie ihr eigenes Leben auf den Kopf gestellt hatte, um mit mir zurechtzukommen, und wie sie sich anstrengte, der Mensch zu sein, den ich brauchte. Es gefiel mir nicht, aber ich wusste, dass sie mir zu helfen versuchte.

»Mkhai hat es erkannt«, fuhr ich fort. »Er hat am Ende eingesehen, dass das Leben mehr ist, als nur von einem Körper zum nächsten zu springen, von einem Leben ins nächste, immer auf der Flucht vor allem, ohne jemals irgendwo anzukommen.«

Ich dachte an meine Schwester, die auf mich aufpassen wollte und nicht einmal auf sich selbst aufpassen konnte. Ich

dachte an ihr blaues Auge und ihre Narben und wie sie sich jetzt ängstigte, da sie wusste, dass Curt verschwunden war. Sie war eine Törin, aber sie war fähig, andere zu lieben.

»Mkhai hat eure kleine Gemeinschaft der Dämonen verlassen, weil er sie nicht mehr brauchte«, sagte ich. »Jahrtausende einer bedeutungslosen Existenz lagen hinter ihm. Er hatte existiert, aber nie gelebt, und endlich war er frei. Er tat den nächsten Schritt, und die Kraft, die er dabei gewann, hob ihn auf eine Stufe, die Sie nie erreichen werden. Sie nennen ihn einen Gott, doch am Ende war er sogar mehr als das. Er wurde menschlich.«

Ich dachte an Kay Crowley, an die kleine alte Dame von gegenüber, die so bedingungslos lächeln, helfen und lieben und damit einen Dämon aus der Kälte herüberholen und in einen Mann verwandeln konnte. Auch an den Mann dachte ich, an den alten Nachbarn, mit dem ich aufgewachsen war, und an den Dämon, der mir mehr Vorbild gewesen war als mein eigener Vater. Wie hatten seine letzten Worte noch gleich gelautet?

Vergiss mich nicht, wenn ich fort bin. Ich erinnerte mich an ihn und vermisste ihn.

Verlust und Sehnsucht.

»Hör auf damit!«, rief Forman. Er richtete sich auf und stürmte durch den Raum – er ging nicht auf mich los, sondern irrte blindlings umher. Es war wie ein nervöses Zucken. Mein Plan funktionierte.

»Deshalb bist du nicht hier.« Er fuchtelte wild mit den Armen. »Du bist nicht hier, um traurig zu sein – diese langweilige Emotion.« Er ging ins Wohnzimmer und redete weiter. »Es passt mir nicht, etwas zu vermissen!« Er kehrte zurück, legte die Hände auf den Tisch und beugte sich vor, um mir ins Gesicht zu schreien. »Glaubst du etwa, so etwas hätte ich noch nie empfunden? Glaubst du wirklich, du könntest mich mit einem neuen Gefühl schockieren und ich kippe einfach um und …« Er richtete sich auf und wandte sich um, kratzte sich am Kopf, tat einen Schritt zur Spüle, wandte sich abermals um.

»Es passt mir nicht«, wiederholte er. »Ich gehe.« Er kam zu mir herum, und ich wich zurück. »Ich will nicht … bleib einfach sitzen. Ich kette dich an, damit du nichts anstellst. Ich bin bald zurück.« Unter dem Tisch war eine dicke Kette mit einer angeschweißten Fußfessel befestigt, die Forman mir nun um das Fußgelenk legte. »Ich bin bald zurück«, wiederholte er, »und wenn ich wieder da bin, solltest du etwas Interessanteres empfinden.«

Damit drehte er sich um und ging, marschierte durchs Wohnzimmer geradewegs zur Tür hinaus und schloss hinter sich sorgfältig ab. Der Motor seines Autos erwachte zum Leben, und er fuhr fort. Ich war allein.

Zeit für Phase zwei.

Forman hatte so getan, als sei er hinausgestürmt, um meiner Traurigkeit zu entfliehen, doch das entsprach nicht der Wahrheit. Als wir ihn das letzte Mal gezwungen hatten, Trauer zu empfinden, war er in den Keller gekommen und hatte uns angegriffen. Wenn er tatsächlich auf ein neues Gefühl aus war, dann hätte er uns einfach wieder angreifen können. Nein, Forman war gegangen, um jemanden zu entführen, genau wie ich es erwartet hatte – wahrscheinlich Kay Crowley, vielleicht auch meine Mom. Sobald man ihn einmal verstanden hatte, war er sehr berechenbar. Ich hatte ihm vor Augen geführt, dass ihm etwas fehlte, und nun war er unterwegs, um es zu suchen.

Falls er sofort zu Kay fuhr und umgehend mit ihr zurückkehrte, blieb mir höchstens eine Stunde, vielleicht sogar weniger. Ich musste bereit sein, wenn er wieder auftauchte. Natürlich konnte ich ihn nicht einfach angreifen, denn das würde er vorher spüren. Selbst wenn er völlig überwältigt war wie im Keller, konnte er sich blitzschnell von dem

augenblicklichen Gefühl losreißen. Die einzige Möglichkeit, ihn zu verletzen, war eine indirekte. Ich musste ihm eine Falle stellen. Ich stand auf und prüfte die Kette – sie war fest, erlaubte mir aber einen Bewegungsspielraum von etwa fünf Metern. Das war hoffentlich genug.

Die Küche eignete sich hervorragend für eine Falle, weil sie den stärksten Stromanschluss im ganzen Haus hatte: den Herd. Ich musste nur irgendetwas anschließen, damit er einen Schlag bekam, wenn er zurückkehrte. Aber was? Ich schleppte die Kette zu den Küchenregalen und begann ganz hinten, soweit es die Kette erlaubte. Die meisten Fächer waren leer. Das wenige Geschirr, das Forman besaß, lag in der Spüle und wartete darauf, dass jemand es abwusch. In einem Schrank fand ich einen Stapel Pappteller und eine Schachtel mit Plastikgabeln, in einem anderen einen verstaubten, einsamen Kaffeetopf, der offenbar lange nicht mehr benutzt worden war. Die Fächer unter der Anrichte waren ergiebiger. Dort stieß ich auf einige verrostete Töpfe und Pfannen, eine Kaffeemaschine und, warum auch immer, eine Pappschachtel mit alten Zeitungen. Auch auf der Anrichte standen verschiedene Gegenstände, die sich vielleicht verwenden ließen: ein nur zur Hälfte besetzter Messerblock, ein Toaster, eine Mikrowelle. Ich öffnete die Schubladen und wühlte in nicht zusammenpassenden

Besteckteilen, alten Batterien, verschiedenen Werkzeugen und Bleistiften herum. Darunter befanden sich auch zwei Schraubenzieher, vielleicht konnte ich damit etwas zerlegen …

An einem Schraubenzieher entdeckte ich Blut.

Ich sah näher hin. An allen Werkzeugen klebte Blut. Dies war nicht nur eine Schublade mit Küchengeräten, es war eine zweite Folterkammer. Ich zog ein Messer aus dem Block und betrachtete es genau. Es war gespült, aber nicht sehr gründlich. An der geriffelten Klinge hafteten Blutreste.

Mir war natürlich längst klar, dass er jeden folterte, den er hierherbrachte, doch erst jetzt wurde mir bewusst, dass er es offenbar auch in der Küche getan hatte. Sein Keller war voll, seine Folterkammer besetzt. Wenn er es hier tat, konnte er mich zwingen, ihm zuzusehen oder ihm gar zu helfen, und musste mich nicht einmal von den Fesseln befreien. Hier stand ihm ein voller Satz an Werkzeug zur Verfügung – Messer, Schraubenzieher, Eispickel, Zangen, sogar ein Hammer. Also musste ich nur ein Werkzeug unter Strom setzen, zu dem er wahrscheinlich greifen würde, und dann reglos und mucksmäuschenstill zusehen, bis er es berührte. Ich durfte nicht aufgeregt oder ängstlich wirken, weil er sonst spürte, dass ich auf etwas wartete. Ich musste innerlich völlig tot sein.

Doch welches Gerät sollte ich unter Strom setzen, und wie?

Vielleicht schaffte ich es ja, ein Teil in der Schublade mit einem Draht zu verbinden und ihn hinten herauszuführen, doch ich konnte nicht vorher wissen, was er zuerst anfassen würde. Ich sah mich nach einer Uhr um, vergeblich. Ich hatte keine Ahnung, wie lange er schon fort war und wie lange er brauchen würde, und wenn mir nicht bald etwas Besseres einfiel, musste ich mit der Schublade vorliebnehmen.

Ich holte die Kaffeemaschine aus dem Schrank und zog ein Messer aus dem Block. Das Kabel der Kaffeemaschine war über einen Meter lang; hoffentlich reichte es von der offenen Schublade bis zum Anschluss hinter dem Herd. Ich schnitt es mit dem Messer direkt an der Maschine ab und entfernte das isolierende Plastik. Dabei fiel mir auf, dass die Klinge und die innere Schicht des Messergriffs aus einem einzigen Stück Metall bestanden. Am Ende waren lediglich zwei Stücke Holz aufgenietet. Wenn die Messerspitze unter Strom stand, bekam man einen Schlag, sobald man den Griff berührte. Ich sprang auf und betrachtete den Messerblock. Im Boden war ein Loch, durch das die Spitze der größten Klinge herausragte; es war ein riesiges Fleischmesser. Das würde viel besser funktionieren als die Schublade – dort konnte ich die Drähte leichter anschließen

und dafür sorgen, dass er das richtige Messer in die Hand nahm. Ich zog das größte heraus und warf den Rest zum schmutzigen Geschirr in die Spüle. Dann setzte ich mich und machte mich an die Arbeit.

Zuerst musste ich eine Möglichkeit finden, den blanken Draht am Messer zu befestigen. In der Ecke, wo die Schäden am Boden durch die Windungen meiner Kette verborgen waren, klemmte ich das Fleischmesser ein, setzte den Eispickel auf die Spitze und schlug mit dem Hammer darauf. Nichts. Ich schlug weiter darauf, immer wieder, tauschte schließlich den Eispickel gegen einen stabilen Schraubenzieher und erreichte doch nichts damit. Die Messerklinge war zu kräftig, als dass sich ein Loch hineinbohren ließ. Dann hob ich das Messer auf und drosch es auf den dicken Rand einer eisernen Pfanne, bis es eine Scharte bekam. Als sie tief genug war, um den Draht zu halten, wickelte ich das blanke Ende darum herum und befestigte ihn mit einem Knoten.

Mit einem kleineren Messer schnitt ich den Stecker vom anderen Ende des Kabels ab und führte die Leitung durch den Messerblock. Sie kam unten zum Vorschein; dann schälte ich noch etwa zehn Zentimeter der Isolierung ab, stellte den Messerblock auf die Anrichte und warf das baumelnde Kabel

hinter den Herd.

Zwischendurch vergewisserte ich mich mit einem Blick aus dem Fenster, dass Forman nicht zurückkehrte.

Ich rückte den Herd von der Wand ab, zog den Stecker heraus und wickelte das zweite blanke Ende des Drahts um einen Zapfen des Steckers. Als alles bereit war, schob ich den Stecker des Herds wieder in die Dose. Damit war eine Verbindung vom Stromanschluss des Herds bis zum Messergriff entstanden. Ich schob den Herd zurück und blickte mich um. Alles wirkte wie immer – bis auf ein paar Zentimeter Kabel, die hinter dem Messerblock zur Wand liefen.

Ich sah mich nach etwas um, womit ich das Kabel verbergen konnte, und entdeckte einen feuchten Lappen in der Spüle. Ich legte ihn über das Kabel und hoffte, Forman werde nicht bemerken, dass der Lappen dort nichts zu suchen hatte.

Als ich das nächste Mal aus dem Fenster blickte, entdeckte ich sein Auto auf der Straße. Er bog nicht weit entfernt um eine Kurve. Keine Panik, sagte ich mir. Bleib ruhig, aber nicht zu ruhig. Er wird die Angst der Frauen spüren, wie immer, wenn er herkommt. Verhalte dich einfach unauffällig. Ich gestattete mir ein wenig Angst, aber weder Nervosität noch Verzweiflung, und lief bewusst langsam umher, um das

Werkzeug einzusammeln, das ich benutzt hatte, und es ruhig und mit gemessenen Bewegungen wieder in den Schubladen zu verstauen. Gerade genug Angst, damit es normal wirkt, aber nicht so viel, dass du auffällst.

Ich schloss die Schubladen, ging zum Kühlschrank, nahm den Grapefruitsaft heraus und kehrte damit zum Tisch zurück. Wenn ich allzu unschuldig tat, würde er erst recht misstrauisch werden. Ich trank direkt aus der Flasche, es schmeckte bitter und stark, und ich schnitt eine Grimasse. Dann parkte er den Wagen vor der Tür und schaltete den Motor ab. Noch einmal trank ich und wischte mir den Mund mit dem Handrücken ab. Er öffnete die Vordertür. Von meinem Platz am Tisch konnte ich ihn allerdings nicht sehen.

»Noch einmal vielen Dank, dass du mitgekommen bist«, sagte Forman, als er die Tür geöffnet hatte. »Du verstehst sicher, wie wichtig die Geheimhaltung ist. Eigentlich tun wir so etwas nicht, doch er hat ganz ausdrücklich nach dir verlangt.«

»Sind Sie sicher, dass es ihm gut geht?«

Nein, nein! Ich kannte die Stimme, sie gehörte weder Kay noch Mom.

Forman betrat die Küche und grinste wie der Leibhaftige. »Hallo, John«, sagte er. »Ich habe uns ein neues Spielzeug

mitgebracht.«

Die Frau folgte ihm um die Ecke. Es war Brooke.

EINUND
ZWANZIG



»John!«, rief Brooke, halb lächelnd, halb erschrocken. Ich sah sicher schrecklich aus. »Du lebst!«

»Brooke.« Ich stand langsam auf. »Du wärst besser nicht gekommen.«

»Ja, ja, einem Fremden darf man nicht vertrauen, aber alle trauen einem Polizisten«, erklärte Forman.

Verwirrt runzelte Brooke die Stirn. »Wie bitte?«

Das geht so nicht, dachte ich. Ich kann es nicht, wenn Brooke dabei ist.

»Brooke«, sagte ich und trat einen Schritt auf Forman zu. »Dreh dich um und geh!« Er wird meine Gefühle spüren und mich angreifen, aber wenigstens kommt sie davon. Als ich mich bewegte, schleifte die Kette über den Boden. Sie sah mit schief gelegtem Kopf zu, wie sich das Metall langsam hinter dem Tisch bewegte.

»Was ist hier los?«, fragte sie.

»Lauf weg!«, rief ich und sprang Forman an, doch er war vorbereitet und versetzte mir einen Faustschlag ins Gesicht. Ich taumelte zurück, Brooke kreischte und wollte weglaufen. Forman war schneller, packte sie an den Haaren und riss sie brutal zurück. Wieder wollte ich auf ihn losgehen, doch er hatte

inzwischen seine Waffe gezogen und zielte auf meinen Bauch.

Halt dich zurück!, dachte ich. Der Plan kann noch gelingen. Aber nur dann, wenn ich völlig leer bin. Ich darf nichts fühlen. Ich bin völlig leer.

Brooke weinte und wehrte sich, hörte aber unvermittelt auf, als Forman ihr den Pistolenlauf unter das Kinn setzte.

»Verrat«, sagte er, »ist das süßeste Gefühl, John. Genau wie ich dir gesagt habe.«

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Brooke mich an. Forman atmete tief und genießerisch ein.

»Da haben wir es wieder.« Er schloss die Augen und knirschte mit den Zähnen. Brooke und Forman weinten jetzt fast synchron.

Brooke war vor Angst wie gelähmt und rührte sich nicht mehr. Forman packte fester zu und zerrte sie an den Haaren. »Nein, nein, nein!«, rief er. Auf einmal holte er aus und schlug ihr die Waffe gegen die Schläfe. Dann ließ er ihr Haar los; sie taumelte und suchte verzweifelt an der Wand nach einem Halt, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Vorsicht, dachte ich. Ihn anzugreifen bringt überhaupt nichts. Wart einfach ab und fühl nichts.

»Bitte«, sagte Forman, der sich inzwischen wieder in der Gewalt hatte. »Setz dich doch.« Meine Neutralität half ihm, Abstand von Brookes intensiven Gefühlen zu gewinnen, die sich verraten fühlte und Angst hatte. Er winkte mit der Waffe in Richtung Tisch. Brooke stützte sich mit einer Hand an der Wand ab und rieb sich mit der anderen das Gesicht, blieb aber stehen, wo sie war.

»Du wirst rasch lernen, dass ich es nicht mag, wenn ich jemanden zweimal auffordern muss«, sagte Forman.

Ängstlich erwiderte Brooke seinen Blick, dann sah sie mich an. Schließlich griff sie nach einer Stuhllehne, zog den Stuhl vor und setzte sich unsicher hin.

»Was haben Sie mit uns vor?«, fragte sie.

»Was immer ich will.« Forman winkte mir, mich ebenfalls zu setzen. Von meinem Platz aus, Brooke gegenüber, konnte ich ins Wohnzimmer blicken. Aus den Augenwinkeln erkannte ich gerade noch die Anrichte und das unter Strom stehende Fleischmesser.

»Das war die kurze Antwort«, fuhr Forman fort. »Die lange Antwort besagt, dass ich John eine sehr wichtige Lektion über die Täuschung erteilen will. Du musst wissen, dass er mich dazu verleiten wollte, Kay Crowley zu holen, damit ich

irgendeinen wertvollen Schwachsinn über die Liebe lerne oder etwas in der Richtung. Er hielt sich wohl für superklug und dachte, er könne mich manipulieren. Ich lasse mich jedoch nicht gern manipulieren, und deshalb wirst du, Miss Watson, ihm beibringen, welche Konsequenzen so etwas hat.«

»Ich werde Ihnen überhaupt nicht helfen«, erwiderte Brooke. Ich staunte, dass sie so viel Kampfgeist besaß, und schüttelte fast unmerklich den Kopf. Je stärker sie sich auflehnte, desto mehr würde er es genießen, genau wie bei Radha.

»Doch, das wirst du.« Forman öffnete eine Schublade. »Das Schöne bei dieser Hilfe ist jedoch der Umstand, dass du dafür keinen Finger rühren musst.« Er nahm eine Kombizange heraus, öffnete und schloss sie mehrmals. »Die eigentliche Arbeit erledige ich selbst.«

Brooke erbleichte. Anscheinend begriff sie endlich den Ernst der Lage. Brüsk schob sie den Stuhl zurück, sprang auf und warf mir einen verzweifelten Blick zu. Ich schüttelte den Kopf.

Geh nicht raus!, flehte ich stumm. Bleib hier!

»Setz dich!«, befahl Forman. In einer Hand hielt er immer noch die Waffe, mit der er sie nun zwingen wollte, ihm zu

gehorchen. Brooke schüttelte den Kopf und wich zur Wand zurück.

Forman lächelte wie der böse Wolf. »Kannst du sie zur Vernunft bringen, John?«

Das wollte ich ihr nicht antun. Mit Kay, mit meiner Mom oder sonst jemandem hätte ich es tun können, aber nicht mit Brooke.

»Forman ist ein Psychopath«, erklärte ich möglichst ruhig. Wenn ich ihr irgendwie Hoffnung machte, selbst wenn ich sie nur bat, mir zu vertrauen, hätte Forman sofort eine Falle gewittert. »Gestern hat er eine Frau getötet, im Keller sind vier weitere Frauen eingesperrt. Mich hält er seit zwei Tagen gefangen, und ich weiß genau, dass es umso schlimmer wird, je mehr du dich wehrst.«

»Nein.« Brooke schüttelte den Kopf. Sie weinte. »Nein.«

»Bitte, setz dich!«, flehte ich sie an. »Bitte.«

Sie setzte sich wieder, und Forman warf mir die Schlüssel zu.

»Schließ auf und leg ihr die Kette an!«

Ich öffnete das Schloss meiner Fußfessel und ging damit zu Brooke. Sie beobachtete mich mit leerem Blick, als könne sie

nicht verstehen, was hier geschah.

»Es tut mir so leid«, sagte ich.

»Nicht nur den Fuß.« Formans Atem beschleunigte sich. Er spürte ihre starken Gefühle – mit jedem Befehl, den ich befolgte, mit jeder Gemeinheit, die ich ihr antat, wuchs die Enttäuschung über mich. »Wickle ihr die Kette um!«, befahl Forman. »Leg sie auch um den Stuhlrücken. So oft, wie es nur geht.«

Ich wollte etwas sagen, irgendetwas, doch ich traute mich nicht und bemühte mich, völlig ruhig zu bleiben. Du darfst dich nicht verraten, nicht einmal ihr gegenüber.

»Warum tust du das?«, fragte Brooke. »Warum hilfst du ihm?«

»So ist es leichter«, sagte ich. Da ich es nicht länger hinauszögern wollte als unbedingt nötig, zog ich die Kette straff an, damit Brooke nicht fliehen konnte. Hinter mir wimmerte Forman, und ich wusste, dass Brookes Gefühl, verraten worden zu sein, noch stärker wurde. Selbst wenn wir es überlebten, würde sie mich vermutlich hassen.

»Ausgezeichnet.« Forman hatte die Augen halb geschlossen und lächelte breit und lüstern, halb benommen wie ein Betrunkener. Wieder hob er die Zange. »Dann wollen wir mit

der Party beginnen.« Er steckte die Waffe ins Halfter und trat mit gierig klappernder Zange auf Brooke zu.

Ich konnte nicht zulassen, dass er ihr wehtat. Er sollte den Elektroschock bekommen, bevor er mit der Folterung begann, aber wie viele Werkzeuge würde er ausprobieren, ehe er endlich das Messer nähme? Ich musste mir etwas einfallen lassen.

»Halt«, sagte ich. Forman blieb stehen. Was konnte ich sagen? Er solle das Messer berühren? Doch jedes Wort wäre gelogen, und das hätte er sofort gemerkt.

»Willst du mich aufhalten?« Seine Stimme klang schärfer. Ich war besorgt und ängstlich, und das bedeutete, dass er es auch war. Mit blieb nicht viel Zeit.

Es gab nur einen Satz, den ich ehrlich und ohne Täuschung sagen konnte. Nur einen Satz, der ihn dazu brächte, das Messer in die Hand zu nehmen, und der zugleich völlig der Wahrheit entsprach. Ich betrachtete Brooke, die so bleich und verängstigt war, so wunderschön.

»Ich will das tun«, sagte ich.

Sie schnitt eine entsetzte Grimasse, voller Angst und Verwirrung. Genau wie Forman schob ich ihre und meine eigenen Gefühle beiseite. Ich dachte nicht mehr an die

Gegenwart, sondern bezog mich auf die Vergangenheit, auf meine Träume von ihr, wie ich sie geschnitten und ihr wehgetan, wie ich sie ganz und gar in Besitz genommen hatte. Alles, was ich immer unterdrückt und vermieden hatte, rief ich mir ins Bewusstsein und dachte nur noch an Brookes weiche Haut, an die spitzen Schreie, an Brookes bleichen Körper, der reglos vor mir lag.

»Ja«, stimmte Forman zu. Er fühlte es auch – den verbotenen Vorgeschmack, mein überwältigendes Begehren, die süße Qual ihrer Furcht. Darauf hatte er seit Tagen gewartet – er wollte die Emotionen eines Folterknechts spüren, nicht nur die des Opfers. »Ja«, sagte Forman und wich einen Schritt zurück. »Tu es. Sie gehört dir.«

Ich näherte mich ihr, sah ihr in die Augen, spürte das Summen in der Luft, als die Verbindung zwischen uns entstand – viel enger und reiner, als wenn wir Händchen hielten, viel umfassender, als ich es je mit irgendjemandem erlebt hatte. Der Kitzel der Angst brachte uns einander näher, ein Kanal von einem Bewusstsein zum anderen. Nein, es war noch tiefer als das Bewusstsein. Dafür gab es keine Worte und keine Gedanken. Es gab nur noch uns, Brooke und mich. Endlich vereint.

Ich beugte mich vor und roch sie … einen Hauch Parfüm, etwas Fruchtiges von ihrem Shampoo, den sauberen, frischen Duft von Waschmittel. Jetzt gehörte sie mir. Ganz allein mir.

»Geben Sie mir das Messer!«

»Ja«, zischelte er. Er trat vor die Anrichte, und dann flackerte die Glühbirne. Er schrie und stieß mit zusammengebissenen Zähnen ein tiefes Grunzen aus. Brooke kreischte schrill, ich dagegen genoss den Laut wie einen Strom kristallklaren Wassers.

Es roch nach verbranntem Fleisch. Brooke schüttelte den Kopf.

»Hilf mir, John! Bitte, hilf mir!«

Warum braucht sie Hilfe? Was war … ich sollte etwas tun. Es ging um Brooke. Ich sollte sie schneiden, und sie wollte es auch … nein, nein, das war es nicht. Ich wandte mich zu Forman um, der sich völlig verkrampft hatte, eine Hand immer noch am Fleischmesser, und dann fiel es mir ein. Es ist meine Falle. Ich wollte Brooke gar nichts tun, oder? Ich hatte doch Forman nur eine Falle gestellt.

Ich konnte ihn nicht berühren, denn sonst hätte auch ich einen Schlag bekommen. Unten im Schrank stand eine Bratpfanne mit einem Plastikgriff – die konnte ich benutzen.

Vorsichtig wich ich ihm aus, nahm die Pfanne heraus und hob sie wie eine Keule.

»John, was tust du da?«, rief Brooke verzweifelt.

»Ich will nur sichergehen.« Dann drosch ich ihm die Pfanne ins Gesicht. Der Schlag warf ihn zurück, und seine Hand löste sich vom Messer. Er stürzte zu Boden. Brooke kreischte wieder, und ich ging abermals auf Forman los, baute mich mit erhobener Pfanne über ihm auf. Mit schmalen Augen sah er mich an.

Langsam bildete sich ein gequältes Lächeln auf seinem Gesicht.

»Ich habe Sie besiegt«, sagte ich. »Sie haben verloren.«

»Zum ersten Mal …« Er hustete keuchend und unter Schmerzen, die Worte waren kaum zu verstehen. »Zum ersten Mal seit zehntausend Jahren« – wieder hustete er – »fühle ich mich, als hätte ich gewonnen.«

Ich schlug ihn mit der Pfanne bewusstlos.

»Was ist hier los?«, kreischte Brooke hysterisch. »Was ist hier los?«

»Ich weiß nicht, wie lange er ohnmächtig bleibt.« Ich ließ die Pfanne fallen. »Wir müssen uns beeilen.«

»Was?«

Die Schlüssel lagen noch auf dem Tisch. Eilig befreite ich Brooke und nahm ihr die Kette ab. Sie kämpfte mit den Gliedern, als wären es Lebewesen. Tentakel, die sie fressen wollten.

»Ich weiß, dass du große Angst hast, aber du musst mir vertrauen«, sagte ich. »Vertraust du mir?«

»Du wolltest mich …«

»Nein«, widersprach ich. »Es war nur eine Falle für Forman. Jetzt hör zu.« Ich schleppte die Kette zu Forman hinüber und wickelte ihn ein, zog sie ihm unter den Armen und zwischen den Beinen durch und sorgte dafür, dass er sich nicht mehr rühren konnte, wenn er aufwachte. Seine Hand war ein verkohlter Klumpen. »Alles, was ich über das Haus gesagt habe, entspricht der Wahrheit«, erklärte ich Brooke. »Unten sind vier Frauen eingesperrt, da hinten ist Laurens Freund gefesselt. Wir brauchen ein Messer.«

Ich legte die Fußfessel um Formans Bein und richtete mich auf. Brooke starrte verwundert das Fleischmesser an und streckte schon die Hand danach aus. Ich schob den Block vorsichtig weg und zeigte ihr das Kabel.

»Nicht anfassen!«

Dann holte ich ein Steakmesser aus der Spüle und führte Brooke ins hintere Zimmer, wo Curt an der Decke hing. Er war bei Bewusstsein, aber geschwächt. Offenbar hatte Forman ihm ein starkes Beruhigungsmittel verpasst. Ich reichte Brooke die Schlüssel und deutete auf die Handschellen an Curts Füßen. Sie kniete nieder und fingerte, immer noch vor Angst schlotternd, an dem Schlüsselbund herum, während ich mit dem Messer die Stricke bearbeitete.

»Curt, wach auf!« Zwischendurch rüttelte ich ihn immer wieder an der Schulter. »Wir schneiden dich los, und dann musst du laufen. Kannst du stehen?«

Er nickte nicht, zog aber die Füße an, richtete sich ein wenig auf und machte sich auf den Moment gefasst, da die Stricke ihn nicht mehr halten würden. Als ich das erste Seil durchtrennt hatte, fiel sein Arm herunter, als wäre er eine Tonne schwer, doch Curt kippte nicht um. Brooke hatte endlich die Handschellen geöffnet, und ich war mittlerweile auch mit dem zweiten Strick fertig. Curt griff nach dem Klebeband, das ihm den Mund verschloss. Allmählich kam er zu sich.

»Lasst uns zuerst rausgehen.« Ich legte mir seinen Arm über die Schulter. Er war groß und stützte sich schwer auf mich, doch ich bugsierte ihn irgendwie durch die Tür und den

Flur entlang. In der Küche stolperte er über den gefesselten Forman, kehrte nach wenigen Schritten um und versetzte dem Dämon einen kräftigen Tritt in den Bauch. Ich zerrte ihn weiter.

»Lasst uns nach draußen gehen«, sagte ich. »Ich weiß nicht, wie viel Zeit wir haben.« Außerdem hatten wir draußen mehr Platz. Brooke nahm Curts anderen Arm und führte ihn zum Eingang. Ich überließ ihn Brookes Obhut und zog mich wieder zurück. »Bring ihn nach draußen, ich hole die Frauen.«

Brooke nickte, ich nahm ihr die Schlüssel ab und ging zur Kellertür. Forman war immer noch bewusstlos. Als ich das Schloss aufgesperrt hatte, wollte ich es in einem ersten Impuls wegwerfen, doch dann besann ich mich und führte es durch zwei Glieder von Formans Kette.

»Steht auf!«, rief ich, sobald ich die Kellertür aufgerissen und das Licht eingeschaltet hatte. »Wir verschwinden hier und müssen uns beeilen. Könnt ihr laufen?«

Schockiert starrten mich die vier Frauen an und erhoben sich unter Schmerzen. Keine von ihnen trug Schuhe, und die Kleidungsstücke hingen wie Lappen an den ausgemergelten Gestalten herunter. Stephanie war die gesündeste, doch sie hatte die Verletzungen erst kürzlich erlitten und brauchte am

längsten, um auf die Beine zu kommen.

»Was ist los?«, fragte Carly, die ich als Erste befreite.

»Forman ist bewusstlos«, erklärte ich, während ich zu Jess wechselte. »Er ist gefesselt. Möglicherweise ist er sogar tot, aber es kann auch sein, dass er jeden Moment wieder zu sich kommt. Ich weiß nicht, wie er funktioniert.«

»Was meinst du damit?«

»Schon gut.« Ich befreite Melinda. »Gehen Sie nach oben und dann nach draußen. Wir können mit seinem Auto in die Stadt fahren, und dort gehen wir zur Polizei und bringen Sie ins Krankenhaus. Los!« Ich schloss Stephanies Kette auf und stützte sie auf dem Weg zur Treppe.

»Weißt du, warum er das getan hat?«, flüsterte sie.

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.«

Schließlich folgte ich den Frauen nach oben und traf in der Küche auf Brooke.

»Führ sie nach draußen!«, bat ich. »Es gibt noch eine weitere Frau, die ich retten muss.«

»Wir brauchen ein Telefon, um die Polizei zu rufen«, sagte Brooke. »Ich habe mein Handy nicht dabei, und hier finde ich keins.«

»Forman hat ein Handy.« Ich kniete neben ihm nieder und versuchte, zwischen den engen Schlingen der Kette die Jackentasche zu erreichen. Zusammen mit den Schlüsseln gab ich Brooke das Handy. »Lass den Wagen an!«, wies ich sie an. »Auch wenn wir die Polizei rufen, sollten wir so schnell wie möglich von hier verschwinden.«

Ich wollte in die Folterkammer zurückkehren, doch plötzlich nahm ich einen eigenartigen Geruch wahr und hielt inne. Ich hatte es schon einmal gerochen, mehrmals sogar, und würde es nie wieder vergessen – beißend und schwer wie eine unsichtbare ätzende Wolke. Ich wandte mich um.

Forman schmolz.

Unter den Kettengliedern fiel sein Körper zischend in sich zusammen, schrumpfte und knitterte wie ein Blatt Papier im Feuer. Nach wenigen Sekunden hatte er sich aufgelöst, nur ein geschwärzter Anzug lag noch da, von Ketten umschlungen und mit fettiger Asche beschmiert.

»Genau wie Crowley.«

Ich zögerte und streckte die Hand aus, um ihn noch einmal zu berühren, dann beherrschte ich mich und lief den Flur entlang. Ich musste die Frau in der Wand retten. Auf halbem Weg wehte mir ein neuer Geruch entgegen – Holzrauch und

Benzin. Irgendwo brannte es. Von draußen hörte ich gedämpfte Rufe, auf einmal splitterte das Küchenfenster, und der Benzingeruch wurde stärker. Brooke schrie laut auf.

»John ist noch da drinnen! Du bringst ihn um!«

Ich rannte zur Vordertür und stolperte die Stufen hinunter. Die Frauen drängten sich aneinander und heulten lauter denn je, als hätten sie im Freien noch größere Angst als in ihrem Verlies. Ich lief zu ihnen, aber auf einmal traf mich etwas Hartes am Hinterkopf, und ich ging in die Knie.

»John!«, rief Brooke.

»Er hat mitgespielt!«, rief eine tiefe Stimme. Curt. »Er hat mit Forman zusammengearbeitet, sie sind Komplizen.«

Ich wollte aufstehen, doch Curt schlug mich noch einmal mit einem harten, metallischen Gegenstand. Einem Benzinkanister.

»Er will doch nur helfen!«, rief Brooke. »Er hat uns alle da rausgeholt!«

Hinter Curt loderten Flammen – das Haus brannte. Er kam auf mich zu und hob den Kanister hoch über den Kopf.

»Er wollte mich schneiden«, sagte Curt. »Er wollte mich foltern, alle beide wollten es. So war es doch auch bei dir. Ich

habe alles gehört.«

Brooke öffnete den Mund, dann hielt sie inne. Ich war drauf und dran gewesen, sie anzugreifen, das hatte sie gesehen. Ihre Augen verdunkelten sich, als die Erinnerungen kamen. Auch wenn sie wusste, dass alles ein Trick gewesen war, sie erinnerte sich an den Moment, als sie nicht mehr gewusst hatte, ob ich zu den Guten oder zu den Bösen zählte. Curt nutzte ihr Zögern und knallte mir den Benzinkanister auf den Kopf. Ein lautes Dröhnen, ich brach zusammen, und es wurde schwarz um mich herum.

»Willst du, dass der Drecksack tot ist?« Aus tausend Kilometern Entfernung drang mir seine Stimme ans Ohr. »Dann verbrenn das verdammte Haus!« Es krachte, die Flammen loderten höher.

»Noch nicht.« Ich war zu schwach, um mich zu bewegen. »Dort in der Wand ist noch eine Frau …«

Dann hörte ich nichts mehr, alles drehte sich um sich, und ich verlor endgültig das Bewusstsein.

ZWEIUNDZWANZIG



Dieses Mal träumte ich überhaupt nicht. Ich war allein und schwebte in einem unendlichen … nun ja, in einem Nichts. Wahrscheinlich hätte ich es als schwarz beschreiben müssen, doch auf diesen Gedanken kam ich nicht. Ich wusste einfach, dass da nichts war, und seltsamerweise war ich damit ganz zufrieden. Ich empfand weder Angst noch Nervosität oder Trauer, sondern war zufrieden. Außerdem war da noch etwas anderes. Ich war aufgeregt.

Die Tatsache, dass ich momentan im Nichts schwebte, ließ natürlich keineswegs den Schluss zu, es werde nie wieder irgendetwas sein. Es bedeutete nur, dass ich wählen konnte.

Irgendwann mitten in der Nacht kam ich in einem Krankenhauszimmer zu mir. Es war dunkel und still. Hinter mir blinkten Lichter, die sich im ausgeschalteten Fernseher auf der anderen Seite spiegelten. Vom Flur her drangen leise Stimmen herein, gedämpft und fern. Die Vorhänge waren geöffnet, der Mond stand schwach leuchtend am Himmel. Alles war ruhig.

Meine Mom schlief neben mir auf einem Stuhl, eingewickelt in eine leichte Krankenhausdecke, die sich beim Atmen leise hob und senkte. Sie hatte die Hand ausgestreckt und die Kluft zwischen dem Stuhl und dem Bett überbrückt, um schützend

eine seitliche Stange zu halten. Die Haare hatte sie zurückgekämmt, ein paar lose Strähnen hingen ihr wie die Ausläufer einer schwarzen Wolke ins Gesicht. Im Mondlicht schienen ihre Haare stärker ergraut zu sein als sonst, und ihr Gesicht war trauriger und hatte tiefere Falten. Sie kam mir klein und zerbrechlich vor.

Einen Moment lang wünschte ich, ich wäre wie Forman und könnte einfach hinausgreifen und fühlen, was sie empfand. War sie traurig oder glücklich? Andererseits spielte es auch keine Rolle. Sie war da. Ganz gleich, was ich tat, ganz gleich, was irgendjemand anders tat, sie würde mich weiter lieben. Sie würde mich nie im Stich lassen.

Ich schlief wieder ein.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war Mom immer noch da und kostete gerade vorsichtig das Krankenhausfrühstück. Außerdem waren wir nicht mehr allein. Ein Arzt und ein Polizist unterhielten sich leise in einer Ecke.

»Er ist wach.«

Ich drehte mich um und sah Lauren, die sich von einem anderen Stuhl erhob und zum Bett kam. Mom sprang sofort hoch und nahm meine Hand.

»John«, sagte sie, »hörst du mich?«

»Ja«, krächzte ich. Mein Hals war trocken und wund und tat beim Sprechen weh.

»Schau mal, wer da zu sich kommt.« Der Arzt trat rasch an mein Bett und leuchtete mir mit einer Stiftlampe in beide Augen, deren Lider er jeweils mit dem Daumen weit aufzog. Als er losließ, blinzelte ich, und er nickte. »Gut. Jetzt nenn mir deinen Namen.

»John …« Ich schluckte und musste husten. »John Wayne Cleaver.«

»Ausgezeichnet.« Der Arzt deutete auf meine Mom. »Kennst du diese Frau?«

»Das ist meine Mom.«

»Überprüfen Sie sein Erinnerungsvermögen?«, fragte Mom.

»Vor allem sein Sprachvermögen«, erklärte der Arzt. »Seine Erinnerungen sind anscheinend auch in Ordnung.«

»Was ist passiert?«, keuchte ich.

Der Polizist, es war Officer Jensen, Marcis Vater, warf meiner Mutter und Lauren einen Blick zu, dann erst wandte er sich an mich.

»Curt Halsey befindet sich in Untersuchungshaft«, erklärte

er, »weil er dich angegriffen hat und wegen einiger anderer Vergehen. Clark Forman ist tot, soweit wir das überhaupt sagen können.«

»Nicht die«, antwortete ich. »Was ist mit dem Mädchen?«

»Brooke geht es gut«, berichtete meine Mutter und nahm wieder meine Hand.

»Nein.« Ich schloss die Augen. Ich regte mich zu sehr auf und fühlte mich schon wieder schwach. »Dort gab es noch eine weitere Frau, sie war in der Wand gefangen. Was ist aus ihr geworden?«

»Wir haben sterbliche Überreste aus der Asche des Hauses geborgen«, erklärte Officer Jensen, »konnten sie jedoch noch nicht identifizieren. Ein Opfer war tatsächlich in eine Wand eingemauert.« Er hielt inne. »Es tut mir leid.«

Ich hatte sie nicht gerettet. Ich schlug die Augen auf. »Wie geht es den anderen?«

»Die Frauen, die du gerettet hast, sind in Behandlung«, erklärte der Arzt. »Die meisten werden im Lauf des Tages verlegt. Wir sind nur ein kleines Krankenhaus, und in einer größeren Klinik sind sie besser aufgehoben.«

»Dich behalten wir aber hier.« Mom tätschelte meine Hand. »Keine Sorge.«

»Genau genommen befindest du dich hier in Schutzhaft«, erklärte Officer Jensen. »Wir konnten noch nicht bestätigen, dass dein Kidnapper tot ist, also dient dies teilweise deiner eigenen Sicherheit. Außerdem …« Wieder warf er meiner Mom einen Blick zu, und sie starrte mit gerunzelter Stirn zurück. »Ich fürchte, auch dir werden mehrere Verbrechen zur Last gelegt, darunter die Ermordung von Radha Behar.«

»Sie können doch nicht …«, wollte Mom einwenden, doch Officer Jensen unterbrach sie.

»Ich habe es deiner Mutter schon mehrmals erklärt, und jetzt sage ich auch dir, dass du dir deshalb keine Sorgen machen musst. Die Frauen, die du gerettet hast, haben überzeugende Aussagen zu deinen Gunsten gemacht. Es gibt einige Einzelheiten, die wir überprüfen müssen, doch das sind eher Formalitäten. Du bist ein Held, John. Du kannst stolz auf dich sein.« Er lächelte. »Und jetzt ruh dich aus.« Er nahm den Arzt zur Seite und ging mit ihm auf den Flur hinaus, wo sie sich leise unterhielten.

»Du bist ein Held«, wiederholte Mom. Sie drückte meine Hand und küsste mich auf die Stirn. »Du hast in dem Haus sechs Menschen gerettet. Sechs! Einer davon war natürlich ein Mistkerl, aber gerade deshalb ist es ja so toll – liebe deine

Feinde.«

Lauren schüttelte den Kopf und sah mich lächelnd an. »Mach dir wegen Curt keine Sorgen. Wir sind so was von getrennt.«

»Sechs Menschen«, sagte Mom noch einmal.

Allerdings hatte ich versucht, sieben Menschen zu retten.

Ich musste meine Aussage mehrmals wiederholen und unterschlug natürlich, dass Forman ein Dämon gewesen war. Dafür erzählte ich ihnen über Formans Foltermethoden alles, was ich wusste, und konzentrierte mich besonders auf das Haus – die Ketten im Keller, die Grube im Boden, die Folterkammer oben, die verstärkten Wände des Wandschranks. Die anderen Gefangenen bestätigten meine Aussagen, und als die Polizei unsere Aussagen miteinander abglich und die Identität der früheren Opfer geklärt hatte, ergab sich ein überzeugendes Bild, wo und wie er sich betätigt hatte. Schließlich konnte man ihn mit mehreren Dutzend Vermisstenfällen in Verbindung bringen, ausnahmslos Frauen, und feststellen, dass er seine Taten vor allem dank seiner Position beim FBI hatte verschleiern können. Hätten die Beamten gewusst, was ich wusste – dass Forman Tausende,

vielleicht Zehntausende von Jahren alt war –, dann hätten sie auch erkannt, dass die paar Dutzend Verbrechen, die sie ihm nachweisen konnten, nur einen Bruchteil seines Lebenswerks darstellten. Er hatte seit ewigen Zeiten Menschen gefoltert und getötet.

Jetzt war er ausgeschaltet.

Am nächsten Tag wurde ich aus dem Krankenhaus und zugleich aus der Schutzhaft entlassen. Curts Anschuldigung, ich sei Formans Komplize gewesen, wurde sofort verworfen, weil es dafür keinerlei Beweise gab. Noch überzeugender waren die Augenzeugenberichte der Frauen aus dem Keller, die schlüssig darlegen konnten, dass Forman Radha getötet hatte und beinahe auch mich ermordet hätte, als ich ihn davon abhalten wollte. Es lief alles auf eine sehr heroische Beschreibung des tapferen John hinaus: John der Drachentöter hatte sich ins tiefste Verlies des Ungeheuers gewagt und gleich fünf Prinzessinnen befreit. Eine solche Story hätte gewöhnlich Schlagzeilen gemacht, doch ich hatte Glück. Jess und Carly hatten von einem anderen Haus berichtet, in dem ein anderer Mann sie versorgt hatte, und deshalb fürchtete die Polizei, Formans wahrer Komplize, wer es auch war, könne auf Rache sinnen. Vorsichtshalber hielt man meinen Namen so weit wie

möglich heraus, und da ich nur achtundvierzig Stunden verschwunden gewesen war, erfuhren ohnehin nicht viele Leute, dass überhaupt etwas passiert war.

Ich war ein Held, den niemand kannte.

»Warum kann hier nicht mal was Normales passieren?«, beschwerte sich Max. Er lehnte am Geländer der Brücke über den Highway und starrte zur Route 12 hinunter. Unter uns rasten die Autos vorbei. Ab und zu warf er ein Bröckchen Kies auf die Dächer der Trucks.

»Hier ist doch alles normal«, widersprach ich. »Wir stehen auf, frühstücken, gehen zur Schule oder zur Arbeit. Abends schalten wir den Fernseher ein.«

»Nein, ich meine nicht normale langweilige Sachen, sondern normale coole Sachen.«

»Wie kann etwas gleichzeitig normal und cool sein?«

»Coole Sachen passieren ständig«, erklärte er. »Cool ist überall außer hier das Normale. Vielleicht könnte mal jemand hier einen Film drehen oder einen Comicladen aufmachen, oder wir bekommen endlich ein gutes Restaurant in der Stadt. Ich weiß nicht, vielleicht könnte mal ein Filmstar zu Besuch kommen oder so.«

»Wahrscheinlich gehen sie immer ins Schuhmuseum«,

überlegte ich. »Du bist eben nicht dort, wo die Filmstars auftauchen. Es sei denn, du erwartest, dass Bruce Willis zu uns auf die Brücke kommt und Steine runterwirft.«

»Stell dich nicht so blöd an«, schimpfte Max. »Du kapierst nicht, worum es geht. Ich sage doch nur, dass es hier entweder langweilig ist oder jemand stirbt. Entweder ist gar nichts los, oder wir finden eine Tote im See. Das ist beides nicht cool. Ich will einfach mal was Aufregendes erleben.«

Unter uns entstand eine Lücke im Verkehr, und ich warf einen Stein auf die Fahrbahn. Gleich darauf raste ein Truck herbei und schleuderte ihn mit seinen Reifen zur Böschung hinüber. Der Fahrer hatte es nicht einmal bemerkt.

»Ich habe Brookes Hand gehalten«, sagte ich.

»Halt die Klappe!«

»Nein, ehrlich.«

Max musterte mich mit undurchdringlicher Miene.

»Kumpel«, sagte er, »hast du sie schon geküsst?«

»Ich glaube, wenn ich das gemacht hätte, dann hätte ich es als Erstes gesagt.«

»Dann küss sie endlich«, drängte Max. »Bist du ein Volltrottel? Und dann fummle ein bisschen, wenn du schon mal

dabei bist. O Mann, die hat einen Arsch, auf den würde ich gern mal die Hände legen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie kommt es eigentlich, dass ein klasse Typ wie du keine Freundin hat?«

»Die Frauen lieben Max«, erwiderte er und kehrte dem Geländer den Rücken. »Sie sind nur … du weißt schon.«

»Ja«, sagte ich. »Ich weiß.«

Zwei Tage nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus passte Brooke mich draußen ab, als ich zu meinem Auto ging. Es war fast neun Uhr abends und schon dunkel. Es war das erste Mal, dass wir uns seit unserer Begegnung in Formans Haus sahen.

»Hallo«, sagte sie. Sie hielt etwas in der Hand.

»Hallo.«

Dann schwieg sie eine ganze Weile, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Sie betrachtete mich mit verkniffenem Mund und schmalen Augen. Es arbeitete in ihr, als wolle sie etwas sagen. Endlich sprach sie.

»Ich weiß nicht, was in diesem Haus passiert ist«, sagte sie. »Ich weiß nicht, warum er mich oder dich geschnappt hat oder

warum dieser andere Typ das Haus niedergebrannt hat. Es gibt sicher Gründe dafür, die gibt es immer, aber ich will sie, glaube ich, gar nicht wissen. Ich dachte sogar, du wärst …« Sie hielt inne und wandte den Blick ab.

Es gibt viele Gefühle, die ich bei anderen Menschen nicht wahrnehmen kann, doch den Satz Ich verlasse dich erkannte ich mühelos.

»Du bist wirklich mutig«, fuhr sie fort. »Und sehr nett.« Wieder hielt sie inne. »Ich will mich nur nicht daran erinnern, was da passiert ist. Das soll kein Teil meines Lebens sein.«

Es war genau wie mit meiner Mom und dem Dämon – sie wusste, dass es passiert war, wollte sich dem Erlebnis aber nicht stellen. Sie war der einzige Mensch auf der Welt, mit dem ich darüber reden konnte, und jetzt zog sie sich zurück. Von dem Erlebnis und von mir.

Ich wollte etwas sagen … und brachte kein Wort heraus. Manchmal kann man nicht reden, weil es nichts zu sagen gibt, und manchmal ist es zu viel.

»Hier.« Sie reichte mir einen kleinen schwarzen Gegenstand. Ich nahm ihn entgegen und achtete darauf, dass unsere Finger sich nicht berührten. Es war ein Handy. »Es hat Agent Forman gehört«, erklärte sie. »Ich hatte ganz vergessen,

dass ich es eingesteckt hatte, bis ich es heute Nachmittag in meiner Jackentasche fand. Die Polizei will es bestimmt sicherstellen, aber ich möchte nichts mehr damit zu tun haben. Kannst du es abgeben?«

»Klar«, sagte ich.

»Danke. Und noch einmal danke dafür, dass du mich dort herausgeholt hast. Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn du nicht …« Wieder eine Pause. »Tja, wir sehen uns dann.«

»Alles klar.«

Dann ging sie.

Ich war der mutige John, der Drachentöter, der das Königreich gerettet hatte und den Ruhm nicht ernten durfte. Ich hatte mich ins Verlies gewagt und keinen Schatz gefunden, sondern fünf Prinzessinnen gerettet und keine einzige abbekommen. Ich war der tapfere John.

Ich wusste, wer ich war.

Das Handy war besser als jeder Schatz – es war eine Landkarte der Unterwelt. Ich klappte es auf und überflog die Kontaktliste, auf der Name für Name erschien – Leute vom FBI und Kollegen bei der Polizei, Ärzte, Psychologen, Kriminologen und viele weitere. Irgendwo dazwischen, mit falschen Namen getarnt, waren die anderen. Dämonen. Crowley hatte sich von

ihnen abgesondert, doch Forman hatte sie alle gekannt. Wenn ich die richtigen Nummern wählte, konnte ich sie aufstöbern.

Auf einmal hielt ich inne. Beim Buchstaben N, zwischen NMHA und Norfolk – Büro entdeckte ich ein seltsames Wort: Niemand. Während eines Anrufs, den ich mitgehört hatte, hatte Forman einen anderen Dämon Niemand genannt, was ich zunächst nicht verstanden hatte. Anscheinend war es tatsächlich ein Name.

Ich wählte die Nummer.

Eine dünne, schwache Frauenstimme meldete sich. »Hallo, Kanta.« Kanta war anscheinend Formans Dämonenname, genau wie Crowley in Wirklichkeit Mkhai gewesen war. »In den Nachrichten hört man ja interessante Dinge über dich. Ich habe mich schon gefragt, ob du überhaupt überlebt hast.«

»Er hat nicht überlebt«, sagte ich. »Ich habe ihn getötet.«

Schweigen.

»Ich habe auch Mkhai getötet«, fuhr ich fort. »Zehntausende von Jahren, im Handumdrehen ausgelöscht.«

»Warum erzählst du mir das?«, fragte die Frau.

»Weil du die Nächste bist«, antwortete ich. »Ich bin der Dämonenjäger. Kommt und holt mich, wenn ihr euch traut.«

Danksagung

Dieses Buch hätte nicht ohne die tatkräftige Unterstützung meiner Agentin Sara Crowe entstehen können. Danken möchte ich zudem meinen Lektoren Carsten Polzin und Moshe Feder. Moshe schlug mir schon bei seinem ersten Anruf vor, aus Ich bin kein Serienkiller eine Buchreihe zu machen, und half mir, die entsprechenden Ideen zu entwickeln. Über das Ergebnis bin ich mehr als erfreut, und ich hoffe, Ihnen geht es genauso.

Viele wundervolle Menschen haben das Manuskript gelesen und durch ihre Kommentare sehr verbessert. Allen voran möchte ich die Mitglieder der Autorengruppe »Rats With Swords« nennen: Karla Bennion, Drew Olds, Ben Olsen, Janci Patterson, Brandon Sanderson, Emily Sanderson, Isaac Stewart, Eric James Stone und Rachel Whitaker. Zu den Testlesern zählten Dave Bird, Steve Diamond, Nick Dianatkhah, Bryce Moore, mein Bruder Rob und verschiedene andere Angehörige und Freunde. Erwähnen möchte ich auch meine Freundin Janella, die den Wunsch äußerte, auf besonders grausame Weise umgebracht zu werden, und meine Schwiegermutter Martha, die heimlich meine Frau anrief und sich erkundigte, ob

sie keine Angst hätte, mit mir allein zu sein. Diese Erinnerungen sind mir lieb und teuer.

Falls ich den einen oder anderen Namen vergessen habe, so möchte ich mich entschuldigen. Ich musste Platz für Danielle Olsen reservieren, die bei der Entstehung dieses Romans in keiner Weise mitgewirkt hat.

Zu diesem Buch

John Cleaver ist kein Serienmörder – oder doch? Aus dem Kampf gegen einen dämonischen Killer, der in Clayton County wütete, ist er als Sieger hervorgegangen. Doch damit ist die Bedrohung nicht gebannt. Ein neuer Killer treibt in der Kleinstadt sein Unwesen, finsterer und grausamer denn je. John allein erkennt ein furchterregendes Muster in den Mordtaten. Und er kommt damit nicht nur dem gesichtslosen Gegenspieler in die Quere, sondern bringt auch das Leben seiner Freundin Brooke in höchste Gefahr … Nach »Ich bin kein Serienkiller« der aufsehenerregende neue Horror-Thriller des amerikanischen Shootingstars Dan Wells.



Dan Wells, Anfang dreißig, studierte Englisch an der Brigham Young University in Provo, Utah. Der überzeugte Mormone war Redakteur beim Science-Fiction-Magazin »The Leading Edge«. Mit dem Erscheinen seines ersten Romans »Ich bin kein Serienkiller« hat der Horror ein faszinierendes neues Gesicht

bekommen. Mit »Mr. Monster« setzt er seine Trilogie um den jungen John Cleaver fort.

Sie interessieren sich
für weitere
elektronische Bücher
aus unseren Verlagen?
Dann besuchen Sie
uns im Internet unter
www.piper.de

Dort finden Sie
aktuelle Bestseller,
spannende Unterhaltung,
bewegende Geschichten
und interessante
Sachbücher.

Wenn Sie möchten, dass wir
Sie über unsere Bücher per

e-book

PIPER

Newsletter auf dem Laufenden halten, dann schreiben Sie an Patricia Schmid patricia.schmid@piper.de